

Joseph
Freiherr von
Eichendorff

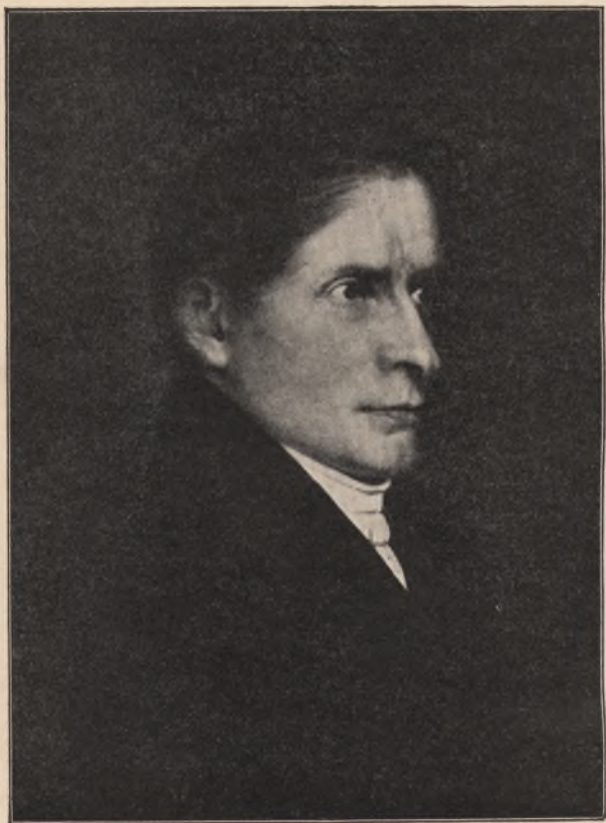
sein Leben u.
seine Schriften



E. S. Amelangs
Verlag
Leipzig

P. P. DOM KSIĄŻKI
— ANTYKWARIAT —

50.-
* 083840



Joseph Freiherr v. Juchaczewski.

Der Dichter im Jahre 1832.

501

Joseph Freiherr von Eichendorff

Sein Leben und seine Schriften

Von

Hermann Freiherrn von Eichendorff

Dritte Auflage, neubearbeitet

von

Karl Freiherrn von Eichendorff

und

Wilhelm Rosch



45/25.



G. F. Amelangs Verlag / Leipzig



8040 s

830 (091): 92 A/2

Alle Rechte vorbehalten.

ZBIORY ŚLĄSKIE

Altenburg
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

AKC K Nr 68274 S

Vorwort.

Jede Neubearbeitung ist ebenso verantwortungsvoll wie undankbar; verantwortungsvoll, weil man dem Text der Urfassung möglichst getreu folgen soll, undankbar, weil doch kein neues Werk dabei herauskommt. Besonders schwierig wird die Arbeit, wenn es sich, wie im vorliegenden Fall, um ein Buch handelt, dessen Entstehung über ein halbes Jahrhundert zurückreicht. Gerechtfertigt wird die Neuauflage freilich ohne weiteres. Eichendorffs Bedeutung für Schrifttum und Kulturentwicklung des deutschen Volkes erstrahlt von Jahr zu Jahr in hellerem Licht. Seine universale Persönlichkeit wirkt in die Tiefe und Breite zugleich. Heute hat er uns mehr zu sagen als mancher Klassiker, zu deren ersten GröÙen er sich nunmehr unbestritten gesellt.

Eine abschließende Biographie ist, so sehr z. B. Hans Brandenburgs Arbeit in mehr als einer Hinsicht Anerkennung verdient, vor Vollendung der historisch-kritischen Ausgabe, die unter den Zeitverhältnissen seit 1914 nur sehr langsam vorwärts kommt, unmöglich. Umgekehrt hat die Forschung Hermann von Eichendorff vielfach überholt. Dabei fußen die späteren Darsteller wie Reiter, Falke, Brandenburg in dem wichtigsten Tatsachenmaterial auf ihm, und da sie von vornherein darauf verzichten, wissenschaftlichen Ansprüchen im eigentlichen Wortsinn gerecht zu werden, erscheint der Fortschritt nur bedingt. Es sind Schriftsteller, Dichter, die sich an die weitesten Kreise des Publikums wenden und durch poetische Einfühlung den Mangel an historisch-philologischer Methode zu ersetzen suchen. So ist Hermann von Eichendorffs Arbeit in ihrem Kern und Wesen unentbehrlich geblieben, und man braucht sie nur mit den Biographien der Nachfolger zu vergleichen, um ihrer Vorbildlichkeit sich bewußt zu werden,

Nichts liegt demnach näher, als die wertvollste Biographie, berichtigt und ergänzt, neuerdings aufzulegen, damit sie die Lücke ausfüllen helfe, die bis zum Erscheinen jener das gesamte Lebenswerk überblickenden Darstellung unleugbar vorhanden ist.

Die bei Abfassung der Neuauflage maßgebend gewesenen Grundsätze erschöpfen sich in wenigen Sätzen: Der Wortlaut des ursprünglichen Textes erscheint tunlichst gewahrt, sogar die ästhetischen Würdigungen Schölls, die Hermann von Eichendorff ausführlich zitiert, haben wir beibehalten, weil die Stimme eines der besten zeitgenössischen Kritiker für Auffassung, Ton und Farbe der bald nach des Dichters Tod geschriebenen Biographie bezeichnend ist. Irrtümer dagegen, ebenso begreifliche optimistische Auffassungen oder allzu liebenswürdige Urtheile des anerkennenden Regierungsbeamten und Sohnes, den der Biograph nicht zu verleugnen vermochte, sind beseitigt worden, um der geschichtlichen Wahrheit (der Tatsachen) möglichst nahezu kommen. Die hauptsächlichsten neuen Forschungsergebnisse haben wir schließlich überall dort vermerkt, wo es, ohne den Rahmen der Darstellung zu sprengen und ihren Fluß zu stören, statthaft gewesen ist.

Der Leser wird nicht immer merken, wieviel an Erwägung und Überlegung hinter manchem neuen Wort, hinter mancher neuen Zeile steckt. Dankbar wollen wir jedoch jedem Vorschlag der Kritik sein, der Winke für Verbesserungen anläßlich einer weiteren Auflage bietet. Um so leichter wird dann diese selbst durchgeführt werden können, um so sicherer der Grundstein der künftigen, abschließenden Biographie im literarischen Erdreich haften.

Pfingsten 1923.

Karl Freiherr von Eichendorff
(Altenbeuern bei Rosenheim),

Wilhelm Rosch
(München, Renatastraße 7).

1. Lubowitz. Das Ronvitt.

(1788—1804.)

Wenige Gaue Deutschlands mag es geben, die in verhältnismäßig kleinem Raum ein so belebtes, reichbewegtes Bild gewähren wie Schlesien, jenes Land voll Mannigfaltigkeit und wechselnder Gegensätze. Mit seinen mächtigen Gebirgszügen, den höchsten nördlich der Alpen, und den weiten offenen Ebenen, mit seinen üppigen Fruchtfeldern, Wiesen und Obsthainen neben einsamen Öden, mit jener Fülle blühender Städte, stattlicher Dörfer und Landsitze neben oft irischer Armut, mit all den stolzen, geräuschvollen Wundern moderner Industrie mitten im Segen patriarchalischer Einfachheit, bildet es zugleich die alte Grenzmark deutschen und slawischen Wesens, wo verschiedene Völkerstämme, Sprachen und Bekenntnisse in engster Berührung sich kreuzen. Ein Übergangsland vom deutschen Norden zum Süden, wo die Pulse schon rascher gehen, die Herzen schon heißer schlagen, wird es bewohnt von einer geistig hochstehenden, fleißigen und tatkräftigen Bevölkerung, die an dem Kulturleben Deutschlands oft schon den hervorragendsten Anteil genommen hat, in Kunst und Wissenschaft, Handel und Verkehr, in aller Arbeit des Geistes immer unter den Ersten, dabei tapfer, genügsam, gutmütig, von heiterer Geselligkeit und trotz mancher ungünstiger Verhältnisse in der großen Mehrzahl wacker und fromm gesinnt. Vornehmlich Oberschlesien und da wieder sein westlicher, mehr dem Ackerbau ergebener Landstrich ist stets ein leuchtendes Vorbild gewesen. Allen Stürmen der Zeit widerstehend, selbst im Weltkrieg und nach dem großen Umsturz erprobt, verdient es in gleicher Weise den Ruhmestitel eines deutschen Bollwerks und eines Horts konservativer Gesinnung. Durch Mundart und Sitte den Stammesgenossen jen-

seits der Grenze im alten Österreich, heute in der Tschechoslowakei sich nähernd, empfindet der gesunde frische Oberschlesier seit alters Bedürfnis nach Sang und Sage. — Wer kennt nicht den vom urgermanischen Göttervater abgeleiteten Rübezahl, jenen echten Sproß der schlesischen Erde, die vielen bezeichnenden Lieder und Weisen, die dort von Geschlecht zu Geschlecht noch fortleben? Diese schöne, in vieler Beziehung so reichgesegnete Provinz ist die Heimat des gefeiertsten deutschen Romantikers.

Nach alten Familienaufzeichnungen stammt die Familie Eichendorff ursprünglich aus Bayern, wo sich unweit von Passau heute noch ein Marktflecken gleichen Namens befindet. Der Ahnherr des Geschlechts, ein bayerischer Krieger, soll um 928 im Kampfe gegen die heidnischen Wenden vom deutschen König Heinrich I. auf dem Schlachtfeld bei Alt-Brandenburg den Ritterschlag erhalten haben. Für die Richtigkeit dieser Überlieferung ist ein Nachweis nicht zu erbringen, konnten doch trotz eingehendster Nachforschungen in bayerischen Archiven nicht einmal für das Vorhandensein einer eingegangenen Burg oder eines Rittersitzes bei dem erwähnten Ort Anhaltspunkte gewonnen werden. Es darf hiernach als feststehend gelten, daß das im Erzstift Magdeburg bei Calbe gelegene Eichendorf, das nachweislich bis gegen Mitte des 15. Jahrhunderts der Familie gehörte, auch ihr Stammsitz war.

1237 wird ein Mitglied des Hauses Conradus de Eichendorp in einer Urkunde der Äbtissin Gertrud von Quedlinburg als Zeuge genannt. Ein Zweig hatte sich schon sehr früh nach der Altmark gewandt, wo er nach dem Landbuch Kaiser Karls IV. 1375 mit dem seit langer Zeit Schulenburgischen Schlosse Angern belehnt war.

Mit der vorschreitenden Kolonisation der zwischen Elbe und Oder sich hinziehenden Landschaften verbreitete sich auch die Familie Eichendorff allmählich über diese

hinaus. Schon seit Ende des 13. oder Beginn des 14. Jahrhunderts blühte eine Linie in der Mark, wo sie sich namentlich in den heutigen Kreisen Ober-Barnim und Lebus mit mehreren ansehnlichen Gütern wie Schulzendorf, Reichenberg, Bollersdorf, Ihlow, Herzhorn, Möglin, Straußberg und Pilgram in die erste Reihe des Großgrundbesitzes gestellt hatte. Außerdem saßen Träger des Namens noch auf Gütern der Kreise Sternberg und Storkow. Nur die bereits 1466 urkundlich erwähnte Eichendorfer Mühle an der Stobberow nächst Reichenberg erinnert die Gegenwart an die mittelalterlichen Herren jener ausgedehnten Besitzungen.

Einige Geschlechtsangehörige hat der Dreißigjährige Krieg in das Fürstentum Jägerndorf geführt. Der Ahnherr dieses schlesischen Astes Hartwig Erdmann wurde Rat des Fürsterzbischofs von Olmütz, sowie des Fürsten von Liechtenstein, der in den reichen Grenzmarken weite Bodenstrecken erwarb, Oberstlandrichter des Fürstentums Jägerndorf und kaiserlicher Rat. 1676 erfolgte durch Kaiser Leopold II. seine Ernennung zum Landeshauptmann und drei Jahre später seine Erhebung in den alten Herren- und Freiherrenstand des Königreichs Böhmen.

Die Wiege der Familie Eichendorff in Schlesien wurde Deutsch-Krawarn unweit der Hauptstadt Troppau. Es blieb bis 1782 in deren Besitz. Der durch seine Vermählung mit Karoline Freiin von Kloch wirtschaftlich bereicherte Vater des Dichters, Adolf Freiherr von Eichendorff, übernahm bald nach dem Verkauf von Deutsch-Krawarn die Güter Lubowitz und Radoschau, kaufte 1791 die Herrschaft Tost-Weiskretscham und 1793 die auf beiden Seiten der Oder sich ausdehnende Besitzung Slawikau, wozu Grzegorzowitz, der Oderwald, Summin und Gurek gehörten. Gleichzeitig wurde er infolge des Aussterbens der mährischen Linie Mitbesitzer des Lehngutes Sedlnitz.

Durch kluge Bewirtschaftung und zeitgemäße Verbesserungen gelang es dem rührigen und umsichtigen

Schloßherrs bald, die Erträgnisse seiner Güter zu verdoppeln. Wenn trotzdem im Napoleonischen Zeitalter der Zusammenbruch nicht zu vermeiden war, so trugen die allgemeinen Verhältnisse, die den Grundbesitz mit langjährigen schweren Kriegslasten überbürdeten, die Hauptschuld. Hierzu kam, daß die Instandsetzung der von dem früheren Eigentümer im verwahrlosten Zustande angekauften Güter Lubowiz und Radoschau und die Vollendung des Schloßbaues in Lubowiz so große Summen verschlangen, wie sie Adolf von Eichendorff nicht zur Verfügung standen. Jüdische Wucherer in Breslau und Ratibor benutzten seine zeitweilige Verlegenheit, um allmählich den gesamten Grundbesitz in ihre Hände zu bringen. Der wirtschaftliche Verfall des Adels und die Judenemanzipation gingen damals Hand in Hand.

Am Ausgang des 18. Jahrhunderts sah es freilich noch anders aus. Dem am 10. März 1788 in Lubowiz geborenen Joseph Freiherrn von Eichendorff war es beschieden, in jungen Jahren die ganze Entwicklung von Glanz und Glück bis zum Verlust des heißgeliebten Vaterhauses durchzukosten.

Eine Stunde von Ratibor, unweit der Oder, die hier ihre ersten Segel sieht, erhebt sich, von heiterer Höhe ringsher Umschau haltend, Schloß Lubowiz. Weiß und schlank emporstrebend aus den Wipfeln und Blüten eines reizenden Gartens, der sich mehrere Hügel hinab bis zum nahen Strome zieht und in dessen Schattentüble Nachtigallen und Wasserkünste wetteifernd jeden neuen Frühling begrüßen, hebt es weithin sichtbar die lichten Formen malerisch gegen den dunkeln Hintergrund der Karpathen- und Sudetenberge ab.

Bis 1822 im Besitz der Familie Eichendorff, wurde das „stille hohe“ Haus, wie der Dichter es nennt, in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts in englischem Stil umgebaut. Die Innenräume der beiden Stockwerke blieben jedoch wesentlich erhalten, darunter das Geburts-

zimmer Josephs und seines Lieblingsbruders Wilhelm, das Sterbegemach der Eltern und die ehemals mit alten Kupferstichen geschmückten sogenannten Paradesstuben. Als stummer Zeuge der festesfrohen Eichendorffschen Zeit steht noch heute der gewölbte, anderthalb Stockwerk hohe und mit Balken für die Musikanten versehene Tanzsaal unverändert da. Üppiger Efeu hat nunmehr die hohen Fenster überzogen und jenen Raum in geheimnisvolles Dunkel gehüllt, der in der „alten schönen Zeit“ der Veranstaltung großer Gastmähler und Winterbälle diente. Gleich im ersten Jahr nach dem Ausbau des Schlosses fand am Namenstag der Guts herrin ein glänzendes Fest statt, zu dem mehr als hundert geladene und ungeladene Gäste erschienen.

Seine Geburt und ihre näheren Umstände schildert der Dichter selbst überaus stimmungsvoll und launig in einem fragmentarischen Kapitel: „Der Winter des Jahres 1788 war so streng, daß die Schindelnägel auf den Dächern krachten, die armen Vögel im Schlaf von den Bäumen fielen, und Rehe, Hasen und Wölfe ganz verwirrt bis in die Dörfer flüchteten. In einer Märznacht desselben Winters gewahrte man auf dem einsamen Landschloß zu Lubowitz ein wunderbares, geheimnisvolles Treiben und Durcheinanderrennen, treppauf, treppab, Lichter irrten und verschwanden an den Fenstern, aber alles still und lautlos, als schweiften Geister durch das alte Haus. Mein Vater ging in dem großen, von einer Wachskerze ungewiß beleuchteten Tafelzimmer auf und nieder, von Zeit zu Zeit horchte er bald in die Nebenküche, bald in den tiefverschneiten Hof hinaus; dann trat er unruhig ans Fenster, hauchte die prächtigen Eisblumen von den Scheiben und betrachtete den weiten gestirnten Himmel. Die Konstellation war überaus günstig. Jupiter und Venus blinkten freundlich auf die weißen Dächer, der Mond stand im Zeichen der Jungfrau und mußte jeden Augenblick kulminieren. Da schlug plötzlich ein Hund an tief unten

im Dorf, drauf wieder einer, immer mehrere und näher, eine Peitsche knallte, und Pferdegetrappel ließ sich im Hofe vernehmen. „Endlich!“ rief mein Vater, eilig vor die Haustür hinausstürzend. Eine auf Rufen gesezte, festverschlossene, altmodische Karosse dunkelte aus dem dicken Dampf der Pferde wie aus einem Zauberrauch, in welchem der Kutscher seine erstarrten Arme gleich Windmühlenflügeln hin und her bewegte. „Bitte, Herr Doktor,“ sagte mein Vater, selbst den Kutschenschlag öffnend, „Sie sind wohl gar drin eingeschlafen?“ — „Auf Ehre, ein klein wenig!“ war die Antwort, und aus dem Wagen erstaunlich fix sprang zu aller Verwunderung anstatt des erwarteten Doktors ein langer schmaler Kerl, den niemand kannte, in einer ganz knappen verschossenen Livree, aus welcher beim hellen Mondschein sein Ellbogen glänzte, daß einem innerlich fror, wenn man ihn ansah. Mein Vater betrachtete ihn voller Erstaunen, der Fremde nahm schnell eine Handvoll Schnee und rieb sich damit die halberfrorene Nase, der Kutscher fluchte, der Schnee knirschte unter den Tritten, der Hofhund bellte — da wurde ich in der Stube neben dem Tafelzimmer geboren. Mein Vater, da er einen Rindschrei hörte, blickte erschrocken nach dem Himmel: der Mond hatte soeben kulminiert! Um ein Haar wäre ich zur glücklichen Stunde geboren worden, ich kam gerade nur um anderthalb Minuten zu spät, und zwar in der Konfusion mit den Füßen zuerst; man sagt, ich habe damit einen Entrecht gemacht.“

Des Dichters Vater, der auf Anordnung der Obervormundtschaft in sehr jugendlichem Alter in die preußische Armee eingetreten und zum Offizier befördert war, stellte sich als Mann von gebiegener, doch mehr praktischer Bildung, sowie klarem, ruhigem Verstande dar, fromm und ehrenfest in Wandel und Gesinnung, dabei mitten im Luxus eines oft verschwenderisch reichen Lebens für seine eigene Person bis zur Sonderbarkeit einfach und anspruchslos und von einer vielleicht nur zu oft miß-

brauchten Herzensgüte. Zwar starb die Mutter Adolfs erst 1798 in Radoschau, aber nach dem frühzeitigen Tod des Vaters war die Erziehung des Knaben in die Hand ständig wechselnder Vormünder gelegt, und so suchte Adolf den Segen eines glücklichen Familienlebens, dessen er hatte entbehren müssen, später als sein kostbarstes Kleinod sich zu wahren und war seiner eigenen Familie jederzeit ein musterhafter Gatte und Vater. Empfänglich für alles Hohe und Schöne, wo immer er es traf, und nicht selten überraschend genial in seinem Urtheil, blieb er einer begeisterten Auffassung doch in gewisser Befangenheit durchaus fremd, alles Außergewöhnliche im Leben, insbesondere auch die Dichtkunst mehr achtend als begreifend.

Eine geistvolle, lebendige, überall entschieden und tätig eingreifende Frau war dagegen die Mutter, die, von bedeutender Schönheit und ihrem Gatten bereits im siebenzehnten Lebensjahr vermählt, Geselligkeit und heiteren Glanz gern um sich sah und zu verbreiten wußte, wenn gleich auch ihr eine eigentlich poetische, idealistische Richtung, die hervorragende Gabe ihrer sämtlichen Kinder, versagt war.

Das Schloß zu Lubowiz war der stete Mittelpunkt eines regen Verkehrs, wo mannigfache Festlichkeiten sich folgten und Gäste von nah und fern zusammengeführt wurden, die, kürzere oder längere Zeit verweilend und oft von bedeutendem Ansehen, auf das Leben im elterlichen Hause anregend einwirkten und zur frühen geistigen Entwicklung der Kinder viel beitragen mußten. Auch die politischen Verhältnisse der damaligen Zeit, die in Eichendorffs leider bloß bruchstückhaftem „Bilderbuch aus meiner Jugend“ und den Erinnerungen „Der Adel und die Revolution“ dereinst ihren literarischen Niederschlag finden sollen, die blutigen Stürme der französischen Staatsumwälzung, mit deren Beginn der Dichter das Licht der Welt erblickt hatte, und die in dunklen Wettern selbst dem engeren Vaterlande

immer näher drangen, konnten nicht verfehlen, den jugendlichen Geist, von der heiteren Oberfläche des Lebens hinwegziehend, schon früh zu klären und zu vertiefen.

Noch in späteren Jahren pflegte Eichendorff gern zu erzählen, mit welcher fieberhafter Ungeduld in jener Zeit der tägliche Postbote aus der benachbarten Stadt erwartet wurde, und welchen überwältigenden Eindruck die wechselnden Pariser Nachrichten hinterließen, die der Vater allabendlich im Kreise seiner Familie aus den Zeitungen mittheilte.

Von sieben Kindern waren den Eltern zwei Knaben und eine Tochter erhalten geblieben, die, treulich gehegt und gepflegt, vor allem dem Vater mit wahrhaft enthusiastischer Bärtlichkeit anhängen. Die Erziehung Josephs und seines um zwei Jahre älteren, ebenfalls hochbegabten Bruders Wilhelm leitete als Hofmeister ein würdiger, einsichtsvoller Geistlicher, der nachmalige Pfarrer und Erzpriester Heintze, von dem die beiden auch später stets nur voll Hochachtung sprachen, und dessen reines, echt kindliches Gemüt ihn gleichzeitig zum persönlichen Freunde der heranwachsenden Jünglinge geeignet machte. Daß die Erziehung keine weiche war, beweist schon eine mit „Trauerzeit 1799“ überschriebene Notiz Josephs, in der er die im Laufe einer Woche erhaltenen Strafen aufzählt. Am Schluß schreibt der kleine Dolder wehmütig: „Ich denk, es ist dessen genug.“ Sein lebhafter Geist, verbunden mit Gründlichkeit, Fleiß und Ausdauer, drängte beständig vorwärts. Statt wie andere Altersgenossen an lärmende Spiele zu gehen, arbeitete er in seinen Mußestunden unter anderem an einer illustrierten Naturgeschichte, die er mit selbst-kolorierten Abbildungen von allerlei Tieren und Pflanzen und mit begleitendem Texte versah, entwarf er in bunten Farben die künstlichsten, für sein damaliges Alter von ungewöhnlichem Nachdenken zeugenden Schlachtpläne, verfaßte er bereits in seinem zehnten Lebensjahr ein mehr-aktiges Trauerspiel aus der römischen Geschichte, das

ihn beim Niederschreiben und so oft er es von neuem überlas, bis zu Tränen rühren konnte. Gleichzeitig (1798) begann er Tagebuchaufzeichnungen. Sie bedeuten die wertvollste Quelle für die Kenntniss seiner Jugend.

Allerlei die Phantasie nährenden Reisebeschreibungen und Übersetzungen englischer und französischer Romane, welche die nicht immer gehörig gehütete Bibliothek seines Vaters in großer Auswahl bot, die alten schlichten Volksbücher mit ihren einfach derben Holzschnitten, besonders aber die Leidensgeschichte des Herrn, sowie endlich der treuherzige Wandsbecker Bote bildeten die heißgeliebte Lektüre des Knaben, mit der er sich gern im Wipfel hoher Bäume wiegte, oder infolge deren er verschiedene liebgewordene Plätze im Garten zu Ehren des bewunderten Claudius mit dem Namen Hamburg oder Wandsbek bezeichnete. Ein Rußbaumwäldchen im Schloßpark, auf einem Abhang an der Oder gelegen, der sogenannte Hasengarten, wo er noch in späteren Zeiten dichtend oft gewohnt und dem er in seinem schönen Gedicht „Abschied von Lubowiz“ ein Denkmal der Erinnerung gesetzt, war schon damals sein Lieblingsaufenthalt. Im Schatten gelagert, lauschte er hier oft den tausend Stimmen der Natur und ließ, gedankenvoll über den Garten in die ferne glänzende Landschaft hinausschauend, Ahnungen in sich wach werden, die von einer bedeutenden Zukunft sprachen und den Willen befestigten, sich eine solche zu schaffen. In dem Roman „Ahnung und Gegenwart“, der überhaupt viele Erinnerungen und Porträts aus des Dichters Jugend enthält, schildert er die Stimmung seiner eigenen Kinderjahre also:

„Da saß ich denn einsam im Garten und las die Magelone, Genoveva, die Haimonskinder und vieles andere unermüdet der Reihe nach durch. Am liebsten wählte ich dazu meinen Sitz in dem Wipfel eines hohen Birnbaumes, der am Abhange des Gartens stand, von wo ich dann über das Blütenmeer der niederen Bäume weit ins Land schauen konnte

oder an schwülen Nachmittagen die dunklen Wetterwolken über den Rand des Waldes langsam auf mich zukommen sah.“

„Ich weiß nicht, ob der Frühling mit seinen Zauberlichtern in diese Geschichten hineinspielte, oder ob sie den Lenz mit ihren rührenden Wunderscheinen überglänzten — aber Bäume, Wald und Wiesen erschienen mir damals anders und schöner. Es war, als hätten mir diese Bücher die goldnen Schlüssel zu den Wunderschätzen und der verborgenen Pracht der Natur gegeben. Mir war noch nie so fromm und fröhlich zumute gewesen. Selbst die ungeschickten Holzstiche dabei waren mir lieb, ja überaus wert. Ich erinnere mich noch jezt mit Vergnügen, wie ich mich in das Bild, wo der Ritter Peter von seinen Eltern zieht, vertiefen konnte, wie ich mir den einen Berg im Hintergrunde mit Burgen, Wäldern, Städten und Morgenglanz ausschmückte und in das Meer dahinter, aus wenigen groben Strichen bestehend, und die Wolken drüber, mit ganzer Seele hineinsagelte. Ja, ich glaube wahrhaftig, wenn einmal bei Gedichten Bilder sein sollen, so sind solche die besten. Jene feinen sauberen Kupferstiche mit ihren modernen Gesichtern und ihrer bis zum kleinsten Strauche ausgeführten festbegrenzten Umgebung verderben und beengen alle Einbildung, anstatt daß diese Holzstiche mit ihren verworrenen Strichen und unkenntlichen Gesichtern der Phantasie, ohne die doch niemand lesen sollte, einen frischen unendlichen Spielraum eröffnen, ja sie gleichsam herausfordern.“

„Aber diese Herrlichkeit dauerte nicht lange. Mein Hofmeister, ein aufgeklärter Mann, kam hinter meine heimlichen Studien und nahm mir die geliebten Bücher weg. Ich war untröstlich. Aber Gott sei Dank, das Wegnehmen kam zu spät. Meine Phantasie hatte auf den waldgrünen Bergen, unter den Wundern und Helden jener Geschichten gesunde freie Luft genug eingesogen, um sich des Anfalls einer ganzen nüchternen Welt zu erwehren. Ich bekam

nun dafür Campes Kinderbibliothek. Da erfuhr ich denn, wie man Bohnen steckt, sich selber Regenschirme macht, wenn man etwa einmal wie Robinson auf eine wüste Insel verschlagen werden sollte, nebstbei mehrere zuckerbackene edle Handlungen, einige Elternliebe und kindliche Liebe in Scharaden. Mitten aus dieser pädagogischen Fabrik schlugen mir einige kleine Lieder von Matthias Claudius rührend und lockend ans Herz. Sie sahen mich in meiner prosaischen Niedergeschlagenheit mit so schlichten, ernstern, treuen Augen an, als wollten sie freundlich tröstend sagen: „Lasset die Kleinen zu mir kommen!“ Diese Blumen machten mir den farb- und geruchlosen, zur Menschheitsfaat umgepflügten Boden, in welchen sie seltsam genug verpflanzt waren, einigermassen heimatisch. Ich entsinne mich, daß ich in dieser Zeit verschiedene Plätze im Garten hatte, welche Hamburg, Braunschweig und Wandsbek vorstellten. Da eilte ich denn von einem zum andern und brachte dem guten Claudius, mit dem ich mich besonders gerne und lange unterhielt, immer viele Grüße mit. Es war damals mein größter innigster Wunsch, ihn einmal in meinem Leben zu sehen.“

„Bald aber machte eine neue Epoche, die entscheidende für mein ganzes Leben, dieser Spielerei ein Ende. Mein Hofmeister fing nämlich an, mir alle Sonntage aus der Leidensgeschichte Jesu vorzulesen. Ich hörte sehr aufmerksam zu. Bald wurde mir das periodische, immer wieder abgebrochene Vorlesen zu langweilig. Ich nahm das Buch und las es für mich ganz aus. Ich kann es nicht mit Worten beschreiben, was ich dabei empfand. Ich weinte aus Herzensgrunde, daß ich schluchzte. Mein ganzes Wesen war davon erfüllt und durchdrungen, und ich begriff nicht, wie mein Hofmeister und alle Leute zu Hause, die doch das alles schon lange wußten, nicht ebenso gerührt waren und auf ihre alte Weise so ruhig fortleben konnten.“

So träumerisch der schöne Knabe wohl oft erscheinen mochte, so fest und heiter konnte er auch wieder auf der

anderen Seite sein. Schon früh ein geübter Schwimmer und Reiter, begleitete er seinen Vater gern auf anstrengenden Jagden, betrieb den Vogelfang mit wahrer Leidenschaft, versäumte nie die Gelegenheit zu Tanz und Lust und durchstreifte meist in Gesellschaft seines Bruders die nahe und entfernte Umgegend unermüdlich. Die liebsten Ausflüge galten dabei immer dem in geheimnissvoller Abgeschiedenheit an einem stillen Weiher aufragenden, hügelumsäumten, väterlichen Jagdschloß Summin, darüber Tag und Nacht Wald und Wind gleichförmig herabtauschten, sowie dem großartigen Toster Schloß, wo die Eltern während der heißen Jahreszeit eine kurze Sommerfrische zu nehmen pflegten. Der stolze Bau, 1811 durch eine Feuersbrunst leider zu einer Ruine umgewandelt, hatte mit seinen vielen Türmen, Erkern und Schießscharten ein noch ganz feudales mittelalterliches Gepräge. Zahlreich gehegte Damhirsche ergingen sich auf dem steilen, wildebewachsenen Berge, von dem die Burg finsterschweigend auf das Städtlein herablickte, das zu seinen Füßen Berg und Park freundlich umkränzte.

Das nahe Ratibor und Troppau fügten zu dem allen noch theatralische Genüsse, indem während der zahlreich besuchten Jahrmärkte umherziehende Schauspielertruppen dort ihre frei eingerichteten Bühnen aufschlugen und selbst unter den gebildeten Gästen in der Regel dankbare Zuschauer fanden.

Wenn Eichendorff irgendwo sagt: „Wer einen Dichter recht verstehen will, muß seine Heimat kennen, auf ihre stillen Plätze ist der Grundton gebannt, der dann durch alle seine Bücher wie ein unaussprechliches Heimweh fort klingt,“ so gilt dies ganz eigentlich auch von ihm selbst. Seine Heimat ließ ihn nicht los, sie blieb die Seele und Sehnsucht seiner Dichtung, der malerische Hintergrund seiner Gestalten und Bilder, und es ist geradezu rührend und tief bezeichnend, wenn wir selbst noch in Entwürfen zu Dichtungen, die in seinem späten Alter entstanden,



Miniaturbildnis des Dichters aus dem Jahre 1800.

Bemerkungen finden wie „Robert kommt wieder nach Hause (Lubowiz), Stilleben im Lubowizer Garten“ usw. Solche ausdrückliche Hinweise finden sich fast in allen Plänen und Entwürfen.

Es war in der That eine goldene Zeit. Herzmenschen vom Schlag des „Herrn Kaplan“ Ciupke, der im Jugenddasein Josephs und seines Bruders eine noch größere Rolle spielte als Heinke, der brave Förster Sontag, von dem sich auch der heranwachsende Freiherr jede steife Förmlichkeit verbat und nur geduldet werden wollte, nebst anderen treuherzigen Gutsinsassen und -angestellten, bevölkerten das Stilleben des Lubowizer Kindheitsparadieses.

Eine ganz neue Welt eröffnete sich dem Knaben, als die Eltern 1799 mit ihren Kindern einen längeren Aufenthalt in Karlsbad und Prag nahmen, wohin die Reise mit allem schwerfälligen Prunkte damaliger Zeit in einer Reihe stattlicher Wagen mit Vorreitern, Fosen, Jägern und Heiducken über Breslau und Dresden ging. Achtspännig zogen die Herrschaften in das Weltbad ein.

Bald hernach, im Herbst 1801, verließen Joseph und Wilhelm das elterliche Haus, um auf dem katholischen Gymnasium zu Breslau ihre weitere Ausbildung zu erhalten. Die katholischen Lehranstalten der damaligen Zeit, meist hervorgegangen aus ehemaligen Jesuitenschulen, hatten zwar sämtliche Unterrichtsgegenstände mit den protestantischen Gymnasien gemein, aus der klösterlichen Vergangenheit aber noch manche Eigentümlichkeiten mit herübergenommen. Dahin gehörten die sogenannten Konvikte, wo die Schüler, aus den Freischülern oder Fundatisten und den wohlhabenden Pensionären bestehend, unter Aufsicht der Lehrer gemeinschaftlich wohnten, täglich den Gottesdienst besuchten, mehrmals im Jahr größere Musikaufführungen veranstalteten und zur Weihnachts- und Faschingszeit theatralische Vorstellungen gaben, die gewöhnlich von einem zahlreichen, besonders dazu eingeladenen Publikum besucht wurden und nicht selten zu

wirklich in ihrer Art ausgezeichneten Leistungen Gelegenheit gaben. Zu den dramatischen Aufführungen wählte man freilich nicht mehr wie früher feierliche Schauspiele religiösen Inhalts, sondern der aufgeklärten Zeitrichtung entsprechend sentimentale Stücke aus Weises sehr beliebtem „Kinderfreund“ oder frivol-tändelnde Roßebuaden.

Mit dem Gymnasium verbunden war das St. Josephskloster. Hier nun fanden die beiden Brüder in den nächstfolgenden drei Jahren Aufnahme und Erziehung, während sie zugleich die obersten Klassen des Gymnasiums besuchten, das sich unter Leitung des Direktors Köhler eines wohlverdienten Rufes erfreute. Von einer klösterlichen Zucht konnte man gleichwohl nicht sprechen. Wenn auch Eichendorff später in seinem „Erlebten“ ganz allgemein derartige Internate ablehnte, er selbst litt jedenfalls unter keinem Zwang, wie sich aus seinen Tagebuchaufzeichnungen ergibt, die von lauter übermütigen Streichen berichten. Kleine Gelage, Konditionen genannt, sorgten für harmlose Unterhaltung, die freilich mitunter in blutige Schlägereien ausarteten. Raum ein Tag verging ohne Belustigung. Ausflüge, musikalische und theatralische Genüsse, Bälle und Schlittensfahrten waren den Jünglingen gestattet, die auf diese Weise unschwer den Zutritt zur akademischen Freiheit fanden. Jedenfalls verstanden es die Lehrer, die Zügel immer lockerer werden zu lassen, so daß die Sechzehn- bis Achtzehnjährigen keine Ursache hatten, heimlich auf Abwege zu geraten. Auch im gastlichen Hause des Weihbischofs, späteren Fürstbischofs J. E. von Schimonsky, in der Familie Salice und bei den Ellguther Tanten von Kloch verkehrten die Brüder Eichendorff mit Vorliebe. Das Zusammenleben der Schüler förderte wie üblich den Geist der Satire. Vor allem der gemeinsame Mittagstisch wurde zur Zielscheibe des Spottes genommen. Erzieher und Zöglinge mußten herhalten. Auch eine handschriftliche Wochenzeitung gab es, an der Eichendorff eifrig mitarbeitete; in Abschriften machte sie die Runde.

Die in des Dichters Nachlaß vorgefundenen Verse der Frühzeit offenbaren eine starke Fähigkeit, Selbsterlebtes und Selbstgelesenes miteinander zu verbinden und daraus Neues zu gestalten. Hier dürfen wir die Wurzeln seiner echten Begabung suchen, die sich in Heidelberg entfalten und 1809 bis 1810 in Lubowitz und Berlin zu voller Blüte entwickeln sollte.

Auf die wissenschaftlichen Studien wurde gleichwohl der größte Eifer verwandt, und die halbjährigen Schulzeugnisse rühmten wiederholt die „vielversprechenden Geistesanlagen“ und großen Fortschritte der Brüder. Insbesondere hatte Joseph das Studium der griechischen Klassiker und da vor allem des Homer mit solcher Vorliebe ergriffen, daß er während des Winters 1803 bis 1804 geraume Zeit hindurch heimlich und wider das ausdrückliche Verbot der beaufsichtigenden Lehrer ganze Nächte im ungeheizten Schlafzimmer mit der Lektüre jener Dichter verbrachte, wobei ihm sein Stubenkamerad Gesellschaft leistete. Diese jugendliche Unbesonnenheit sollte indes bald hart gebüßt werden. Sein Studiengenosse, ein hoffnungsvoller Knabe vom Lande, einziger Sohn armer Eltern, zog sich durch jene anstrengenden Nachtwachen eine heftige Erkrankung und raschen Tod zu. Joseph war davon auf das tiefste ergriffen und widmete dem Freund einen warmen poetischen Nachruf, der seinen ganzen ursprünglichen Schmerz rührend aussprach und zu den schönsten Bekenntnissen seiner Jugend gehört.

Einen großen Teil der Abende nahm übrigens der den Konviktschülern sehr liberal gestattete Besuch des Breslauer Theaters in Anspruch, wo der junge Dichter neben damals beliebten Opern und Schauspielen, die man jetzt größtentheils kaum mehr dem Namen nach kennt, auch schon die Mozartschen Tonwerke, sowie Dramen von Goethe und Schiller bewundern lernte; diese verfehlten nicht eines gewaltigen Eindrucks, zumal sich unter den darstellenden

Kräften Berühmtheiten wie Bethmann, Unzelmann u. a. befanden.

Auch bei theatralischen Aufführungen im Konvikt waren Joseph und Wilhelm lebhaft beteiligt. Nicht nur die gesamte Zurüstung der Bühne, die Beschaffenheit der Garderobe, Bemalung und Aufbau der Kulissen ward mit großer Vorliebe betrieben, sondern auch als Darsteller in den Stücken selbst waren sie gern und mit Beifall tätig. Joseph trat dabei wiederholt auch in weiblichen Rollen auf, und in einer solchen war es, wo er durch sein anmutiges Spiel so viel Aufsehen erregte, daß die unter den Zuschauern befindliche Gemahlin des nachmaligen österreichischen Ministers Grafen Sedlnitzky sich den Knaben nach beendetem Spiele vorstellen ließ und ihm unter Anspielung auf die dargestellte Rolle ihren Fächer als Andenken überreichte.

Ernstere Musik wurde im Konvikt außerordentlich gepflegt, und die regelmäßig wiederkehrenden Aufführungen bedeutender Tonwerke sowie die sorgfältig gewählte tägliche Tafelmusik, lediglich von Böglingen des Konvikts dargeboten, reiften schon früh die große Liebe für die Tonkunst und jenes feine sichere Verständnis derselben, die Eichendorff auszeichnete, wenngleich er selbst in späterer Zeit das Musizieren nicht weiter übte. Strauß freilich schreibt in seinem Heidelberger Tagebuch, daß das Gitarrespiel Josefs ihn begeistert habe. Wilhelm spielte verschiedene Instrumente meisterhaft und beschäftigte sich auch in der Folge mehrfach mit eigenen Vertonungen, die von einem entschiedenen Beruf zeugten, indes nur in Freundeskreisen bekannt wurden.

Die halbjährig wiederkehrenden Schulferien führten das Brüderpaar regelmäßig auf einige Zeit in das elterliche Haus zurück, und das heimatlche Leben verfehlte nicht, immer wieder von neuem seinen alten Zauber auszuüben. Meist begleitet von jungen Freunden aus dem Konvikte, genossen sie die häusliche Heimat so ganz und so aus vollem

Herzen, daß sie die dort im Stil Jean Pauls verlebten Tage wohl mit Recht als „Lubowitzer Jubelperioden“ im Tagebuch bezeichnen konnten. Manchen seiner Breslauer Gefährten blieb unser Dichter in treuer Lebensfreundschaft bis an sein Ende verbunden.

Im Frühjahr 1804 hatten die Brüder den Gymnasialkursus soweit beendet, daß sie sich bereits mit Universitätsstudien trugen. Der zurückhaltende Vater freilich hatte Bedenken, sie jetzt schon, im 16. und 17. Lebensjahr, einer fernen Hochschule anzuvertrauen, und so verweilten sie daher in Gesellschaft ihres ehemaligen Erziehers Heinke noch ein weiteres Jahr in Breslau, einige akademische Vorlesungen, namentlich diejenigen des klassischen Philologen Manso über Horaz, Virgil, Herodot und Sophokles besuchend. Auch wurde Privatunterricht in der Physik, neueren Philosophie, Englisch und Französisch genommen.

Als endlich auch der Aufenthalt in Breslau sich im Frühjahr 1805 seinem Abschluß näherte, ward vor der Abreise in munterer Gesellschaft schnell noch eine letzte Wanderung nach dem majestätischen Zobtenberge unternommen, der eine prächtige Rundschau über ganz Schlesien gewährt. Von seiner Höhe wurde „dem lieben Vaterländchen aus voller Kehle ein stürmisches Valet zugerufen“, in Breslau selbst wurden „die hundert- und einfältigen Abschiedsvisiten“ erledigt, und dann eilte man über Lubowitz froh dem freien Halle zu, wo die flügge gewordenen Studenten die Rechtswissenschaft zu ergreifen gedachten.



2. Halle und Heidelberg.

(1805—1810.)

Die Alma Mater zu Halle war in jener Zeit eine der besuchtesten Universitäten Deutschlands, berühmt durch einen Kreis höchst bedeutender Lehrer, unter denen vor allem Friedrich August Wolf, Schleiermacher und Steffens hervorragten, Männer, die der Hochschule einen früher nicht vorhandenen Glanz verliehen. Eine zahlreiche lecke Jugend aus allen Gauen Deutschlands war hier versammelt, die den Wissenschaften mit allem Ernst oblag, zum großen Teil aber auch Tag und Nacht lärmend die Straße füllte und in ihren bunten phantastischen Trachten, die nach den Landsmannschaften wechselten, bald mit Helm, Sporen und Hiebern, bald mit Gitarre und Geige versehen, der kleinen unfreundlichen Stadt ein so wunderliches Ansehen verlieh, daß man sich oft mitten im tollsten Mummenschanz zu befinden glaubte. Lange Wanderzüge zu Fuß, Roß oder Wagen, mit Gesang und Jubel die ganze Umgegend durchziehend, kennzeichneten den Studentensitz schon von weitem.

Im Mai 1805 waren die Brüder Eichendorff in dieser neuen Welt angelangt und gaben sofort dem Professor Wolf ein Empfehlungsschreiben ihres Landsmannes, des Grafen Haugwitz, ab, das aber keinen sonderlichen Erfolg hatte. Denn der boshaft-satirische Gelehrte sagte nur: „Wer ist denn dieser Haugwitz . . . ist das etwa derselbe, der auch manchmal in Journalen lateinische Verse übersetzt? Ach ja, ich erinnere mich, er schrieb, als er noch hier studierte, meine Hefte immer am reinlichsten ab.“

Obwohl eine persönliche Annäherung auch in der Folge nicht stattfand, blieben die Brüder während ihres anderthalbjährigen Aufenthaltes in Halle doch stets eifrige Schüler des genialen Forschers, von dessen anregenden

Vorträgen über klassisches Altertum sie keinen versäumten. Auch den philologischen Lektionen des Hofrats Schük sowie den philosophischen Vorlesungen ihres schlesischen Landsmanns Rayßler, der, ursprünglich katholischer Geistlicher, dann Protestant und Rationalist, durch seine trockene und verschrobene Lehrweise freilich nur geringen Anklang fand, widmeten sie neben den juristischen Fachstudien ihre Aufmerksamkeit.

Von besonderer, für das ganze Leben entscheidender Bedeutung aber wurde Halle für unseren Dichter durch die romantische Richtung, die wie ein Geistesfrühling plötzlich über die erstaunte Welt wehend und erfrischend hereingebrochen war und gerade in Halle führende Geister versammelte. Hier sollte auch Eichendorff die ersten Fühler nach dem Reich der blauen Blume ausstrecken, und es konnte nicht fehlen, daß der lebhafteste, seelenvolle Jüngling sich sogleich mächtig von ihr angezogen fühlte, wie denn überhaupt alle begabtere Jugend damals zu dieser Fahne hielt.

Vor allem war es Steffens, der, selbst noch im ersten Mannesalter, weniger begründend als prophetisch andeutend, mit seinem zündenden Wort die neuen Bahnen wies. Seine Vorträge über Naturphilosophie versammelten stets einen Kreis begeisterter Jünger und waren von außerordentlicher Wirkung. Welchen wahrhaft hinreißenden Zauber dieser Nordländer auszuüben vermochte, davon legt allein schon eine Stelle in Schleiermachers Briefwechsel ein merkwürdiges Zeugnis ab. Im März 1805 nämlich schreibt der besonnene Theologe an eine Freundin: „Du weißt, liebe Freundin, ich bin ebensowenig hochmütig als bescheiden; aber nie habe ich einen Mann so aus vollem Herzen und in jeder Beziehung über mich gestellt als diesen, den ich anbeten möchte, wenn es Mann gegen Mann geziemte. Zuerst, seine Ehe ist eine rechte Ehe im ganzen Sinne. Man sieht äußerlich nicht viel davon, aber es ist innerlich die schönste Wahrheit. Mit welchem

Enthusiasmus ergießt er sich über sein Verhältniß zu ihr, mit welcher Rindlichkeit gibt er den vertrauteren Freunden kleine Züge von ihrer Tiefe, von ihrer Religiosität, von ihrer Gemüthlichkeit, immer mit den schönsten Tränen in den Augen. Und dann der ganze Mensch ist über alle Beschreibung herrlich, so tief, so frei, so wichtig, als Friedrich Schlegel nur immer sein kann. Im Philosophiren mit einer viel größeren Lebendigkeit noch, mit einer glühenden Beredsamkeit, selbst in unserer, ihm eigentlich fremden Sprache, ist er nicht nur durchaus rechtlich und von aller Parteisucht entfernt, sondern durch und durch heilig und in dem Sinne, in welchem ich es ehren und lieben muß, milde. Kannst Du Dir denken, wie der erste Naturphilosoph bis zu hellen Tränen gerührt von einem köstlichen Sonnenuntergang scheidet, den wir oben auf dem Petersberg hatten? Aber dieser ist auch ein wahrer Priester der Natur . . . Es ist zwischen Steffens und mir eine wunderbare Harmonie, die mir große Freude macht und mir gleichsam eine neue Bürgschaft gibt für mich selbst. Wenn er im Gespräch sittliche Ideen äußerte, so sind es immer die meinigen, und was ich von der Natur verstehe und von mir gebe, fällt immer in sein System. Auch unsere Zuhörer merkten es, wie wir uns — von ganz verschiedenen Seiten ausgehend, also daß es nichts anderes sein kann als die reine innere Harmonie — immer im Mittelpunkt vereinigen und einander in die Hände arbeiten.“

Auch ihm hatte sich Eichendorff mit dem ganzen Enthusiasmus edler Jugend angeschlossen, und Steffens' Vorträge waren für ihn gleichsam die Vorschule zur Romantik, während er sich daneben in Novalis vertiefte und mit „Sternbalds Wanderungen“ manchen herrlichen Sommermorgen auf dem nahen Siebichenstein verbrachte. Mit Goethes Dichtungen beschäftigte er sich damals ebenfalls viel, sie immer wieder mit neuer Bewunderung lesend und in sich aufnehmend. Von seinen eigenen dichterischen

Erzeugnissen jener Zeit, meist lyrischen Charakters, hat sich wenig mehr erhalten; mit der Form noch ringend, kam er über Nachahmungen der Frühklassiker und ihrer Zeitgenossen zunächst kaum hinaus.

Nichts weniger als Kopfhänger, wußte der Jüngling auch im äußeren Leben sich nach wie vor frisch zu tummeln, dem Frohen überall noch froh entgegenkommend. In der Schwimmschule der Halloren, die in ihrer altertümlichen Tracht Schwäger und Duzbrüder aller Studenten waren, zum vollendeten Meister ausgebildet, durchschnitt er als kühner Schwimmer fast täglich allein oder im raschen Wettkampf die Fluten der Saale. Der erlangten Fertigkeit überließ er sich dabei nicht selten mit tadelnswerter Verwegenheit. So geschah es z. B. während eines Besuches in der Heimat, daß er, mit den Eltern an den Ufern der Oder spazierengehend, sich plötzlich, sein fünfjähriges Schwesterchen am Arm, in den Strom stürzte und mit ihr schwimmend dem andern Ufer zueilte, zum nicht geringen Entsetzen der erschreckten Eltern. Dem oft rohen und wüsten Treiben der sogenannten Landsmannschaften durchaus fern, hielt der Studiosus doch im übrigen wacker zu seinen engsten Stammesbrüdern, an deren Lustbarkeiten und Aufzügen er sich gern beteiligte. Auch den Kreis seiner näheren Bekannten bildeten damals noch ausschließlich Landsleute. Gemeinsam mit den Brüdern Eichendorff hatten sich diese im Wirtshaus „Zu den drei Königen“ in der Ulrichsgasse einquartiert und trieben als die „Dreikönigliche Hausburschenschaft“ von dort aus manchen Mutwillen. In solcher Gesellschaft, bisweilen in stattlichem „Burschenwids“ der Schlesier, ward an heiteren Tagen über Land geritten und so auch die weitere Umgebung, Merseburg, Naumburg, Leipzig, wiederholt heimgesucht.

In Leipzig lernte Eichendorff bei dieser Gelegenheit zum erstenmal Jfflands Spiel kennen, der im Sommer 1805 daselbst eine Reihe von Vorstellungen gab und natürlich auch von Halle viele Besucher anzog. Am lebhaftesten

aber blieb der Verkehr mit Lauchstädt, dem nahen Badeort, wo gerade damals Goethe sich aufhielt und die weimarischen Schauspieler unter seiner Leitung während der Sommerzeit — von den Studenten Lauchstädter Zeit genannt — Vorstellungen veranstalteten. Von diesen äußerte Goethe selbst: „Eigentlich erholte sich das weimarische Theater erst durch einen längeren Aufenthalt in Halle und Lauchstädt, wo man vor einem gleichfalls gebildeten, zu höheren Forderungen berechtigten Publikum das Beste, was man liefern konnte, zu leisten genötigt war; das Repertorium dieser Sommervorstellungen war vielleicht das bedeutendste, was die weimarische Bühne, wie kaum eine andere, in so kurzer Zeit gedrängt aufzuweisen hatte.“ Diese Vorstellungen — es wurden auch antike Dramen mit der ganzen Szenerie des antiken Theaters aufgeführt — fesselten den jungen Eichendorff, ungemein und nicht leicht ging eine derselben ungesehen vorüber. Mächtig wie die Darstellungen wirkte aber auch die Anwesenheit Goethes, dessen erste Bekanntschaft unser Dichter in Galls Vorträgen über Schädellehre gemacht hatte, und auf dessen Gestalt während der Vorlesungen in der Regel fast aller Blicke hafteten.

Im Herbst 1805 unternahmen die Brüder in Begleitung des treuen Dieners Schöpp von Halle aus eine größere Reise durch Norddeutschland, zum Teil zu Fuß. Sachsen, das waldgrüne, sang- und sagenreiche Thüringen, vor allem der Harz wurden nach allen Richtungen durchstreift. Und wie mächtig die Eindrücke waren, davon gibt die ausführliche Beschreibung im Tagebuch beredte Kunde. In Hamburg, Lübeck und an den Gestaden des Meeres machte man Rast. Den 18. September 1805, an dem der junge Dichter zum erstenmal an die Elbmündung kam, bezeichnete er als einen der schönsten Tage seines Lebens, seine Fahrt nach Lübeck und an die Ostsee hinaus als Krone und Gipfel seiner Reise: „Travemünde allein mit seinen Herrlichkeiten war der ganzen Reise wert, und

ewig wird der Anblick des Meeres meiner Seele vor-schweben.“

Unter den biographischen Fragmenten, die Eichendorff kurz vor seinem Tode begonnen hat, findet sich auch ein Aufsatz, „Halle und Heidelberg“ überschrieben, in dem der greise Verfasser einzelne Bilder seiner Jugend vorführt. Wie glücklich sie gewesen war, tritt uns aus diesen Aufzeichnungen lebendig entgegen. Das Halle seiner Studienzeit skizziert er, nachdem er kurz vorher von den geistigen Strömungen auf den damaligen Universitäten Deutschlands gesprochen, darin also:

„Am auffallendsten wohl zeigte sich die Verwirrung, welche diese plötzliche Revolution der Geister anrichtete, auf der damals frequentesten Universität, in Halle, weil dort das heterogenste Material auch den entschiedensten Kampf provozierte. Hier trennte sich alles in zwei Haupt-lager, in das stabile der Halbinvaliden und das bewegliche des neuen Freikorps, während das letztere wieder in mehrere verschiedenartige Gruppen zerfiel, welche aber von der Jugend, die noch nicht so ängstlich sondert, unter dem Begriff der Romantik zusammengefaßt wurden. An der Spitze der Romantiker stand Steffens. Jung, schlank, von edler Gesichtsbildung und feurigem Auge, in begeisterter Rede kühn und wunderbar mit der ihm noch fremden Sprache ringend: so war seine Persönlichkeit selbst schon eine romantische Erscheinung und zum Führer einer begeisterungsfähigen Jugend vorzüglich geeignet. Sein freier Vortrag hatte durchaus etwas Hinreißendes durch die dichterische Improvisation, womit er in allen Erscheinungen des Lebens die verhüllte Poesie mehr divinierte als wirklich nachwies. Am unmittelbarsten mußte diese Naturphilosophie begreiflicherweise die Medi-ziner berühren, unter denen die besseren Köpfe sich jetzt von der bisherigen Empirie zu dem ritterlichen Reil und Froriep wandten, die überall auf das geheimnisvolle Walten höherer Naturkräfte hindeuteten. — Eine andere

Gruppe wieder bildeten die jungen Theologen, welche sich um Schleiermacher scharten. Dieser merkwürdig komponierte Geist schien seiner ursprünglichen stachelichten Anlage nach zum Antipoden der Romantik geeignet, und doch hielt er wacker zu ihr und hat auf demselben platonischen Wege der Theologie, die damals zum Theil in toten Formeln, zum Theil in fader Erfahrungsseelenlehre sich erging, wieder Gemüt erobert: eine Art von geharnishtem Pietismus, der mit scharfer Dialektik alle Sentimentalität männlich zurückwies. Am entferntesten wären vielleicht die Philologen geblieben, hätte nicht Wolf, obgleich persönlich nichts weniger als Romantiker, hier wider Wissen und Willen die Vermittlung übernommen durch den divinatorischen Geist, womit er das ganze Altertum wieder lebendig zu machen wußte, sowie durch eine geniale Humoristik und den schneidenden Witz, mit dem der stets Streitlustige gegen Schüz und andere, welche die Alten noch immer mumienhaft einzubalsamieren fortfuhren, fast in dramatischer Weise beständig zu Felde lag. — Zwischen diese Gruppen klemmte sich endlich noch eine ganz besondere Spezies von Philosophen herein, die den unmöglichen Versuch machten, die Kantische Lehre ins Romantische zu übersetzen. Hierher gehörte Professor Kayßler, ein ehemaliger katholischer Priester, der geheiratet und nun gleichsam zur Rechtfertigung dieses abenteuerlichen Schrittes sich eine noch abenteuerlichere Philosophie erfunden hatte. Er hatte es indes, als doppelter Renegat, mit den Kantianern und den Romantikern verdorben; seine trockenen abstrusen Vorträge fanden nur unter seinen schlesischen Landsleuten geringen Anklang, und wir wollten ihn hier nur nennen, um das Bild der damaligen elementarischen Gärung möglichst zu vervollständigen. — Gegenüber allen diesen neuen Bestrebungen lag aber die breite schwere Masse der Kantischen Orthodoxen und der Stockjuristen, sämtlich von dem wohlfeilen Kunststück vornehmen Ignorierens fleißig Gebrauch machend; unter den letzteren

einerseits Schmalk, der nachherige Geheimrat der Demagogenjäger, der die Kantsche Philosophie, die er vor kurzem sich in Königsberg geholt, auf seine faselige Weise elegant zu machen suchte; andererseits Dabelow, König, Woltär u. a., die von der Philosophie überhaupt nichts wußten.“

„Übrigens stand Halle, so unfreundlich auch die Stadt und ein großer Teil ihrer Umgebung ist, in jener Zeit noch in mancherlei lokalem Rapport mit der romantischen Stimmung. Der nahe Siebichenstein mit seiner Burg-ruine, an die sich die Sage von Ludwig dem Springer knüpft, war damals noch nicht modern englisiert und eingeeht wie jetzt und bot in seiner verwilderten Einsamkeit eine ganz artige Werkstatt für ein junges Dichterherz . . . Völlig mystisch dagegen erschien gar vielen der am Siebichenstein belegene Reichardtsche Garten mit seinen geistreichen und schönen Töchtern, von denen die eine Goethesche Lieder komponierte, die andere sogar Steffens' Braut war. Dort aus den geheimnisvollen Bosketts schallten oft in lauen Sommernächten, wie von einer unnahbaren Zauberinsel, Gesang und Gitarrenklänge herüber, und wie mancher junge Poet blickte da vergeblich durch das Gittertor oder saß auf der Gartenmauer zwischen den blühenden Zweigen die halbe Nacht, künftige Romane vorausträumend. — Nicht allzufern davon aber, um auch in dieser Beziehung die Gegensätze zu vervollständigen, bewohnte Lafontaine ein idyllisches Landhaus. Man erzählte von ihm, daß er selbst an seinen schlechten Romanen eigentlich am wenigsten schuld sie, daß ihn vielmehr seine Verleger von Zeit zu Zeit nach Berlin verlockten und dort so lange gleichsam eingesperrt hielten, bis er einen neuen dicken Roman fertig gemacht, was er denn, um nur wieder freizukommen, jedesmal mit unglaublicher Geschwindigkeit besorgt habe. Und hiermit stimmte in der That seine ganze äußere Erscheinung. Es war ein bequemer, freundlicher, lebensfroher Mann, der jetzt, da die Zeit seine Sentimentalität quiesziert hatte, sich getrost auf das Übersetzen alter Klassiker verlegte und

wie ein harmloser Revenant unter der verwandelten Generation umherging.“

„Von nicht geringerer Bedeutsamkeit war auch die Nähe von Lauchstädt, wo die weimarischen Schauspieler während der Badesaison Vorstellung gaben. Diese Truppe war damals in der That ein merkwürdiges Phänomen und hatte unter Goethes und Schillers persönlicher Leitung wirklich erreicht, was späterhin andere, z. B. Immermann in Düsseldorf, vergeblich anstrebten, nämlich das Theater zu einer höheren Kunstanstalt und poetischen Schule des Publikums emporzuheben. Sie hatten allerdings, und wir möchten fast hinzufügen, glücklicherweise, keine eminent hervorragenden Talente, die durch das Hervortreten einer übermächtigen Persönlichkeit so oft die Harmonie des Ganzen mehr stören als fördern, gleichwie die sogenannten schönen Stellen noch lange kein Gedicht machen. Aber sie hatten, was damals überall fehlte, ein künstlerisches Zusammenspiel. Denn eben jener höhere Aufschwung der waltenden Intentionen hob alle gleichmäßig über das Gewöhnliche und schloß das Gemeine oder Mittelmäßige von selbst aus, jeder hatte ein intimeres Verständnis seiner Kunst und seiner jedesmaligen Aufgabe und ging daher mit Lust und Begeisterung ans Werk. Und so durften sie wagen, was den berühmtesten Hoftheatern bei unverhältnismäßig größeren Kräften noch gar nicht in den Sinn kam. Mitten in der allgemeinen Misere der Rothebuaden und Pffländerei eroberten sie sich kühn ganz neue Provinzen; gleichsam die Tragweite der Kunstwerke und des Publikums nach allen Seiten hin prüfend, brachten sie Calderon auf die Bühne, gaben den Markos und den Ton der Schlegel . . . usw. — Man kann sich leicht denken, wie sehr dieses Verfahren gerade das empfänglichste und dankbarste Publikum der Studenten enthusiasmieren mußte. Die Komödienzettel kamen des Morgens schon gleich Götterboten nach Halle herüber und wurden, wie später etwa die politischen Zeitungen und Kriegsbulletins,

beim „Ruchenprofessor“ eifrigst studiert. War nun eines jener literarischen Meteore oder ein Stück von Goethe oder Schiller angekündigt, so begann sofort eine wahre Völkerwanderung zu Pferde, zu Fuß oder in einspännigen Rabrioletts, nicht selten einer großen Retirade mit lahmen Säulen und umgeworfenen Wagen vergleichbar; niemand wollte zurückbleiben, die Reicheren griffen den Unbemittelten mit Entree und sonstiger Ausrüstung willig unter die Arme, denn die Sache wurde ganz richtig als eine Nationalangelegenheit betrachtet. In Lauchstädt selbst aber konnte man, wenn es sich glücklich fügte, Goethe und Schiller oft lebhaftig erblicken, als ob die olympischen Götter wieder unter den Sterblichen umherwandelten. Und außerdem gab es dort auch vor und nach der Theatervorstellung in der großen Promenade noch eine kleine Weltkomödie, in welcher, wenigstens in den Augen der jüngeren Damen, die Studenten selbst die Heldenrollen spielten. Diese fühlten sich überhaupt hier wahrhaft als Musensöhne, es war ihnen zumute, als sei dies alles eigentlich nur ihretwegen veranstaltet, und sie hatten im Grunde recht, da sie vor allen anderen das rechte Herz dazu mitbrachten.“

„Dieses Alt-Halle'sche Leben aber wurde im Jahre 1806 beim Zusammensturz der preußischen Monarchie unter ihren Trümmern mitbegraben. Die Studenten hatten unzweideutig Miene gemacht, sich in ein bewaffnetes Freikorps zusammenzutun. Napoleon, dem hier zum erstenmal ein Symptom ernstern Volkswillens gleichsam prophetisch warnend entgegentrat, hob daher zornentbrannt die Universität auf, die Studenten wurden mit unerhörtem Vandalismus plötzlich und unter großem Wehgeschrei der Bürger nach allen Weltgegenden auseinandergetrieben und mußten, ausgeplündert und zum Teil selbst der nötigsten Kleidungsstücke beraubt, sich einzeln nach Hause betteln. — Wunderbarer Gang der Weltgerichte, dieselben, vom übermütigen Sieger in den Staub

getretenen Jünglinge sollten dereinst siegreich in Paris einziehen!“

Am 16. Oktober 1806 hatte bekanntlich Bernadotte die Stadt nach einem heftigen Straßenkampfe eingenommen, bald danach war die Aufhebung der Universität erfolgt, die unter anderem auch dem großen Wolf Veranlassung gab, sich dem fremden Eroberer leider klein genug zu zeigen.

Noch vor dem Eintritt jener Katastrophe, im August 1806, hatten die Brüder Eichendorff Halle verlassen und sich in Begleitung ihres Kameraden Forche in die Heimat begeben. Die Ankunft der Halleschen Gesellschaft in Lubowik ward mit jugendlichem Übermut der gesamten Umgegend sofort durch allerhand Kundgebungen signalisiert. Nicht allein wurden schon am Abend der Rückkehr aus den Fenstern und von den Altanen des Schlosses nach allen Richtungen Pistolen und Böller abgefeuert und Raketen abgebrannt, sondern auch noch bei Anbruch des nächsten Tages die befreundeten Familien der Nachbarschaft mit Feuersprizen und Gießkannen heimgesucht, so daß die Überraschten sich plötzlich mit einer unbarmherzigen Wasserkanonade begrüßt sahen, die, mit der gleichen Waffe erwidert, in der Regel in allgemeinen Scharmükeln heiter endete. Wie gewöhnlich wechselten auch jetzt wieder auf Lubowik in bunter Folge Festlichkeiten und geselliger Verkehr aller Art, an denen der junge Eichendorff mit seinen Genossen mehr oder minder lebhaft beteiligt war. An den Abenden pflegte man selbsterfundene dramatische Scherze oder lebende Bilder mit Instrumentalbegleitung aufzuführen, die, gewöhnlich von Wit und Laune getragen, die ältere Gesellschaft so ergöhten, daß sie nicht oft genug wiederholt werden konnten.

Salz und Seele aller solcher Schwänke war der Ortskaplan von Lubowik. Unererschöpflich in Erfindung und Ausführung phantastischer Scherze, wußte er denselben stets eine tiefere, oft ironische Bedeutung zu geben. „Seine Gemütsart war wirklich durchaus dunkel und melancholisch.

Die eine Hälfte seines Lebens hindurch war er bis zum Tode betrübt, mürrisch und unbehilflich, die andere Hälfte lustig bis zur Ausgelassenheit, witzig, sinnreich und geschickt, so daß die meisten, die sich mit einer gewöhnlichen Betrachtung der menschlichen Natur begnügen, ihn für einen zwiefachen Menschen hielten. Es war aber eben die Tiefe seines Wesens, daß er sich niemals zu dem ordentlichen, immer gleichförmigen Spiele der anderen an der Oberfläche bequemen konnte, und selbst seine Lustigkeit, wenn sie oft plötzlich ausbrach, war durchaus ironisch und fast schauerlich. Dabei waren alle Schmeicheltünste und alltäglichen Handgriffe, sich durch die Welt zu helfen, seiner spröden Natur so zuwider, daß er selbst die unschuldigsten gebräuchlichsten Gunstbewerbungen, ja sogar unter Freunden alle äußeren Zeichen der Freundschaft verschmähte. Vor allen sogenannten klugen, gemachten Leuten war er besonders verschlossen, weil sie niemals weder seine Betrübniß, noch seine Lust verstanden und ihn mit ihrer angebildeten Alterweisheit von allen Seiten beengten.“

Gutmütig, ohne gebildetes Verständniß für Poesie, in seiner bizarren Eigentümlichkeit aber selbst eine poetische Erscheinung, war er der stete Freund und Begleiter der jungen Brüder. In seiner einsamen Behausung weilten diese oft, in die anregendsten Gespräche vertieft, während der „Herr Kaplan“ sich eifrig mit der Anfertigung von mechanischen Gegenständen der verschiedensten Art beschäftigte, für die er nie eine Anleitung erhalten.

Eichendorff, der die innerste Natur desselben am besten zu befreien verstand und mit dem merkwürdigen Mann noch später lange Jahre hindurch in Freundschaft verbunden blieb, hat ihm in seinem Roman „Ahnung und Gegenwart“ unter dem Namen Viktor ein Denkmal liebender Erinnerung gesetzt. Er sagt daselbst von ihm zum Schluß: „Und Du seltsamer, guter, geprüfter Freund, ich brauche Dich und mich nicht zu nennen; aber Du wirfst uns beide in tiefster Seele erkennen, wenn Dir diese Blätter vielleicht

einmal zufällig in die Hände kommen. Dein Leben ist mir immer vorgekommen wie ein uraltes, dunkel verbautes Gemach mit vielen rauen Ecken, das unbeschreiblich einsam und hoch steht über den gewöhnlichen Hantierungen der Menschen. Eine alte verstimmte Laute, die niemand mehr zu spielen versteht, liegt verstaubt auf dem Boden. Aus dem finsternen Erker siehst Du durch bunt und phantastisch gemalte Scheiben über das niedere, emsig wimmelnde Land unten weg in ein anderes, ruhiges, wunderbares, ewig freies Land. Alle die wenigen, die Dich kennen und lieben, siehst Du dort im Sonnenschein wandeln, und das Heimweh befällt auch Dich. Aber Dir fehlen Flügel und Segel, und Du reißest in verzweifelter Lustigkeit an den Saiten der alten Laute, daß es mir oft das Herz zerreißen wollte. Die Leute gehen unter vorüber und verlachen Dein wildes Geklimper; aber ich sage Dir, es ist mehr göttlicher Klang darin als in ihrem ordentlichen, allgepriesenen Geleier.“ — Als einfacher Landpfarrer hat der Freund in hohem Alter sein Dasein beschossen, ohne Namen in der Welt, aber eingetragen in das Buch des Lebens.

Häufig verkehrte Eichendorff zu jener Zeit auch in Troppau, wo ein naher Verwandter sich während des Winters in der Regel aufhielt, und wo vielfache Verbindungen mit dem österreichischen Adel unterhalten wurden, der sich dort zahlreich zusammenfand. Zu poetischen Schöpfungen ließ das bewegte äußere Leben kaum die nötige Sammlung und Zeit. Jean Pauls Werke scheinen den Jüngling damals viel beschäftigt zu haben.

Die tragischen Geschehnisse des Vaterlandes störten indes gar bald auch die heitere Geselligkeit auf Schloß Lubowitz. Der erschütternden Kunde von den Schlachten bei Jena und Auerstädt, dem Falle der Festungen Spandau, Stettin, Küstrin, Magdeburg folgte unmittelbar auf dem Fuße der Einmarsch der feindlichen Heere in Schlesien, wo auch Breslau und fast sämtliche feste Plätze binnen kurzer Zeit in die Hand des Feindes fielen. Schrecken und Bestürzung

verbreiteten sich über das Land; alle Heerstraßen waren mit Fliehenden, Gefangenen und Verwundeten bedeckt; auf den Eichendorff'schen Gütern wurden eiligst alle Sachen von Wert eingepackt und vergraben oder in das nahe Ausland geflüchtet. Die gefürchtete Plünderung blieb zwar aus, aber Brandschatzungen, Einquartierungen, Beschlagnahmen und Auflagen aller Art sogen und zehrten gewaltig am Wohlstande der Gegend und des einzelnen. Die heftige Beschießung der unfern Feste Kosel, die nach tapferer Gegenwehr des Kommandanten von Neumann endlich auch fiel, machte selbst noch in Lubowitz alle Fenster erklimmen und lockte seine Bewohner häufig auf die umliegenden Höhen, wo man ängstlich des Verlaufes harrete.

Wenn Eichendorff bald hernach in sein Tagebuch die Worte schrieb: „Politische Morgenröte einer schöneren Zeit durch die Nachricht von den Siegen der Russen und der deutschen Theilnahme Österreichs,“ so sollte doch diese bessere Zukunft noch lange nicht erscheinen, die Schmach und die Erniedrigung Deutschlands vielmehr immer noch unerträglicher werden. Waren doch die Handlanger des fremden Eroberers, die als Unterdrücker nun in Schlesien eingezogen waren, selber Deutsche, Angehörige der Rheinbundsstaaten! Patriotischer Unmut kochte in den Herzen der Jünglinge, die auf Lubowitz so frohe Tage miteinander verlebt hatten. Freund Forche trat in den österreichischen Militärdienst, die Brüder Eichendorff aber faßten den Entschluß, sich zunächst zur Fortsetzung ihrer Studien nach Dorpat zu begeben, um dort eine, wie sie glaubten, freiere Zufluchtsstätte zu finden.

Der Tag der Abreise war bereits bestimmt, als dieser Plan noch rückgängig und auf anderweitigen wiederholten Rat Heidelberg zum nächsten Bestimmungsort ersehen wurde.

Es ist leicht möglich, daß der Entwicklungsgang unseres Dichters ein wesentlich anderer geworden wäre, hätte man an der Wahl Dorpats festgehalten. Heidelberg, wo so

viele Berührungen mit verwandten Geistern und Verhältnissen stattfinden sollten, vertiefte die in Halle gewonnene romantische Richtung, sie schnell zu glänzender Blüte entfaltend. Durch das Zusammenwirken der günstigsten Umstände bekam Eichendorffs poetischer Beruf in Heidelberg erst seine eigentliche Weihe und den Stempel seiner Eigentümlichkeit.

Nicht ohne besondere Wehmut verließ man diesmal nach achtmonatigem Aufenthalt das teure Lubowik. Außer dem „Herrn Kaplan“ war es diesmal vor allem eine „Madame Hahmann“, die hochbegabte Gattin des Justitiars Hahmann, in Ratibor, die sich einen dauernden Platz in den Herzen der Jünglinge erobert hatte. Die raffige, lebenslustige, wenn auch nicht gerade hübsche Frau übte einen sprühenden, magnetischen Zauber auf die beiden aus. Ihr gelten einige Gedichte Eichendorffs, so „Das Zaubernetz“, „Es waren zwei junge Grafen“, „Beim Erwachen. An M. H.“ u. a.

Im Frühjahr 1807 erfolgte die Abreise nach Heidelberg. Höchst romantisch fuhr man über Brünn, wo von allen Fenstern Nachtigallen schlügen und junge Menschen auf der Straße schön zur Gitarre sangen und Eichendorff den ersten Brief nach Hause schrieb. Auf dem Selben Berg sah man noch einmal rückwärts über ganz Brünn und sein Wahrzeichen, den Spielberg, dann ging es weiter nach Jglau und Linz zu. Regensburg, Nürnberg, Ansbach bildeten die nächsten Hauptstationen vor Heidelberg, wo am 17. Mai die Einfahrt stattfand. Im Tagebuch wird die ganze Reise voll Jugendbegeisterung beschrieben.

Trotz der paradiesischen Natur, die den Dichter-Studenten zu Heidelberg in kaum geahnter Schönheit empfing und zum heitersten Genuße lockte, war sein Aufenthalt auch dort durch strengen Fleiß und angespannte Tätigkeit bezeichnet.

Schon mit dem frühesten Morgen zur Arbeit sich erhebend, widmete er nicht nur unter des herrlichen Thibaut

Leitung dem Studium der Rechtswissenschaften die ernsteste Ausdauer, sondern fand auch noch Zeit, sich unausgesetzt mit den alten Sprachen zu beschäftigen, philologische und philosophische Vorlesungen zu besuchen, französischen und italienischen Sprachunterricht zu nehmen, sowie mit Vorliebe Gesang und Gitarrespiel zu pflegen. Der italienischen Sprache ward er schon damals so mächtig, daß er sich mit Eleganz in ihr unterhielt und einst in munterer Gesellschaft als Italiener eingeführt werden konnte, ohne daß die anwesenden wirklichen Italiener die Täuschung sogleich gewahr wurden. Mit der älteren italienischen Literatur machte er sich vornehmlich vertraut, gleichzeitig suchte er Goethes Wilhelm Meister in die ihm vertraute Sprache zu übertragen.

Eine große Streitfrage bildete lange Zeit die Teilnahme Eichendorffs am Heidelberger Kreis der Arnim, Brentano und Görres. Die Frage ist auch heute noch nicht völlig gelöst. Denn wichtige Teile des Eichendorffschen Tagebuchs fehlen, ebenso briefliche Zeugnisse, die diesen Mangel beheben könnten. Hat es neben jenem Romantikerkreis damals und dort noch einen zweiten unter den Studenten gegeben, mit Isidorus Orientalis, dem Grafen Loeben, als Mittelpunkt? Zweifellos bestand zwischen den studierenden Altersgenossen ein innigerer Verkehr, als er zwischen Eichendorff und dem älteren, bereits angesehenen Triumvirat möglich war. Zweifellos beeinflusste der romantische Schwarmgeist Loeben seinen ebenfalls dichtenden Standesgenossen aus Schlesien, zweifellos verband die jungen Leute eine vertraute, persönliche Freundschaft, wenigstens anfangs, wo der ältere Loeben mit seinen literarischen Beziehungen der Gebende, Eichendorff der Nehmende war. Aber der Einfluß von Görres, Brentano, Arnim erwies sich bald als stärker und dauerte an, während die Hingabe an Isidorus Orientalis immer mehr kritischen Erwägungen Platz machte und endlich völlig erlosch. Höchstens das pietätvolle Gedenken der Heidelberger Tage mit ihrer

jugendlichen Freundschaftsglut fachte in der Zwischenzeit ab und zu die verglimmende Asche zu einem neuen Flämmchen der Erinnerung an. Wie aber prägte sich der Anblick der großen Heidelberger in dem Gedächtnis des werdenden Mannes ein, mit welcher Treue und Begeisterung hielt er an ihnen fest bis an die Schwelle des Greisenalters, da er im „Erlebten“ Rückschau über die eigene Vergangenheit hielt! Man muß sich dieses ganzen tiefgehenden Unterschiedes bewußt werden, um die innere Wahrheit dessen zu erfühlen, was sich mit Mitteln äußerlicher Behelfe kaum je wird genau beweisen oder widerlegen lassen.

Wir dürfen die Freundschaft Loebens mit Eichendorff nicht in Abrede stellen, aber auch nicht überschätzen. Und wir dürfen ebensowenig die Anziehungskraft des Heidelberger Dreigestirns außer acht lassen, um das Eichendorff kreiste wie ein Trabantstern des Jupitersystems. Der unbestrittene Jupiter aber hieß Görres.

Bald nach seiner Ankunft in Heidelberg hospitierte Eichendorff bei Görres über den Himmelsbau: „Blaß, jung, wildbewachsen, feuriges Auge, fast wie Steffens, aber monotonen Vortrag. Nach dem Kollegium führte uns Herr Julius bei ihm auf, wobei wir uns lange über Steffens und über die Franzosen (er wahr und witzig) unterhielten.“ Der Verkehr mit Görres hielt an. Ob und inwieweit die Brüder damals auch schon Arnim und Brentano in mündlicher Aussprache begegneten, entzieht sich unserer Kenntnis. Daß die Herausgeber von „Des Knaben Wunderhorn“ schon als Görres' Freunde für Eichendorff in den Kreis des inneren Erlebens treten mußten, bedarf wohl keines weiteren Beweises, gehörten doch die drei Romantiker sozusagen zum Tagesgespräch der Heidelberger akademischen Welt. Anderseits standen die Brüder auch in der Loebenschen Gesellschaft (Isidorus Orientalis, Astralis, Dionysos) ein wenig außerhalb. Astralis hieß in Wirklichkeit Budde und war wie Dionysos Strauß protestantischer Theologiestudent. Beide um-

schwärmten den Grafen Loeben wie einen Gott. Diese bildeten den engeren Kreis. Die größeren „Feste“ wurden stets ohne die Brüder gefeiert. Auch spätere Mittheilungen Straußens und Loebens lassen nur die Annahme eines poetischen Dreibundes zu, mit dem Eichendorff zwar verkehrte, allein ohne allzu vertraut zu werden. Wie hätte er auch als Katholik in einem rein protestantischen Zirkel vollberechtigte Aufnahme finden können!

So grundverschieden Loeben und Eichendorff in ihrem innersten Wesen waren, auf ihr persönliches Verhältniß übte der Gegensatz anfangs keinen Einfluß aus. Loeben war unserem Dichter mit so warmer Freundschaft entgegengekommen, daß Eichendorff ihn durchaus lieb gewann und auf Wunsch Loebens beide bald das brüderliche Du miteinander austauschten. Loeben war es denn auch, dem Eichendorff zuerst seine bis dahin zurückgehaltenen Verse offenbarte, und der für den dichtenden Anfänger in freudiger Erregung den Namen Florens (der Blühende) wählte, unter dieser Bezeichnung auch den Abdruck einzelner Gedichte in der vom Landshuter Professor Aft herausgegebenen „Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst“ vermittelnd. Seit 1808 tritt uns Eichendorff hier als Mitarbeiter entgegen. Er überrascht bereits durch eine eigenthümliche musikalische Kraft der Sprache, so in dem Sonett „Was wollen wir vertrau'n die blauen Weiten“. Auch von Josephs Bruder Wilhelm, der, damals noch sein wackerer Genosse in Apoll, ebenfalls um den poetischen Lorbeer rang, enthält die Zeitschrift mehrere mit W. v. E. unterzeichnete Liederproben; sie berechtigten zu den schönsten Erwartungen, blieben jedoch bis auf wenige spätere Nachträge seine einzigen gedruckten Musenkinder.

Unter den sonstigen Heidelberger Freunden verdient noch der ursprünglich jüdische, nachmals katholisch gewordene Doktor (Nikolaus Heinrich) Julius aus Hamburg Erwähnung. Dieser erwarb sich in der Folge durch seine Schriften über Gefängniswesen und als gelehrter Kenner

englischer und spanischer Literatur europäischen Ruhm; er blieb mit Eichendorff bis ins Alter hinein in literarischer und persönlicher Verbindung.

Wer ein wissenschaftliches Gesamtbild der Heidelberger Romantik gewinnen will, greift heute am besten zu Herbert Levins gleichnamigem Werk; wer jedoch gleichsam in einem Brennspiegel nur die leuchtendsten Strahlen und Lichtpunkte jener glanzvollen Vergangenheit auffangen will, der wird für immer an Eichendorffs von blühender Poesie verklärten Erinnerungen an Heidelberg sein Genüge finden. Hier heißt es im Anschluß an die Darstellung des Studentenlebens im allgemeinen: „Wo, wie z. B. in Heidelberg, der Waldhauch von den Bergen erfrischend durch die Straßen ging und nachts die Brunnen auf den stillen Plätzen rauschten und in dem Blütenmeer der Gärten rings die Nachtigallen schlugen, mitten zwischen Burgen und Erinnerungen einer großen Vergangenheit, da atmete auch der Student freier auf und schämte vor der ernsten Sagenwelt sich der kleinlichen Brotjägerei und der kindischen Brutalität. Wie großartig im Vergleich mit anderen Studentengelagen war namentlich der Heidelberger Rommers, hoch über der Stadt auf der Altane des halbverfallenen Burgschlosses, wenn rings die Täler abendlich versunken und von dem Schlosse nun der Widerschein der Fackeln die Stadt, den Neckar und die drauf hingleitenden Rachen beleuchtete, die freudigen Burschenlieder dann wie ein Frühlingsgruß durch die träumerische Stille hinzogen und Wald und Neckar wunderbar mitsangen.“

„Heidelberg ist selbst eine prächtige Romantik; da umschlingt der Frühling Haus und Hof und alles Gewöhnliche mit Reben und Blumen und erzählen Burgen und Wälder ein wunderbares Märchen der Vorzeit, als gäb' es nichts Gemeines auf der Welt. Solch gewaltige Szenerie konnte zu allen Zeiten nicht verfehlen, die Stimmung der Jugend zu erhöhen und von den Fesseln eines pedantischen Romments zu befreien; die Studenten tranken leichten Wein

anstatt des schweren Bieres und waren fröhlicher und gesitteter zugleich als in Halle. Aber es trat gerade damals in Heidelberg noch eine ganz besondere Macht hinzu, um jene glückliche Stimmung zu vertiefen. Es hauste dort ein einsiedlerischer Zauberer, Himmel und Erde, Vergangenheit und Zukunft mit seinen magischen Kreisen umschreibend — das war G ö r r e s.“

„Es ist unglaublich, welche Gewalt dieser Mann, damals selbst noch jung und unberühmt, über alle Jugend, die irgend geistig mit ihm in Berührung kam, nach allen Richtungen hin ausübte. Und diese geheimnisvolle Gewalt lag lediglich in der Großartigkeit seines Charakters, in der wahrhaft brennenden Liebe zur Wahrheit und einem unverwüßlichen Freiheitsgefühl, womit er die einmal erkannte Wahrheit gegen offene und verkappte Feinde und falsche Freunde rücksichtslos auf Tod und Leben verteidigte; denn alles Halbe war ihm tödlich verhaßt, ja unmöglich, er wollte die g a n z e Wahrheit. Wenn Gott noch in unserer Zeit einzelne mit prophetischer Gabe begnadigt, so war Görres ein Prophet, in Bildern denkend und überall auf den höchsten Binnen der wildbewegten Zeit weissagend, mahnend und züchtigend, auch darin den Propheten vergleichbar, daß das ‚Steiniget ihn!‘ häufig genug über ihm ausgerufen wurde. Drüben in Frankreich hatte er bei den Banketten der bluttriefenden Revolution, hier in den Kongresssälen der politischen Weltweisen das Mene Tekel kühn an die Wand geschrieben und konnte sich nur durch rasche Flucht vor Kerker und Banden retten, oft monatelang arm und heimatlos umherirrend. — Seine äußere Erscheinung erinnerte einigermaßen an Steffens und war doch wieder grundverschieden. Steffens hatte bei aller Tüchtigkeit etwas Theatralisches, während Görres, ohne es zu wollen oder auch nur zu wissen, schlicht und bis zum Extrem selbst die unschuldigsten Mittel des Effektes verschmähte. Sein durchaus freier Vortrag war monoton, fast wie fernes Meeresrauschen schwellend und sinkend,

aber durch dieses einförmige Gemurmel leuchteten zwei wunderbare Augen und zuckten Gedankenblitze beständig hin und her; es war wie ein prächtiges nächtliches Gewitter, hier verhüllte Abgründe, dort neue ungeahnte Landschaften plötzlich aufdeckend und überall gewaltig, weckend und zündend fürs ganze Leben.“

„Neben ihm standen zwei Freunde und Kampfgenossen: Achim von Arnim und Clemens Brentano, welche sich zur selben Zeit nach mancherlei Wanderzügen in Heidelberg niedergelassen hatten. . . Beide verhielten sich zu Görres eigentlich wie fahrende Schüler zum Meister, untereinander aber wie ein seltsames Ehepaar, wovon der ruhige, milde, ernste Arnim den Mann, der ewig bewegliche Brentano den weiblichen Part machte — Arnim gehörte zu den seltenen Dichternaturen, die wie Goethe ihre poetische Weltansicht jederzeit von der Wirklichkeit zu sondern wissen und daher besonnen über dem Leben stehen und dieses frei als ein Kunstwerk behandeln. Den lebhafteren Brentano dagegen riß eine übermächtige Phantasie beständig hin, die Poesie ins Leben zu mischen, was denn häufig eine Konfusion und Verwicklungen gab, aus welchen Arnim den unruhigen Freund durch Rat und Tat zu lösen hatte. Auch äußerlich zeigte sich der große Unterschied. Achim von Arnim war von hohem Wuchs und so auffallender männlicher Schönheit, daß eine geistreiche Dame einst bei seinem Anblick und Namen: ‚Ach im Arm ihm!‘ ausbrach, während Bettina, welcher, wie sie selber sagt, eigentlich alle Menschen närrisch vorkamen, damals an ihren Bruder Clemens schrieb: ‚Der Arnim sieht doch königlich aus, er ist nicht in der Welt zum zweitenmal.‘ — Das Letztere konnte man zwar auch von Brentano, nur in ganz anderer Beziehung sagen. Während Arnims Wesen etwas wohlthuend Beschwichtigendes hatte, war Brentano durchaus aufregend; jener erschien im vollsten Sinne des Wortes wie ein Dichter, Brentano dagegen selber wie ein Gedicht, das, nach Art der Volkslieder, oft unbeschreiblich

rührend, plötzlich und ohne sichtbaren Übergang in sein Gegenteil umschlug und sich beständig in überraschenden Sprüngen bewegte. Der Grundton war eigentlich eine tiefe, fast weiche Sentimentalität, die er aber gründlich verachtete, eine eingeborene Genialität, die er selbst keineswegs respektierte und auch von anderen nicht respektiert wissen wollte. Und dieser unverföhnliche Kampf mit dem eigenen Dämon war die eigentliche Geschichte seines Lebens und Dichtens und erzeugte in ihm jenen unbändigen Witz, der jede verborgene Narrheit der Welt instinktiert aufspürte und niemals unterlassen konnte, jedem Toren, der sich weise dünkte, die ihm gebührende Schellenkappe aufzustülpen und sich somit überall ingrimmige Feinde zu erwecken. Klein, gewandt und südlichen Ausdrucks, mit wunderbar schönen, fast geisterhaften Augen, war er wahrhaft zauberisch, wenn er selbstkomponierte Lieder zur Gitarre sang. Dies tat er am liebsten in Görres' einsamer Klause, wo die Freunde allabendlich einzusprechen pflegten; und man könnte schwerlich einen ergötzlicheren Gegensatz der damals florierenden ästhetischen Tees ersinnen als diese Abendunterhaltungen, häufig ohne Licht und brauchbare Stühle, bis tief in die Nacht hinein: wie da die drei alles Große und Bedeutende, das je die Welt bewegt hat, in ihre belebenden Kreise zogen und mitten in dem Wetterleuchten tiefsinniger Gespräche Brentano mit seinem witzsprühenden Feuerwerk dazwischen fuhr, das dann gewöhnlich in ein schallendes Gelächter zerplatzte.“

„Das nächste Resultat dieser Abende war die Einsiedlerzeitung, welche damals Arnim und Brentano in Heidelberg herausgaben. Das selten gewordene Blatt war eigentlich ein Programm der Romantik, einerseits die Kriegserklärung an das philisterhafte Publikum, dem es feierlich gewidmet und mit dessen wohlgetroffenem Porträt es verziert war; anderseits eine Probe- und Musterkarte der neuen Bestrebungen: Beleuchtung des vergessenen Mittel-

alters und seiner poetischen Meisterwerke, sowie die ersten Lieder von Uhland, Justinus Kerner u. a. Die merkwürdige Zeitung hat nicht lange gelebt, aber ihren Zweck als Leuchtkugel und Feuersignal vollkommen erfüllt. Übrigens standen ihre Verfasser in der That einsiedlerisch genug über dem großen Treiben, und Arnim und Brentano, obgleich sie neben Tieck die einzigen Produzenten der Romantiker waren, wurden doch von der Schule niemals als vollkommen zünftig anerkannt. Sie strebten vielmehr, die Schule, die schon damals in überkünstlichen Formen üppig zu luxurieren anfang, auf die ursprüngliche Reinheit und Einfachheit des Naturlauts zurückzuweisen. In diesem Sinne sammelten sie selbst auf ihren Fahrten und durch gleichgestimmte Studenten überall die halbverschollenen Volkslieder für ‚Des Knaben Wunderhorn‘, das wie einst Herders ‚Stimmen der Völker‘, durch ganz Deutschland einen erfrischenden Klang gab.“

„Auch Kreuzer lebte damals in Heidelberg und gehörte, wiewohl dem genannten Triumvirat fernstehend, durch seine Bestrebungen diesem Kreise an. Seine mystische Lehre hat z. B. später in Lobeck einen sehr tüchtigen Gegner gefunden, und wir wollen keineswegs in Abrede stellen, daß die phantastische Weise, womit er die alte Götterlehre als ein bloßes Symbolum christlich umzudeuten sucht, gar oft an den mittelalterlichen Neuplatonismus erinnert und am Ende zu einer gänzlichen Auflösung des Altertums führt. Allein in Kriegszeiten bedarf ein grober Feind auch eines gewaltsamen Gegenstoßes. Erwägt man, wie geistlos damals die Mythologie als ein bloßes Schulpensum getrieben wurde, so wird man Kreuzers That billigerweise wenigstens als eine sehr zeitgemäße und heilsame Aufregung anerkennen müssen. — Noch zwei andere höchst verschiedene Heidelberger Genossen dürfen hier nicht unerwähnt bleiben; wir meinen Thibaut und Gries. In solchen Übergangsperioden ist die sanguinische Jugend gern bereit, den Spruch: ‚Wer nicht mit uns ist, ist gegen

uns' gelegentlich auch umzukehren und jeden für den andern zu nehmen, der nicht zum Gegenpart hält; und in dieser Lage befand sich Thibaut. Schon seine äußere Erscheinung mit den lang herabwallenden, damals noch dunkeln Locken, was ihm ein gewisses apostolisches Ansehen gab, noch mehr der eingeborene Widerwillen gegen alles Kleinliche und Gemeine unterschied ihn sehr fühlbar von dem Troß seiner eigentlichen Zunftgenossen, und mit seiner propagandistischen Liebe und Kenntniss von der Musik der alten tiefsinnigen Meister berührte er in der That den Kreis der Romantiker. — Bei weitem unmittelbarer indes wirkte Gries. Wilhelm Schlegel hatte soeben durch das dicke Gewölk verjährter Vorurtheile auf das Zauberland der südlichen Poesie hingewiesen. Gries hat es uns wirklich erobert. Seine meisterhaften Übersetzungen von Ariost, Tasso und Calderons Schauspielen treffen ohne philologische Pedanterie und Wortängstlichkeit überall den eigentümlichen Sinn und Klang dieser Wunderwelt; sie haben den poetischen Gesichtskreis unendlich erweitert und jene glückliche Formfertigkeit erzeugt, deren sich unsere jüngeren Poeten noch bis heut erfreuen. Auch war Gries sehr geeignet, für den Ritt in das alte romantische Land Proselyten zu machen. Er verkehrte gern und viel mit den Studenten, die Abendtafel im „Gasthose zum Prinzen Carl“ war sein Ratheder, und es war, da er sehr schwerhörig, oft wahrhaft komisch, wie da die leichten Scherze und Wiße gleichsam aus der Trompete gestoßen wurden, so daß die heitere Konversation sich nicht selten wie ein heftiges Gezänke ausnahm.“

Es begreift sich, wie anregend in jeder Hinsicht der Heidelberger Aufenthalt für Eichendorff war; dazu die sorgenlose äußere Lage und die unvergleichliche Natur, die gleichsam „selber mit dichtend“ ihn, den Dichter der deutschen Landschaft, von allen Seiten begrüßte. Sinnend saß er da oft an dem offenen Fenster seines Heims in der Mannheimer Vorstadt, während „der Waldeshauch von

den Bergen erfrischend durch die Straßen ging, in dem Blütenmeer der Gärten rings die Nachtigallen schlugen“, und der Blick auf den malerischen Trümmern des alten Pfalzgrafenschlosses weilte und auf jenen in Glanz und Duft gehüllten Umrissen der Landschaft, wie sie in solcher Schönheit vielleicht nur Heidelberg eigen.

Dort in der prächtigen Natur, wo zugleich der klassische Boden deutscher Gedichte, „mitten zwischen Burgen und Erinnerungen einer großen Vergangenheit“, hatte sich unser Dichter zuerst die Glut seiner Farben geholt, die schon von einem südlicheren Hauche geschwellt, doch immer so deutsch und heimatlich blieben und namentlich seiner Lyrik den eigentümlichen Reiz verleihen.

Es ist gewiß ganz treffend, wenn Karl Gutzkow irgendwo sagt, wie ihm der Anblick der ewigjungen Neckarstadt, dieses Kaiserstuhles deutscher Romantik, immer den Gedanken an Eichendorff wachgerufen: „Da schwimmt die dämmernde Stadt in dem murmelnden Neckar, tausend Lichter spiegeln sich im Flusse, ein Anblick, nicht so erhaben wie Venedig, aber geisterhaft und geheimnisvoll; hier Gesang eines lauten Chors, dort tiefe Stille, nur ein Student spielt die Zither, alles ernst, selig und überwältigend, alles Poesie. Ich habe zweimal diesen Traum erlebt und dabei immer an Eichendorff gedacht.“

Noch in einer seiner letzten Schöpfungen, dem erzählenden Gedicht „Robert und Guiscard“, hat Eichendorff die Erinnerung an Heidelberg warm und innig gefeiert.

Nachdem von Heidelberg aus in kleineren Ausflügen die schönsten Punkte des herrlichen badischen Landes aufgesucht waren, trat Eichendorff nach beendeten Universitätsstudien im Frühjahr 1808 mit seinem Bruder eine Reise nach Paris an. Über Straßburg, „schön und alt, aber nicht mehr so deutsch und rührend treu wie Nürnberg“, mit seinem Münster, „der noch immer nach der alten Heimat hinüberschaut, an eine alte ungetilgte Schuld mahnend“, über Burgund, Lothringen und die rebenbetränzte Champagne

erreichten die Brüder durch die Vorstadt St. Martin und das neuerrichtete Triumphthor das Häusermeer von Paris, nicht ahnend, daß sie nach Verlauf nur weniger Jahre durch dasselbe Thor als ruhmreiche Sieger und Befreier von neuem einen stolzeren Einzug halten sollten. Es konnte nicht fehlen, daß trotz der patriotischen Verstimmung, mit der sie die fremde Welt betraten, die Großartigkeit der Weltstadt ihnen gewaltig imponierte. Voll Aufmerksamkeit widmeten sie sich den Sehenswürdigkeiten derselben, suchten sich nach allen Richtungen hin zu unterrichten; ihre Hauptstudien galten aber den reichen Kunstschätzen des Louvre, die sich dort aus allen Ländern der Welt durch schamlosen Raub zusammengeschleppt zu einer in der That unvergleichlichen Galerie vereinigt fanden.

Die Vormittage wurden größtentheils zu fleißigen Arbeiten in der Kaiserlichen Bibliothek benutzt, indem sie auf Görres' Ersuchen mehrere altdeutsche Handschriften für dessen Volksbücher verglichen. Ausflüge in die reiche Umgebung von Paris beschloßen den dortigen mehrmonatigen Aufenthalt, und die Reisenden kehrten über Metz auf kurze Zeit nach Heidelberg zurück, erfreut, als die Gegend wieder ein deutsches Antlitz zeigte und die ersten deutschen Laute sie bewillkomnten.

Gelegentlich ihrer Rückreise enthält ein Brief aus jener Zeit die Worte: „Die französischen Gegenden haben fast durchweg jenes Wunderbare, was sich uns schon bei der Hinreise so oft aufdrängte. Sie erregen, sobald man sie verlassen, die Empfindung, als müsse man durchaus wieder hin, um irgend jemanden zu sprechen, ohne den man nicht glücklich sein kann. Ist man aber da, so erwecken die leisen Hügel, die gleichen Städte, die gleichen breiten Landstraßen und die eine Manier in dem ganzen Leben der Franzosen, ohne alle hervorstechende Eigentümlichkeit, jenen Heißhunger nach Deutschland, den wir schon in Paris nach den alten treuen Klängen unserer Muttersprache empfunden hatten.“

Von der Ankunft in Heidelberg heißt es in der Fortsetzung des Tagebuchs, die dem ersten Verfasser dieser Biographie noch vorgelegen hat, während wir heute über den Verbleib der Handschrift nichts mehr wissen: „Fröhlichste Fahrt meines Lebens. Alle bebauten Fluren und Dörfer begrüßt, alles grün und reizend, frohe Gesichter, ewiger Frühling. Hinter den letzten Höhen trat endlich auch das Amphitheater von Heidelberg hervor, alle Berge bis weit hinter Rohrbach wie beschneit von Blüte. Mit Entzücken eingefahren.“

Nur wenige Wochen noch blieben die Brüder in Heidelberg, im Juni 1808 verließen sie die durch tausend Erinnerungen fortlebende Neckarstadt, um sich in die Heimat zu begeben. Eichendorff hat das unvergessene Heidelberg seitdem nie wieder gesehen.

Mit Loeben, der sich den Brüdern bis Nürnberg als Reisegefährte angeschlossen, besuchten sie Frankfurt am Main, Aschaffenburg, den Spessart und Würzburg. In dem lieben Nürnberg blieben sie mit Loeben einige Tage zusammen, voll Lust sich aller Herrlichkeiten der alten deutschen Stadt erfreuend; „die Erinnerung an Albrecht Dürer, Hans Sachs und die große untergegangene Zeit, die sich in steinernen Bügen dort gleichsam verkörpert“, versetzte sie in eine wahrhaft gerührte Stimmung. Nach der Trennung von Loeben ging es über Regensburg die Donau entlang nach Wien weiter. Hier verweilten die Brüder einige Zeit, worauf sie im Sommer wieder im heimischen Lubowitz anlangten.

An diese Rückreise erinnert ein im Oberschlesischen Museum zu Gleiwitz aufbewahrter Zinnteller, in dessen Rand vermutlich von der Hand der Mutter die Worte „Soyez le bien venu de Paris“ eingeritzt sind. Von anderer fester Hand ist dazu vermerkt: „Joseph Baron von Eichendorff hat zum 1. Mal nach seiner Rückkunft aus Paris auf diesem Teller zu Mittag gegessen. Summin, den 6. Juli 1808.“

Die Absicht der Brüder war, den alternden Vater in der Bewirtschaftung seines Besitztums zu unterstützen, zumal es gerade damals einer kräftigeren Leitung besonders bedürftig zu werden begann. Zugleich gedachten sie nach Umständen durch Übernahme einzelner Landgüter einen selbständigen Wirkungskreis und eigenen Herd sich zu gründen. Länger als ein Jahr weilten sie in Lubowik, tätig bemüht, sich mit den Pflichten des neuen Berufes vertraut zu machen, ihm bis in die kleinste Einzelheit ihre Kraft und Aufmerksamkeit widmend.

Mit seltener Unverdrossenheit pflegte Eichendorff auch überall da zu erscheinen, wo er irgend behilflich sein zu können glaubte, und wir erschen u. a. aus dem Tagebuche, wie er bei Feuersbrünsten, die in der Umgegend entstanden, immer einer der ersten, sogleich nach dem Ort des Unglücks eilte und rettend und anordnend oft ganze Nächte auf der Brandstätte blieb. Das vielbewegte Schloßleben setzte sich zwar in alter Weise fort, wurde aber durch die damit verbundene Zersplitterung der Zeit unserm Dichter jezt so lästig, daß er sich ihm durch eiligen Ritt in die Nachbarschaft wohl manchemal auf einige Zeit zu entziehen suchte. Gesellig und geschäftlich auf diese Weise vielfach in Anspruch genommen, kehrte er mit um so größerer Liebe immer wieder zur Pflege der Poesie zurück, die er als die eigentliche Aufgabe seines Lebens mehr und mehr erkannte. Der „Hasengarten“ oder die einsame Kaplanei seines Freundes „Viktor“ bildeten die oft gesuchte Werkstatt seines dichterischen Schaffens. Hier mochte sein Roman „Ahnung und Gegenwart“ erstmals aufgekeimt sein, hier sein frühes Märchen „Zauberei im Herbst“ Gestalt gewonnen haben. Vor allem aber sind zahlreiche Gedichte aus den Jahren 1808 und 1809 nachweisbar, darunter „Klage“, „Mariä Sehnsucht“, „Das Gebet“, „Die Zauberin im Walde“, „Das zerbrochene Ringlein“, denen sich gleichfalls in Lubowik 1810 vor seiner Abreise nach Wien die berühmten Lieder „Abschied“ und „Der Jäger Abschied“

anschlossen. In bewundernswerter Reife hat der wenig über zwanzig Jahre alte Dichter alle Fesseln früherer poetischer Bevormundung bereits abgestreift und eine Klarheit des Ausdrucks, Vollendung der Form und Tiefe der Stimmung erreicht, die an die schönsten Gedichte Goethes erinnert, diese aber an Beweglichkeit des Rhythmus, an Wohlklang der Klangwirkung und an ursprünglicher Volkstümlichkeit übertrifft. So ist Eichendorff in Lubowitz der größte deutsche Liederdichter aller Zeiten geworden.

Auch eine Sammlung oberschlesischer Märchen und Sagen, meist dem Munde des Volkes abgelauscht, beschäftigte den unermüdblichen Jüngling. Es kam ihm hierbei seine Vertrautheit mit der polnischen oder besser wasserpolaakischen Sprache trefflich zustatten, die, von einem großen Teil der dortigen Bevölkerung geredet, ihm auf diese Weise von frühester Kindheit an gleichsam eine zweite Muttersprache geworden war.

In gehobener Stimmung, voll Zuversicht in die Zukunft blickend, schrieb er damals einem der Heidelberger Freunde: „Über mich übt die Heimat und die schöne Zeit wieder ihre alte Zauberei. Das Herz weit und hoffnungsreich, das Auge frei und fröhlich, ernste Treue erfrischend über mein ganzes Wesen, so ist mein Sein, ich möchte fast sagen, ein Verliebtsein in die unvergängliche jungfräuliche Schöne des reichen Lebens. Meine einzige Bitte zu Gott ist: Laß mich das ganz sein, was ich sein kann.“

Während dieser Zeit, im Jahre 1809, war es denn auch, daß Eichendorff seine nachmalige Gattin Luise Viktoria von Larisch kennenlernte. Die Eltern konnten sich mit der Wahl ihres Sohnes anfangs nicht recht befreunden, denn sie hätten eine reichere und vornehmere Heirat lieber gesehen. Die im Tagebuch mehrmals erwähnte Gräfin Julie (Hoverden) scheint die von ihnen gewünschte Schwiegertochter gewesen zu sein. Allein unser Dichter kannte materielle Vorteile zeitlebens nie.

Luise Viktoria von Larisch, geboren am 18. Juni 1792,

war die älteste Tochter des Gutsbesizers und Marschkommissars in Pogrzebin Johann von Larisch und seiner Gattin Helene, geborenen von Czentner. Daheim in der Stille eines einfachen strenggeregelten Landlebens aufgewachsen, hatte sie das erste jungfräuliche Alter erreicht, als Eichendorff sie zum ersten Male sah. Schön, geistreich, lebhaft und frohgelaunt, dabei häuslich und frommgesinnt, war das tätige, in Haus und Hof rastlos beschäftigte Mädchen in der That eine durchaus gewinnende Persönlichkeit. Das erste Zusammentreffen hatte rasch einen Besuch auf dem nachbarlichen Pogrzebin zur Folge, und Eichendorffs leidenschaftliche Neigung fand sich rasch durch die herzlichste Gegenliebe belohnt. 1907 wurde auf waldiger Höhe unweit des Ortes ein Denkstein zu Ehren des berühmten Landsmanns errichtet.

Bald sehen wir den jungen Dichter häufig dort verkehren, auf schnellem Roß dem Sitze der Geliebten zu-eilend. Eine Reihe der anmutigsten Liebeslieder verdankt diesen frohen Tagen ihre Entstehung; sie zeichnen sich fast alle durch ihren raschen, frischen Ton aus. Aber auch in dem Mädchen hatte die Liebe manch schlummerndes Talent geweckt, und wie erfreut war Eichendorff, als die Braut ihn mit Gedichten überraschte, die sie selbst verfaßt. Einer baldigen Vermählung stand allerdings zunächst das jugendliche Alter der Erwählten entgegen; später bildeten die Zeitverhältnisse ein neues Hindernis, so daß sich die Liebenden erst nach Ablauf mehrere Jahre, 1815, am Ziel ihrer Wünsche sahen. Nicht viel später schrieb Joseph seinem Bruder Wilhelm:

„Du darfst meine Frau nicht mehr nach Erinnerungen aus alter Zeit beurteilen. Ihr Hineinleben in mich, sie schreibt z. B., ohne daß ich daran gedacht, jezt eine Hand, die schon häufig mit der meinigen verwechselt wurde, — großer Kummer und das Herausreißen aus dem heimatlichen Boden und Sauerteig haben ihre frühere sinnlich reizende, mutwillig spielende Lebhaftigkeit in die Tiefe

versenkt und in eine unendlich milde, stille, lebenskräftige Güte verwandelt, welche ihr unter den kritischsten Menschen Europas, in den Familien Staatsrat Uhden, Mendelssohn usw. zu Berlin, wo sie so lange einsam stand, eine aufrichtige Bewunderung und Liebe verschafft, wie ich bei meiner jetzigen Rückkehr aus Frankreich mit vieler Freude bemerkte. Sonst ist sie jetzt blühender als jemals, Du kannst Dir wohl denken, daß ich sie gegen den sinnlosen, sich selbst nicht verstehenden Applaus oder gegen ein hoffärtig glänzendes Leben der Eitelkeit um Gotteswillen nicht austauschen möchte. Sie grüßt Dich herzlich. Betrachte sie hinfüro ganz als eins mit mir, denn sie ist es in aller Hinsicht.“ Ähnlich heißt es in einem Schreiben an den Grafen Loeben: „Ein fröhlich sinniges Kind, meine Landsmännin in alter Bedeutung und geistreiche Genossin meiner schönsten Erinnerungen an Jugend und Heimat, ist meine Frau . . .“

Im Herbst 1809 hatten sich die Brüder Eichendorff auf die Einladung Loebens über Breslau nach Berlin begeben, und zwar erfolgte die Reise seltsamerweise größtenteils zu Schiff auf der Oder. Obgleich sie die Ufer des heimatischen Stromes, wie sie gewünscht, auf diesem Wege gründlich kennenlernten, schätzten sie sich doch glücklich, als sie, durch die Unbilden des Wetters gezwungen, den Rest der Reise im Wagen zurücklegen konnten. Berlin sahen sie jetzt zum erstenmal.

Die schöne, im Vergleich zu andern Residenzen damals freilich noch tote Pracht der preußischen Hauptstadt machte auf sie einen nichts weniger als heiteren Eindruck. Die Mißstimmung wurde noch erhöht durch die politische Lage von Stadt und Land, wo man nach dem zürnenden Worte eines Zeitgenossen dem fremden Übermut gegenüber nichts sah als die Ruhe glücklicher Schatten.

Das Wiedersehen der Freunde war herzlich und führte zu erneutem reichen Verkehr. Loeben wohnte mit den Brüdern im gleichen Hause. Eichendorff stand auf einmal

im Mittelpunkt des kulturellen Lebens. Adam Müller, damals kurz vor seiner Berufung nach Wien, empfing ihn freundschaftlich. Kleist trat ihm entgegen. Fichtes Vorlesungen fesselten ihn. Und während er krank war, besuchte ihn Brentano, der alte Bekannte von Heidelberg, spielte ihm Gitarre vor und schickte ihm Bücher: Goethes Cellini, den herrlichen Simplizissimus u. a. m. Jffland, Bethmann, Unzelmann und wie die berühmten Schauspiel- und Opernkräfte im Berlin des anfangenden 19. Jahrhunderts alle hießen, lernte er in den Theatern kennen, die er eifrig besuchte.

Ein Tagebuchblatt aus dem März 1810 beschreibt einen Besuch bei Arnim und Brentano, die ebenfalls gemeinsamen Haushalt führten: „Arnim in der dunklen Vorstube mich empfangend und bald zu Brentano ins Nebenzimmer führend, der bei Versen tabakschmauchend hinterm Tisch an der spanischen Wand (mitten durch die Stube) saß. Chaos von Gitarren, Büchern usw. Durchaus treuherzig Gespräche über Görres . . . Arnim dabei auf dem Ofen sitzend.“ Ein paar Tage später erzählte Brentano fast zwei Stunden lang in einem fort den Plan zu seinen Romanzen vom Rosenkranz.

Größten Eindruck machte am Tag vor dem heiligen Abend 1809 der festliche Einzug des vielgeprüften Königs-paares in Berlin. „Zum Niederknien war es,“ sagt das Tagebuch, „wie nun der König, da eben der Zug etwas stockte, vor unsern Fenstern stehen blieb und mit wahrhaft hohem Anstande nach allen Seiten hin grüßte, während die Schnupstücher immerfort winkten und das Volk rührend die Hüte schwenkte und brüllte. Hinter dieser Suite des Königs kam nun die Königin (Luise) in einem brillanten, gedeckten Wagen mit acht himmlischen Pferden, die so wie die vier Bedienten, welche hinten standen, vor Silber strohten . . . Ein Trupp von der brillanten Schützen-gilde zu Pferde begleitete den Wagen zu beiden Seiten, welches alles zusammen eine Gruppe von solchem Glanze

bildete, daß die Augen wirklich geblendet wurden. Gleich darauf folgte das Garderegiment mit Janitscharenmusik und angeführt vom Kronprinzen zu Fuß Den Beschluß dieses erhebenden Zuges endlich machten die sämtlichen Bänfte der Stadt mit Musik und zu Fuß, ohne Uniform, worunter sich besonders auszeichneten: die Zimmerleute mit ihren niedlichen bebänderten Ärten und herrlichen reichen Fahnen und die Schiffer und Schiffsbauer, denen zwei ganz weiß und pludrig angezogene und mit roten Schleifen geschmückte Männer in Schuhen vortanzten, wovon der eine mit seinem Degen das Volk komisch zurückdrängte, der andere aber im Federhute eine bunte Fahne sehr künstlerisch schwenkte, in die Luft warf und wieder auffing“

Eichendorff hatte sich trotz seines Nervenfiebers aufgemacht, um die Feierlichkeiten in ihren Einzelheiten zu verfolgen. Ermattet, einer Ohnmacht nahe, kehrte er nach Hause zurück. Mehr als zwei Monate hindurch konnte er nicht einmal seine Tagebuchaufzeichnungen fortsetzen in dieser seiner „fürchterlichen, verödeten, grausenhaften Leidensperiode“.

Vor Ostern 1810 war man wieder in Lubowik. Mit Besuchen, Lesen, Rauchen und Spielen verging die Zeit. Aber der Druck der Zeit, die politische Schwüle der Gegenwart lastete schwer auf allen Gemütern. Auch zeigten sich bereits die Folgen der alles zerrüttenden Kriegswirtschaft. Die elterlichen Güter schienen eine gesicherte Zukunft nicht mehr zu verbürgen. So beschloß denn eines Tages Eichendorff, da sein engeres Vaterland Preußen ihm hierzu nicht die gewünschte Aussicht zu bieten schien, mit seinem Bruder nach Österreich zu reisen, wo einflußreiche Verbindungen in vieler Beziehung förderlich sein konnten. Im Oktober 1810 trafen die beiden in Wien ein, mit der Absicht, die österreichischen Staatsprüfungen abzulegen und dann in kaiserliche Dienste zu treten.

3. Wien.

(1811—1812.)

In Wien erlangten die Brüder sogleich die Erlaubnis, ohne vorgängigen Besuch einer inländischen Universität die erforderlichen Staatsprüfungen abzulegen; sie unterzogen sich dieser Aufgabe während der nächsten Zeit mit solchem Eifer und Erfolg, daß sie fast in jeder der rasch aufeinanderfolgenden acht Prüfungen die „erste Klasse mit Auszeichnung“ erhielten. Ein nach allen Seiten hin mannigfach bewegtes reiches Leben harrte der Brüder auch hier.

Schon die äußeren Verhältnisse gestalteten sich von vornherein außerordentlich angenehm. Ein Freund der Familie, der kaiserliche Kämmerer Franz Joseph Graf von Wilczek, hatte den beiden Eichendorff nicht nur in seinem eigenen Hause, in der Herrengasse, eine bequem eingerichtete Wohnung überlassen, sondern nahm sich seiner Schützlinge auch im übrigen mit solch teilnehmendem Wohlwollen an, daß sie durch ihn sich bald in die ersten Kreise Wiens eingeführt sahen.

Während des mehr als zweijährigen Aufenthalts in der Kaiserstadt kamen die Brüder aber auch wiederholt in die schöne Umgebung, nordwärts über das Marchfeld bis nach Mähren. Auf den Wilczekschen Landschlössern Sebarn und Leobendorf verbrachten sie in heiterer Gesellschaft manche frohe Stunde.

Von noch größerer Wichtigkeit freilich wurde der Verkehr im gastlichen Hause Friedrich Schlegels, der seit 1808 im Dienste der Wiener Staatskanzlei stand. Ihn, den Mitbegründer und Altmeister der deutschen Romantik, hatte Eichendorff gleich nach der Ankunft in Wien aufgesucht. Herzlich und mit der aufrichtigsten Gesinnung war er empfangen worden, und der jugendliche Dichter fühlte

sich in dem gemüthlichen geistreichen Familienkreise so heimisch, daß er bald selbst wie ein Mitglied desselben angesehen werden konnte.

Schlegel war, wie Eichendorff sagt, der führende Charakter der Romantik: „Wie einst Lessing stellte er sich kühn auf jene Höhe der modernen Bildung, die über Vergangenes und Zukünftiges freie Umschau eröffnet, mit staunenswerter Vielseitigkeit Philosophie und Poesie, Geschichte und Kunst, das klassische Altertum wie das Mittelalter und den Orient durchforschend. Auch darin ist er Lessing vergleichbar, daß er wie jener die skeptische Richtung seiner Zeit, so den geistigen Prozeß der Romantik in ungestümer Konsequenz zu dem Zielpunkte mit sich forttrieb, wo die Sache spruchreif und eine Entscheidung unumgänglich wird, und zwar wiederum wie Lessing, nicht als literarisches Kunststück zur eigenen Verherrlichung, sondern aus tiefer Sehnsucht nach der höheren Wahrheit, d. i. nach Versöhnung von Glauben und Wissen in der Religion oder, wie er es selbst schärfer faßt, nach der Einheit der Wissenschaft und der Liebe. Es ist daher ebenso stumpfsinnig als ungerecht, ihn, wie von seinen Gegnern noch häufig geschieht, nach den einzelnen momentanen Phasen seines Bildungsganges zu beurteilen und gleichsam die Blüte für die trübe Hülse verantwortlich machen zu wollen, die sie doch selbst durchbrochen und weggeworfen. Gerade der männliche Fortschritt, der durch alle diese Verwandlungen sichtbar wird und jede oft liebevoll selbst erbaute Schranke, wenn er sie als solche erkannt, rücksichtslos von sich wirft, ist das Großartige seiner Erscheinung.“

„So hatte Schlegel sich, man könnte sagen, durch die Romantik hindurchgekämpft, und als er bei ihren extremen Konsequenzen angelangt, ihres ungeheueren Irrthums sich bewußt wurde, war er es auch, der noch einmal alles Große und Wahre in ihr streng zusammenfassend, sie zu ihrem Ursprung — der Religion — zurückführte; und er hatte

die Gewalt und das Recht dazu, denn er hatte sie innerlich erlebt, wie kein anderer.“ Schlegel stand längst auf dem Boden der alten Kirche, als Eichendorff seine persönliche Bekanntschaft machte. Ein überlieferungstreues Programm lag auch den berühmten Wiener Vorlesungen zugrunde, die der gefeierte Dichter-Denker 1811 vor einem zahlreichen und glänzenden Publikum über alte und neue Literatur hielt, durch sie zugleich durch eine großartigere Auffassung der Literaturgeschichte als Bahnbrecher wirkend.

In seiner äußeren Erscheinung machte Schlegel den Eindruck eines wohlwollenden, behaglichen Gelehrten, den Wienern gefiel die Liebenswürdigkeit seines Wesens, und er fühlte sich auch unter ihnen wohl. Sein Haus bildete damals gleichsam den Mittelpunkt des geistigen Lebens in Wien; dort versammelte sich alles, was irgendeinen Anspruch auf Bildung und Bedeutung hatte, und vielseitig mußte auch die Anregung sein, die Eichendorff aus solchem Umgang davontrug. In die geistreich bewegte Unterhaltung der um ihn gescharten Freunde griff Schlegel übrigens nur selten unmittelbar ein; in größerer Gesellschaft verhielt er sich meist schweigend. Desto lebendiger war seine Gattin Dorothea, die hochbegabte Tochter des Philosophen Moses Mendelssohn. Mit vollendetem Takte, Geist und Grazie leitete sie stets die Unterhaltung und war die eigentliche belebende Seele des ganzen Kreises. Nichts weniger als schön, vielmehr von ganz ausgesprochen fast männlichen Gesichtszügen, gab doch das beredte, seelenvolle Auge ihrem Angesicht, namentlich im Feuer des Gesprächs, etwas überaus Anziehendes. Dabei war sie ein Muster echter Weiblichkeit, freundlich entgegenkommend mit Rat und That, bescheiden, eine fleißige Hausfrau, von tiefster Religiosität und reichstem Wissen. Es ist bekannt, daß sie, eine geschickte Malerin, in dem vortrefflichen, von ihrem Gatten herausgegebenen Romane „Florentin“ auch als Schriftstellerin aufgetreten und an Schlegels Sammlung der romantischen Dichtungen des Mittelalters sich beteiligte.

In späteren Jahren hatte sie der literarischen Tätigkeit ganz entsagt, und als ihr, der emsig nähernden romantischen Penelope, einst deshalb ein Vorwurf gemacht wurde, antwortete sie lächelnd: „Es gibt schon zu viele Bücher in der Welt, aber ich habe noch nicht gehört, daß es zu viele Hemden gäbe.“

Eichendorff verehrte die geistreiche Frau auf das herzlichste, und sie war es denn auch, der zuerst er seinen Roman „Ahnung und Gegenwart“ im Manuskript vorlegte. Erst als er des aufmunternden Beifalls von ihrer und Schlegels Seite gewiß war, entschloß er sich zur Veröffentlichung seines großen Erstlingswerkes. Die Handschrift des Romans, über den noch zu sprechen sein wird, von Dorotheas Hand mit mannigfachen Bemerkungen versehen, bewahrte er lang als ein Andenken ihrer liebevollen Teilnahme; von ihr rührt auch der jetzige Titel des Romans her.

Viel zu der Vertraulichkeit, mit der Eichendorff im Schlegelschen Hause aufgenommen wurde, trug überdies das enge Freundschaftsbündnis bei, das er mit Dorotheens Sohn aus erster Ehe, dem wie seine Mutter gleichfalls katholisch gewordenen, nachmals berühmten Maler Philipp Veit geschlossen hatte.

Veit, mit einer vielseitigen gelehrten Bildung ausgerüstet, schon früh einer ernsten religiösen Richtung zuneigend, begeistert für seinen Künstlerberuf, daneben auch dichterisch nicht unbegabt, war eben erst aus Dresden zurückgekehrt, als Eichendorff ihn kennenlernte. Beide junge Männer, im gleichen Streben sich begegnend, wurden fortan die unzertrennlichsten Freunde und bewahrten bis in ihr spätestes Alter treu das Bündnis ihrer Jugend.

Der Verkehr mit Veit gehörte stets zu Eichendorffs liebsten Erinnerungen, und die Werke des christlichen Malers schmückten noch das Arbeitszimmer des greisen Dichters. Beim Verlassen Wiens widmete dieser dem Freunde das schöne Abschiedslied, das mit den Worten schließt:

„So ist unser Fest vergangen,
Und die lustigen Kerzen löschen aus,
Doch die Sterne draußen prangen,
Und die führen mich und dich nach Haus.“

Im Schlegelschen Hause traf Eichendorff auch mit Heinrich von Collin, der aber schon bald darauf, 1811, starb, sowie mit dem noch sehr jugendlichen Theodor Körner zusammen. Ein engerer Anschluß an diesen fand indes keineswegs statt. Körner erschien unserm Dichter nach den Andeutungen des Tagebuchs noch zu unreif und haltungslos, eine Ansicht, die von Dorothea Schlegel geteilt wurde.

Eine andere bedeutende und zugleich eigenartige Persönlichkeit, mit der Eichendorff ebenda in Berührung kam, war Klemens Maria Hofbauer, später Generalvikar der Redemptoristen zu Wien und heilig gesprochen. Eines armen Bauern Sohn aus Mähren, hatte er in Not und Mühsal sich eine gediegene glänzende Bildung angeeignet, unter den härtesten Verfolgungen, denen nur seine großartige Tatkraft und wahrhaft christliche Demut zu widerstehen vermochte, die Kongregation des hl. Alphons von Liguori nach Deutschland verpflanzt und in der Kaiserstadt an der Donau eine der einflußreichsten Stellungen sich erworben. Seine merkwürdigen Predigten fanden unermeßlichen Zuspruch und wirkten unendlich viel Gutes. Der ganze Wiener Romantikerkreis empfing von ihm die geistig wirksamsten Anregungen. Er war allen, die ihm nahestanden, Freund, Bruder, Vater, Seelsorger in einer Person; er hinterließ, wie Sebastian Brunner bemerkt, zwar keine Werke auf Papier, aber durch Wort und Tat in Menschenherzen.

Seit dem Frühjahr 1811 befand sich auch Adam Müller wieder in Wien, im Hause des Erzherzogs Maximilian von Este wohnend und daselbst Vorträge über Staatswirtschaft haltend. Die bereits in Berlin angeknüpfte

Verbindung mit Eichendorff ward hier eine so freundschaftliche, daß die Brüder während der letzten Monate ihres Wiener Aufenthalts im Anschluß an Müller das gräflich Karolyische Gartenpalais bezogen und dessen fast tägliche Tischgenossen waren. Der Gelehrte beschäftigte sich damals viel mit dem sogar an höchster Stelle sehr begünstigten Plan, in Wien eine nach norddeutschem Muster eingerichtete Lehr- und Erziehungsanstalt für Söhne reicher adeliger Familien zu begründen. Eichendorff hätte wohl ein juristisches Lehramt antreten mögen und gewiß auch erreicht. Die Ausföhrung des für Österreich so wichtigen Unternehmens scheiterte indes größtenteils an Müller selbst, dem es trotz seiner vielseitigen Begabung an dem die Wirklichkeiten des Lebens erfassenden und danach zum Handeln anregenden Sinne gebrach.

Durch seinen berühmten Freund lernte Eichendorff den talentvollen Pilat, Schriftleiter des „Österreichischen Beobachters“, sowie den genialen Publizisten Genz kennen, dessen eitle Persönlichkeit ihm jedoch durchaus mißfiel.

Mit der Romanschriftstellerin Karoline Pichler, die einen eigenen literarischen Salon unterhielt, kam er gleichfalls in Beröhrung. Kurz, es gab kaum einen Menschen von Rang und Ansehen in Wien, der den wißbegierigen Augen des jungen, sonst seine Studentenzeit voll auskostenden Eichendorff entgangen wäre.

Mit Loeben stand er immer noch in Verkehr. Die frühere Verbindung begann sich aber schon jetzt allmählich zu lösen. Isidorus Orientalis hatte seine neuerschienenen Dichtungen „Hesperus“ und „Arkadien“ dem Freunde zwar sogleich mitgeteilt, allein gerade sie mußten nicht wenig dazu beitragen, die Kluft zu vertiefen, die zwischen den beiden im Innersten eigentlich von jeher bestanden und nur durch persönliches Wohlwollen zeitweilig überbrückt worden war. Ein Gedicht aus dem Schäferroman Arkadien, das mit den unglücklichen Worten anhebt:

„O Minn', o Mai, o Minnemai“, war in Wien sprichwörtlich geworden. Als der Roman „Ahnung und Gegenwart“ später herauskam, glaubte der ohnehin öffentlich Verspottete, sich und einen seiner nächsten Freunde, letzteren sogar mit Nennung des Namens, auch hier persifliert zu sehen. Das Verhältnis erkaltete in der Folge immer mehr und war längst erloschen, als Loeben, als Mensch von Eichendorff stets hochgeschätzt, 1825 eines frühen Todes starb.

Durch die oben geschilderten Beziehungen wurde der Wiener Aufenthalt für unsern Dichter sehr glücklich, und die angenehme Stimmung erhöhte sich noch durch den reichen Beispruch des äußeren Lebens, den ihm die gesellige Weltstadt in Fülle darbot. Besonderen Anreiz übten die Theater aus. Die Kasperlbühnen, die damals noch den alten unverfälschten Wiener Volkstypus zum Ausdruck brachten als letzter lebendiger Ausläufer der weit ausholenden altösterreichischen Barockkultur, und die Stätten, wo Hasenhut, Schuster und Sartori wirkten, liebte Eichendorff vorzugsweise. Kein freier Abend verging ohne den Genuß dieser in ihrer Art wirklich klassischen Komödien.

So hatte die unmittelbare Gegenwart, glänzend und reich wie ein Garten voll blühender Lust sich dem reisenden Poeten erschlossen. Jugendlich frisch hatte wiederum auch er sich ihr hingegeben. Dennoch verlor er sein Zukunftsziel nicht aus dem Gesichtskreis. Rüstig, ernst und besonnen packte er alles an. Unbeirrt durch den Wechsel heiterer Zerstreuung sehen wir ihn neben den Vorbereitungen zum Staatsdienst eifrig die Schätze der älteren deutschen Literatur studieren und emsig selber dichten, gleichwie in Heidelberg die frühen Morgenstunden dazu verwendend. Die Arbeit am Roman schritt vorwärts. Manche Personen der großen Wiener Gesellschaft mußten ihm dabei Modell stehen, ohne daß sie es ahnten. Daneben entstand eine Anzahl neuer lyrischer Dichtungen, von denen einzelne

bereits in Kerners „Deutschem Dichterwald“ erschienen. Uhland schrieb 1812 an Loeben: „Die süßen, klaren Lieder von Florens haben sich wie einschmeichelnde Melodien meinem Gemüte sogleich vertraut und einheimisch gemacht,“ und an Kerner: „Lied und Heimkehr von Florens sind recht klar und lieblich. Es freut mich ungemein, daß wir nun auch diesen Dichter gewonnen haben . . .“

Kerners Almanach brachte auch das vollstümlich gewordene Lied „In einem kühlen Grunde“ zum erstenmal. Über diesen Eintritt in die Welt konnte der Herausgeber 1857 nach dem Tode des Dichters folgenden Scherz mitteilen: „Es war im Jahre 1812, wo ich von meinen Freunden Beiträge zu dem ‚Deutschen Dichterwald‘ einsammelte, dessen Teilnehmer auch Uhland, Schwab, R. Mayer, Fouqué, Varnhagen, Thorbeck u. a. waren. Da sandte mir Eichendorff durch unsern gemeinschaftlichen Freund Loeben jenes Lied (= „In einem kühlen Grunde“) von sich als Beitrag für unsere Sammlung mit der Unterschrift ‚Florens‘ zu. Mein Wohnort war damals ein freigelegenes Haus in dem württembergischen Walddorf Welzheim. Als ich nach Empfang des Briefes von Loeben jenes schöne Lied mit Vergnügen gelesen hatte, legte ich es auf meinen Schreibtisch nahe an ein offenstehendes Fenster; aber plötzlich weht es ein vorüberfahrender Windstoß vom Tisch durchs Fenster hoch in die Luft über Häuser und Bäume dahin. Ich bemühte mich nun, dieses wahrhaft zum fliegenden Blatt gewordene Lied viele Stunden lang, selbst in Begleitung eines scharfsehenden Jägers, eines Freundes von mir, in Wäldern und Feldern aufzusuchen, aber vergebens. Der Verlust desselben war mir um so empfindlicher, als das Manuskript der Sammlung schon längst zum Druck abgegangen und, sollte dieser Beitrag noch aufgenommen werden, eine schnelle Nachsendung nötig war. Was war nun das fernere Schicksal des Gedichts? Am andern Tage kam ein mit Maultrommeln, Armbändern und Fingerringen handelnder Tiroler zu

mir, und siehe da, ich erblickte das Blatt um eine dieser kleinen Waren gewickelt. Schnell frug ich ihn: „Wo fandest du denn dieses Papier?“ worauf er mir erzählte, daß er es bei Kaisersbach, eine Stunde von Welzheim, auf einem blühenden Flachsfelde gefunden und diesen Fingerring dareingewickelt habe. Daß ich ihm, sehr vergnügt das Papier behaltend, ein Duzend seiner Maultrommeln, meine Lieblingsinstrumente, entnommen, ist begreiflich.“

Fouqué, der unsern Dichter zwar persönlich noch nicht kannte, den seine Lieder jedoch tief ergriffen hatten, übersandte ihm damals durch Loeven seine eigenen neuesten Verse, indem er ihnen folgende Strophen beifügte:

„Florens, blüentragend Reis,
Quellend dir entgegenspringen,
Soll mein Lied zum Gruß dir singen,
Was ich Schön' und Liebes weiß?
Sangest ja bei Morgenscheinen
Zu den Dichtern inniglich:
,Dichter, die es ehrlich meinen',
Grüßtest du im Liebvereinen
Und, Gottlob, dein Gruß traf mich!

Freundeshand, nein, Bruderhand
Ward Vermittler jüngst uns beiden,
Und dein Lieben und dein Leiden
So in Liedern mir bekannt.
Süße Tränen sind geflossen
Mir vom Aug' bei deinem Klang,
Jubelnd nah' ich dem Genossen,
Freu' des Kranzes mich, entsprossen
Deinem Minn'- und Rittersang.

Florens, zu dir schafft dies Blatt,
Wer in sel'ger Freuden Ahnung
Süß durchströmt von ernster Mahnung,
Florens dich geheiß'n hat.

Und weil mein erwachtes Leben
Nicht sich drängt auf dies Papier,
Lies, was ich ans Licht getrieben,
Denk: an Florens sei geschrieben
Drüber, und so eign'es dir!"

Eichendorff beantwortete den herzlichen gemütvollen Gruß mit einigen Sonetten, die zum Teil auch in die spätere Gedichtsammlung übergegangen sind.

In der Heimat war der Wiener Kandidat nur selten und dann immer bloß auf kurze Zeit gewesen, er hatte daher auch die Braut nur wenig gesehen. Desto reicher und inniger entwickelte sich der briefliche Verkehr. Sein ganzes Wesen spricht sich in diesen Briefen wahr und herrlich aus, und auch der Geliebten Geist tritt darin immer reifer zutage. In einem dieser Schreiben hatte er der Geliebten das an sie gerichtete Gedicht „Das Flügelroß“ mitgeteilt, worin er sie einlädt, sich zu ihm auf das Roß zu schwingen, um, gelehnt an ihn, die Räume zu durchsegeln, wohin der Erde Lust und Schmerzen nur noch als süße Melodien dringen. Das geistreiche Mädchen besann sich nicht lange und spendete als Antwort darauf die folgenden anmutigen Verse, die Eichendorff mit begreiflicher Freude seinen Bekannten wies:

„Wohl wird es oft so öde
Im Walde wie im Haus,
Doch bin ich noch zu blöde,
Ich kann nicht mit hinaus.

Dank für des Sitzes Teilen
Auf buntbeschwingtem Roß!
Ach, ich muß hier noch weilen
Im Keller und im Schloß!

Denn, will ich von den Stufen
Mich schwingen auf dein Pferd,
Da treibt der Mutter Rufen
Mich mahnend an den Herd.

Rasch muß ich da erbeben —
 Dein Roß bei diesem Ton
 Und all das süße Leben
 Flieht schüchtern mir davon.

So muß ich denn noch zagen,
 Doch bin ich dir vereint,
 Da mag das Roß mich tragen,
 Soweit der Himmel scheint!“

Ein Bildnis des Dichters aus jener Zeit ist uns erhalten. Nach einer Tagebuchnotiz vom 3. November 1809 hatte Eichendorff das Porträt vom Maler Raabe in der Breslauer Taschengasse für seine Braut malen lassen. Der Bildnis- und Historienmaler Josef Raabe war später Lehrer an der Bonner Akademie der Zeichnung, Mitglied der Akademie in Dresden und Großherzoglich hessischer Hofmaler. Die Kirchen in Neuenburg und Werthau (Schlesien) enthalten Proben seiner Kunst. Das erwähnte Porträt ist leider durch die Unvorsichtigkeit eines Malers, der mit der Ausbesserung beauftragt war, zugrunde gegangen. Eine Kopie befindet sich im Besitz der Familie Eichendorff.

Einer eigentümlichen Gewohnheit im Leben des jungen Dichters möge hier noch gedacht sein; sie bestand darin, sich fortwährend mit allerlei Geschöpfen aus der Tierwelt zu umgeben. Freunde erzählten, wie namentlich in Wien winzige Baunkönige und eine kleine giftlose Schlange seine beständigen frei umherlaufenden Stubenkameraden waren. Das Schlänglein pflegte er sogar bei Ausgängen in der Brusttasche mit sich zu führen, was oft zu den ergößlichsten Überraschungen Anlaß gab.

Auch der Wiener Aufenthalt Eichendorffs fiel noch in eine politisch bange und trübe Zeit, von deren Not und Druck sich spätere, glücklichere Geschlechter kaum mehr eine Vorstellung machen mochten. Alle Besseren empfanden angstvoll „jene erschreckende Menschenleere der gestaltenreichen Zeit“, wo von keiner Seite der Retter und die

rettende Tat erscheinen wollte, nachdem auch Österreichs Erhebung so ergebnislos verlaufen war. Es lagerte eine unerträgliche Schwüle über allen Herzen. Einen der Edelsten, den unglücklichen Heinrich von Kleist, trieb das allgemeine Unglück zum verzweifeltsten Selbstmord. Ja sogar der sonst blasierte und frivole Genk, brach jetzt in die glühenden Worte aus: „Durchaus verzweifeln ist unerlaubt, unnatürlich, unmöglich. Es wäre gegen alle Grundsätze der Moral, daß eine große alte Welt so vor unsern Augen untergehen sollte. Ich glaube, es gibt noch Mittel, aber sie sind von einer ganz neuen, bisher kaum geahnten Art. Für diese dunkle Zukunft, bloß mit Gefühl, Glauben und lebendiger Hoffnung berühre ich sie, schlägt nunmehr mein Herz, da aus den vorhandenen Materialien irgendeine rettende Kombination zu schaffen unmöglich ist. Ich leide so, daß ich zu einer ganz neuen Sprache greifen möchte, um mich verständlich zu machen.“

Selbst Männer, auf die das Vaterland mit Stolz geblickt, verkauften sich knechtisch dem Despoten; ein Johannes von Müller hielt jene kriechende Lobrede auf die Napoleonische Wirtschaft, bei deren Kunde Manso in Breslau das ebenso witzige wie heiße Wortspiel gebrauchte: Si tacuisses, Tacitus mansiosses!

Eichendorff fühlte sich von der Schmach der Zeit auf das schmerzlichste bewegt. Aber treu und feurig sein Vaterland im Herzen tragend, blieb er bei der Zuversicht, daß die Stunden der Not und Knechtschaft bereits gezählt seien. Mit Schande, Gram und Schrecken war die Gegenwart bis zum Überdruß gesättigt, alle sittlichen Grundlagen im Staats- und Völkerleben waren mit Füßen getreten und bis zur Frage verzerrt, es mußte endlich die heißersehnte Umkehr und Erlösung nahen.

Aus diesem männlichen Vertrauen, das ihn nie verließ, so sehr der Gang der Ereignisse auch dagegen zu sprechen schien, war eine Reihe patriotischer Lieder entstanden, die an Tirols Erhebung anknüpften und in dem lebhaften

Widerhall der folgenden Ereignisse ihre Fortsetzung fanden. Und in dem gleichen Sinn beschloß er jetzt, den Roman „Ahnung und Gegenwart“, der ein Denkmal jener heldischen Trauer und ein Bild jener gewitterschwülen Tage der Erwartung, Sehnsucht und Schmerzen sein sollte, mit den prophetischen Worten zu beschließen:

„Mir scheint unsere Zeit dieser weiten ungewissen Dämmerung zu gleichen. Licht und Schatten ringen noch ungeschieden in wunderbaren Massen gewaltig miteinander, dunkle Wolken ziehn verhängnischwer dazwischen, ungewiß, ob sie Tod oder Segen führen, die Welt liegt unten in weiter, dumpfstillen Erwartung. Kometen und wunderbare Himmelszeichen zeigen sich wieder, Gespenster wandeln wieder durch unsere Nächte, fabelhafte Sirenen tauchen, wie vor nahen Gewittern, von neuem über den Meerespiegel und singen, alles weist wie mit blutigen Fingern warnend auf ein großes unvermeidliches Unglück hin. Unsere Jugend erfreut kein sorglos leichtes Spiel, keine fröhliche Ruhe wie unsere Väter, uns hat frühe der Ernst des Lebens gefaßt. Im Kampfe sind wir geboren, und im Kampfe werden wir, überwunden oder triumphierend, untergehn. Denn aus dem Zauberrauche unserer Bildung wird sich ein Kriegsgespensst gestalten, geharnischt, mit bleichem Totengesicht und blutigen Haaren; weissen Auge in der Einsamkeit geübt, der sieht schon jetzt in den wunderbaren Verschlingungen des Dampfes die Lineamente dazu aufringen und sich leise formieren. Verloren ist, wen die Zeit unvorbereitet und unbewaffnet trifft; und wie mancher, der weich und aufgelegt zu Lust und fröhlichem Dichten, sich so gern mit der Welt verträge, wird wie Prinz Hamlet zu sich selber sagen: Weh, daß ich zur Welt, sie einzurichten, kam! Denn aus ihren Fugen wird sie noch einmal kommen, ein unerhörter Kampf zwischen Altem und Neuem beginnen, die Leidenschaften, die jetzt verkappt schleichen, werden die Larven wegwerfen und flammender Wahnsinn sich mit Brandfackeln in die Verwirrung stürzen, als wäre

die Hölle losgelassen, Recht und Unrecht, beide Parteien, in blinder Wut miteinander verwechseln. — Wunder werden zuletzt geschehen, um der Gerechten willen, bis endlich die neue und doch ewig alte Sonne durch die Greuel bricht, die Donner rollen nur noch fernab an den Bergen, die weiße Taube kommt durch die blaue Luft geflogen, und die Erde erhebt sich verweint wie eine befreite Schöne in neuer Glorie empor. — O . . . , wer von uns wird das erleben!“

Schon früher war dem Dichter der Gegensatz zwischen dem fröhlichen Treiben seiner aristokratischen Umgebung und der Not des Vaterlandes lebhaft zum Bewußtsein gekommen. Schon anfangs Dezember 1806 schrieb er nach einer Jagdpartie in sein Tagebuch:

„Hier vereinigte sich zwar alles, die Sache so romantisch als möglich zu machen; der schöne, reine Morgenhimmel, Waldhornklang hier und dort, aus fernem Hintergrund unaufhörlicher Kanonendonner — dem ungeachtet kam mir unter dieser männlich starken Donnerwolke unsere Jagd heute bis zur Bangigkeit klein, untätig und dumm vor.“ Einige Jahre später gab Eichendorff in dem Gedicht „An die Tiroler“ dem Wunsche Ausdruck, daß die heilige Begeisterung dieses Bergvolks sich auf ganz Deutschland übertragen möchte. In der „Klage“ 1809 endlich brach er über das untätige, üppige und glaubenslose Wesen der Zeitgenossen den Stab:

„Doch eine Zeit wird kommen,
Da macht der Herr ein End',
Da wird den Falschen genommen
Ihr unechtes Regiment.

Denin wie die Erze vom Hammer,
So wird das loß're Geschlecht
Gehaun sein von Not und Jammer
Zu festem Eisen recht.“

In der Zeit von Deutschlands Erniedrigung zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren es ausschließlich Säger und Soldaten, welche die vaterländische Begeisterung anfachten, Mut und Hoffnung in den Herzen des Volkes aufrechterhielten.

Mit gespanntester Aufmerksamkeit, die sich im Lauf der Ereignisse immer mehr steigerte, war Eichendorff der Entwicklung des großen historischen Dramas in Rußland gefolgt. Ungeduldig harrete er des Augenblicks, wo Deutschland und sein engeres Vaterland Preußen den Kampf um seine Existenz von neuem aufnehmen würde. Der Brand von Moskau, der furchtbare Untergang eines der größten Heere, die je die Welt gesehen, die schmäbliche Flucht des unerfättlichen Kriegswürgers schienen eine dringende Mahnung zu sein; wider alles Hoffen und Erwarten zögerte jedoch Preußen noch, auf das ganz Deutschland in jener Stunde der Entscheidung mit fast fieberhafter Ungeduld blickte.

Als endlich unterm 3. Februar 1813 von Breslau aus des Königs Friedrich Wilhelm III. Aufruf an die freiwilligen Jäger erfolgte, zögerte Eichendorff keinen Augenblick, dem heißersehnten Rufe Folge zu leisten. Eine reiche, behagliche Lebensstellung, die nahe Aussicht auf eine dauernde Beschäftigung im österreichischen Staatsdienst, die eben damals erfolgen sollte, der dringende Wunsch einer baldigen Vermählung mit dem Mädchen seiner Wahl, nichts konnte seinen Entschluß wankend machen; er wollte sein, was er sang, eingedenk der eigenen Worte: „Wer in der Not nichts mag als Lauten rühren, des Hand dereinst wächst mahnend aus dem Grabe“, und „Anders sein und singen, das ist ein dummes Spiel“. So griff er denn selbst zum Schwert.

Die Trennung vom Bruder, mit dem der junge Held im engsten Herzensbündnis eine so glückliche Jugend verlebte, und der am Kampfe nicht teilnahm, nach Tirol ging, wiederholt mit Kuriergeschäften im Dienst des Kaisers

von Österreich betraut, fiel ihm außerordentlich schwer; in dem Gedicht „An meinen Bruder“ schrieb er all die wehmütigen Gefühle sich von der Seele los. Nur noch selten sahen sich die beiden wieder; es war eine Trennung für die ganze Zukunft.

In dem allgemeinen Enthusiasmus der Zeit war auch die Geliebte, so bitter ihr der Entschluß fiel, doch vaterländisch genug geblieben, der Ausführung nicht zu widerstreben, und so ließ sie den Geliebten ziehen. Bereit, ihrem Volke das größte Opfer zu bringen, rang ihre Seele um innere Befreiung und fand dafür die erlösenden Worte:

„Nicht umsonst schlugst du, o Herz,
Unfern war der bittre Schmerz,
Fort mit seinem letzten Blick
War mein ganzes irdisch Glück!

Krieg! so schallt's von weitem her
Durch das Land und übers Meer,
Und fürs Vaterland zum Streit
Eilt mein Liebster schon bereit.

Gott der Liebe, der mich schuf,
Höre einer Armen Ruf,
Die im heißesten Gebet
Auf zu dir um Rettung fleht!“

4. Der Krieg.

(1813—1815.)

Schon im Februar 1813 hatte Eichendorff das geliebte Wien verlassen und war mit seinem Freund Philipp Veit, der sich ihm in der gleichen Absicht angeschlossen, nach Breslau geeilt. Breslau, damals das Herz Deutschlands genannt, bildete die Hochburg der preussischen Kriegsrüstungen; hier befand sich der König mit seinen Ministern und Generalen, hier versammelten sich auch alle bedeutenden Führer der vaterländischen Erhebung. Im Gasthof „Zum goldenen Szepter“, wo unter anderen der Minister vom Stein wohnte und Major von Lühow sein Verbeamt aufgeschlagen hatte, herrschte von früh bis spät das bunteste Soldatenleben.

In Breslau sollten die Freunde aus Wien Zeugen der unbeschreiblichen Begeisterung werden, die alle Patrioten ohne Unterschied in gleicher Weise beseelte. Am 12. April berichtet Veit seiner Mutter: „Da der König jetzt wieder hier ist und das russische Hauptquartier nicht weit, so geht es wieder sehr lebhaft zu; fast alles ist Soldat, das Volk in einer vortrefflichen Stimmung, durch die Gefechte bei Lüneburg und Möckern noch gehoben; nichts aber ist erfreulicher als das Verhältniß der Offiziere zu den Gemeinen, zu sehen und zu hören, mit welcher Liebe einer von dem andern spricht.“

Über die Wahl der Waffengattungen anfangs noch unentschieden, faßten Eichendorff und Veit in Breslau den Entschluß, in das von Schills Gefährten neugebildete Lühowsche Freikorps einzutreten. Nach einem kurzen Aufenthalt in der Heimat langten die Freunde am 29. April 1813 in Grimma bei der Freischar an und wurden sofort der 5. Kompagnie des 3. Bataillons überwiesen, das unter des Turnvaters und jetzigen Leutnants Jahn Kom-

mando stand; bis zum Waffenstillstand von Prischwitz (Juni 1813), nachdem beide zu andern Truppenteilen übertraten, blieben Eichendorff und Veit unzertrennliche Gefährten.

Groß waren die Erwartungen gewesen, die man von der nach ihrer Kleidung benannten Schwarzen Schar — Schar der Rache — gehegt, von allen Seiten waren ihr gerade die gebildetsten Männer und Jünglinge zugeströmt; Körner, Fouqué, Varnhagen, Staatsrat Graf Dohna und andere gehörten ihr an; durch Riedel und Ennemoser, Hofers Genossen, war ihr eine Anzahl ausgezeichnete Tiroler Scharfschützen zugeführt worden, auch Spanier in namhafter Zahl sowie eine kleine Kosakenabteilung waren ihr beigetreten, und selbst Frauen befanden sich in ihren Reihen wie jene berühmte Eleonore Prohaska, deren Geschlecht erst aufkam, als sie mutig kämpfend auf dem Schlachtfeld den Tod gefunden hatte.

Zur Zeit seiner größten Stärke umfaßte das Korps, volkstümlich geworden durch Körners Lieder und Heldentod, an Fußvolk und Reiterei 3280 Mann nebst einer Artillerie von neun Geschützen. Seiner Bestimmung nach sollte es in rastloser Tätigkeit dem Hauptheer voran den Feind überall aufspüren, im Rücken ihn umschwärmend, auf den Flügeln ihn angreifend, ihn so in beständiger Unruhe und Arbeit erhalten. Diesen Zweck erfüllte das Freikorps indes nur sehr unvollkommen. Als Heer zu klein, als Freischar zu groß und schwerfällig, immer mit Rüstungen und Vorbereitungen beschäftigt, überdies unter einem Führer, der zwar außerordentlich tapfer, aber ohne eigentlich geniale Begabung war, sah sich die sonst hervorragende Schar während des ganzen Feldzugs nur auf eine höchst untergeordnete Tätigkeit beschränkt, und „Lützows wilde verwegene Jagd“ ist mehr durch den Enthusiasmus jener Tage als durch glänzende Waffentaten unsterblich geworden.

Die herkömmliche Schilderung der Lützowschen Uniform stimmt mit den Tatsachen nicht ganz überein. Bei der

eigenartigen Zusammensetzung der Teilnehmer und der bei allen derartigen Freischaren in jener Zeit üblichen Ungleichmäßigkeit der Ausrüstung entsprach das wirkliche Aussehen nicht dem erwünschten Idealtypus. Die Adjutierung war zudem nicht selten unvorschriftsmäßig und mangelhaft, da die Freiwilligen Ausrüstung und Lebensunterhalt aus eigenen Mitteln bestreiten mußten. So heißt es in einem Briefe Veits: „Wir tragen eine Litewka, das heißt eine kurze Pekesche von schwarzem Tuch, weite schwarze Überziehhosen und Stiefel, einen Tschako und schwarze Handschuhe, alles mit roten Schnüren besetzt. Unsere Waffen sind eine Büchse oder Stutzen, ein kurzer Säbel an schwarzem Bandelier, eine Pistole und ein Dolsch.“ — Der von Eichendorff benutzte Dolsch ist noch vorhanden. Er wurde an einem schwarzen Lederriemen getragen, dessen Verschuß (Löwenköpfe und Schlangen) aus gelbem Metall bestand.

Nachdem die Schar Ende März von Schlesien nach Sachsen aufgebrochen war und sich dort noch erheblich verstärkt hatte, sollte sie nach der vom General von Scharnhorst erteilten Anweisung, um den kriegerischen Eifer auch im übrigen Deutschland zu entflammen und weitere Kreise anzuziehen, vorerst in das Königreich Westfalen eindringen und den Harz, den Sölling, den Schwalenberger und Lippe'schen Wald besetzen. Aber es kam nicht zustande.

Während ein Teil des Korps in Leipzig zurückblieb, von da nach der Lützen'schen Schlacht gegen Meissen und weiter bis Schweidnitz zog, wandte sich der Hauptteil, bei dem sich auch das Jahnsche Bataillon befand, nach der unteren Havel und Elbe und folgte dort der Einladung des Generals Grafen Walmoden, durch Angriffe im Rücken des Feindes das von Davoust und Vandamme hartbedrängte Hamburg entsetzen zu helfen. Bei Dömitz überschritt das Korps die Elbe, vereinigte sich mit den fliegenden Truppen von Dörnberg, focht am 12. Mai rühmlich in dem Treffen an der Görde, wo es zuerst ins Feuer kam, mußte aber bald,

der Übermacht des Feindes weichend, sich an die Priegnitz zurückziehen. Hier wurde das Fußvolk unter dem Befehl des Majors von Petersdorf durch den russischen General Woronzoff für eine Unternehmung auf Leipzig gewonnen; der abgeschlossene Waffenstillstand ließ diese jedoch wiederum nicht zur Ausführung gelangen.

So verlor sich die Freischar in den großen Ereignissen des Tages immer mehr. Die furchtbare Niederlage ihrer Reiterei während des Waffenstillstands, in unglaublicher Verblendung größtenteils selbst verschuldet, wandte dem Korps zwar noch einmal die allgemeinste Teilnahme zu und brachte ihm, wie richtig bemerkt worden, in der öffentlichen Meinung beinah soviel ein als der glänzendste Sieg, aber die Freudigkeit und stolze Zuversicht, mit der die Lühower dereinst den Kampfplatz betraten, wollte nicht wiederkehren.

Schließlich dem Walmodenschen Korps an der Niederelbe endgültig überwiesen, fand die Truppe auch in der Folge keine Gelegenheit mehr, sich irgendwie hervorzutun, zumal jenes Korps, fern vom Hauptkampf, ganz unter dem lähmenden Einfluß Bernadottes, des damaligen Kronprinzen von Schweden, stand und nur beobachtend und verteidigend operieren durfte. Ihr unerwartetes Mißgeschick war den Lühowern um so empfindlicher, als gerade die Partisanenkämpfe eine so glänzende Rolle in den Befreiungskriegen gespielt hatten: wir erinnern nur an den kecken Überfall Kassels durch Tschernitschef, wodurch die Auflösung des Königreichs Westfalen bewirkt ward, und die nicht minder berühmte Erstürmung Bremens durch Tettenborn, wo eine überlegene französische Besatzung entschlossenen Widerstand leistete.

Mit dem Beginn des Feldzuges von 1813 verschwand die Freischar auch dem Namen nach, indem aus ihrem Fußvolk das 25. Infanterieregiment, aus ihrer Reiterei dagegen das 6. Ulanenregiment gebildet wurde. Bei Stiftung des Eisernen Kreuzes kamen allein 126 Abzeichen

an das Lühower Korps. Napoleon hatte von allen feindlichen Truppen die schwarzen Jäger, die brigands noirs, wie er sie nannte, am meisten gehaßt, weil er sie für eine Schöpfung des Jugendvereins hielt; im amtlichen Moniteur waren die hervorragendsten Führer geächtet worden.

Voll Kampfeslust und glänzender Hoffnungen war Eichendorff zu den Fahnen der Lühower geeilt; dem gemeinsamen Mißgeschick der Truppe konnte freilich auch er nicht entgehen. Auch das Jahn'sche Bataillon, spät organisiert, verlor die kostbarste Zeit in nie endenden Zurüstungen, Hin- und Hermärschen, ewigen Vorbereitungen zum Angriff, ohne daß es zum Kampf selbst kam. Nicht wenig verschuldete dies die Persönlichkeit des Führers selbst.

Friedrich Ludwig Jahn, gewöhnlich „der Jahn“ genannt, mit seinem halbfertigen, beweglichen, quecksilbernen Wesen, zu dem seine äußere Erscheinung — der lange ehrwürdige Bart und die riesige Gestalt — den seltsamsten Gegensatz bildete, besaß zwar ganz die Anlage zum stolzen, herrischen Charakter, sie war ihm aber allmählich zur Eitelkeit verkümmert. Auf die damalige Jugend übte er einen gewaltigen Einfluß, nicht sowohl durch das, was er leistete, als vielmehr durch den Ernst seines Willens, die Entschiedenheit, ja Einseitigkeit, mit der er sein ganzes Leben an die eine große Aufgabe gesetzt, den Kampf für Deutschlands Ehre und Freiheit. Seine nicht zu unterschätzende Bedeutung bestand vorzugsweise in der Anregung: unermüdlich und schnell im Planemachen, aber nur langsam und unentschlossen in der Ausführung, war er zum soldatischen Führer wenig geeignet.

Nachdem Eichendorff in Grimma bei Jahn's Bataillon angekommen und mit ihm nach Havelberg und Perleberg marschiert war, erhielt es in den ersten Maitagen 1813 von Scharnhorst den Befehl, sich in den Spreewald zu werfen und dort zur Täuschung des Feindes den Lärm einer großen Heeresmasse zu verbreiten; ein Adjutant

Blüchers, von Hüser, war dem Zuge beigegeben. Dieser Auftrag, wacker ausgeführt, nahm mehrere Wochen in Anspruch, und wenn er auch im ganzen unblutig ablief, so hatte er doch zu manchem kecken Abenteuer Gelegenheit gegeben und den soldatischen Geist wach erhalten.

Schon der Aufenthalt an sich war höchst eigentümlich. Ein Urwald im eigentlichen Sinne des Wortes, üppig Stamm an Stamm gereiht, erstreckt sich der mächtige Spreewald sieben Meilen in die Länge und zwei in die Breite, von mehr als 300 Armen der Spree durchströmt, die ihn sehr oft unter Wasser setzen, so daß man nur auf Rähnen darin fortkommen kann. Seine Bewohner, in sieben Fischerdörfer verteilt, die untereinander ein ländliches Venedig bilden, fahren auf Rähnen zur Arbeit und zur Kirche, auf Rähnen werden die Ernten heimgebracht, die Toten zur Erde bestattet. Nachkommen jener alten Wenden, die vor dem Schwerte der Deutschen hier eine letzte Zuflucht gefunden, haben die Spreewaldbewohner durch die Unzugänglichkeit ihres Aufenthalts begünstigt, sich Sitte, Tracht und Sprache ihrer Väter lange bewahrt; und noch zur Zeit Theodor Fontanes, der in seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ von alledem eine anschauliche Schilderung gibt, fühlte sich der Fremdling beim Eintritt in diese fremdartige Welt wie durch Zauber Schlag plötzlich in fernste Jahrhunderte zurückversetzt.

Die Anwesenheit der Lützower hatte in die lautlose Stille, die hier gewöhnlich herrscht, das regste Leben gebracht; Gesang, Waffengeräusch, Trommel- und Hörnerklang erfüllte den ganzen Wald, überall leuchteten Biwakfeuer, und die Bewohner wußten sich anfänglich in das geräuschvolle Wesen ihrer wunderlichen Gäste gar nicht zurechtzufinden, gewannen sie aber bald so lieb, daß sie dieselben später noch ungern wieder scheiden sahen. Eichendorff mit seinen näheren Freunden Veit, Biester (dem katholisch gewordenen Sohne des bekannten literarischen Genossen von Friedrich Nicolai), Kersting, Ström

war überall mit rechter Lust zugegen und hat auch in der Folge immer mit Vergnügen gerade dieser Episode seiner kriegerischen Laufbahn gedacht.

In seinen Entwürfen zum „Bilderbuch aus meiner Jugend“ gibt Eichendorff eine Beschreibung des Spreewalds. Unter der Aufschrift „Der Krieg“ sagt er hier: „Lübow'sches Korps und Jahn. Mein Abenteuer in Meißelheim, Lübbenau, Lübben, die zerstreuten Freunde: Veit, Richter, Ström besonders anreden! Mein Biwak auf dem Pont neuf.“

Nachdem das Bataillon aus seinem Versteck heraus noch mehrere alarmierende Streifzüge nach den eben genannten Orten unternommen hatte, kehrte es Ende Mai wieder nach Havelberg zur Hauptmasse des Korps zurück und beteiligte sich fortan an den weiteren Bewegungen desselben. Streifzüge an der Elbe und Saale, Wegnahme feindlicher Kriegskassen und Munitionen, Aufhebung feindlicher Kuriere mit Depeschen, worunter sich ein Bericht Urgenteaus an Napoleon befand, ermüdende Buschwachen und Nachtlagerungen an der Elbe, waren die Ergebnisse der nächsten Zeit, bis der Waffenstillstand auch diesem kleinen Kriege ein vorläufiges Ende machte. Unbefriedigt von den bisherigen Erfolgen der Freischar, die durch die inzwischen getroffenen Anordnungen ihre ursprüngliche Selbständigkeit überdies schon damals ganz eingebüßt, hatte Eichendorff noch während des Waffenstillstandes im Juli 1813 gemeinsam mit Veit seine Entlassung genommen, um für die Fortsetzung des Kampfes bei einer andern Truppengattung einzutreten. Infolge der Überfülle an Offizieren bei den Lübowern wäre ihm die Erlangung einer solchen Stelle hier kaum möglich gewesen. Aber der Hauptgrund seines Austritts bildete die Zurücksetzung des Korps als solchem, das man kaum je zum Schuß kommen ließ und nur mit untergeordneten Aufgaben betraute.

Über Berlin begaben sich die Freunde nach Schlesien, wo Eichendorff mit seinen Eltern in Neiße zusammentraf,

von da nach Dresden und Böhmen, zu der Hauptarmee unter dem Fürsten Schwarzenberg. Die von Fouqué genährten Hoffnungen, durch ihn zu einem größeren Wirkungskreis zu gelangen, hatten sich nicht erfüllt. Zum beabsichtigten freiwilligen Eintritt in das Brandenburgische Kürassierregiment fehlten die Barmittel. Aber auch in Prag glückte das Vorhaben, bei einem österreichischen Truppenteil als Offizier angestellt zu werden, nicht. Daher beschloß Eichendorff, in die Heimat zurückzukehren und das nötige Geld aufzutreiben. Er trennte sich von Veit und wurde kurze Zeit hernach einem schlesischen Regiment als Offizier zugeteilt. Es war dies das 17., nachmals 2. schlesische Landwehrregiment, das damals die Festung Glatz besetzt hielt.

Mitte Oktober 1813 trat Eichendorff seine neue Bestimmung an; das dritte Bataillon, dem er angehörte, mußte zunächst erst vollzählig gemacht und einexerziert werden. Nachdem dies erreicht und das Regiment endlich kurz vor Weihnacht mit allem Kriegsbedarf ausgerüstet worden, erhielt es zwar Marschbefehl, aber zum großen Leidwesen der Offiziere wiederum mit der Aussicht auf langdauernden Festungsdienst: es sollte die Besatzung von Torgau bilden. In den ersten Tagen 1814 nach Neujahr traf es nach einem beschwerlichen Marsche, wobei die Mannschaft oft bis an die Brust im Wasser waten mußten, daselbst ein.

Torgau hatte kurz vorher kapituliert, die französische Besatzung, über fünftausend Soldaten und Offiziere, darunter fünf Generale, wurden kriegsgefangen mit allen vorgefundenen Effekten dem Regiment übergeben und durch ein Kommando desselben nach Schlesien abgeführt. Festung und Stadt boten bei der Übernahme das kläglichste Bild der Zerstörung und des menschlichen Elends. Hungersnot und Seuchen aller Art hatten sich eingefressen. An manchen Tagen war die Zahl der Sterbenden auf ein Viertel Tausend gestiegen, bei der Kleinheit der Stadt eine gewaltige Zahl. Man wußte nicht mehr, wo und wie man

die Leichen beerdigen sollte, und verscharrte sie daher schließlich haufenweise.

Dies war der Zustand Torgaus, als am 10. Januar 1814 nach dem Ausmarsch der Franzosen die preußischen Besatzungstruppen unter Anführung des Generalleutnants von Wobeser mit klingendem Spiel ihren Einzug in die Stadt hielten, von den geängstigten Bewohnern in doppelter Hinsicht als Befreier begrüßt. Bei der Unsicherheit der Lage begnügte man sich einstweilen, die Außenwerke zu besetzen, und wandte alles an, vorerst Häuser und Straßen zu reinigen um dadurch den Gesundheitszustand zu bessern. Trotzdem blieb auch die neue Besatzung von der Seuche nicht verschont, das Regiment erlitt durch den Tod noch bedeutende Verluste und erst, nach sechs Wochen rastloser Arbeit und Anstrengung konnte jenes Übel als beseitigt angesehen werden. Der Dienst bestand während dieser Zeit fast nur in einer ununterbrochenen Reihe von Beerdigungen und gefährvollen Reinigungsversuchen, wobei Eichendorff mit den übrigen Offizieren, deren manche noch als Opfer fielen, überall mit dem Beispiel größter Unerblichkeit voranging. Dazu war auch der Mangel in der Festung noch so groß, daß die Mannschaften ihren Hunger lediglich mit selbstgefangenen Fischen stillen mußten, bis es endlich gelang, eine geregelte Zufuhr von Lebensmitteln herzustellen.

Nachdem das Regiment in dieser Weise seine erste Schule durchgemacht, verstrich die übrige Zeit des Aufenthalts in Torgau ohne erhebliche Zwischenfälle in der gewöhnlichen Einförmigkeit eines kleinen Garnisonlebens. Dem Offizierskorps und einem großen Teil der Mannschaften wurde es nachgerade immer drückender, gefahrlos und untätig da zurückbleiben zu sollen, wo die Kameraden auf den Schlachtfeldern sich Lorbeeren erwarben und im siegreichen Zuge bis Paris vordrangen.

Es wurde daher schon im März 1814 eine Bittschrift an den König aufgesetzt, das Regiment abzulösen und zu

der Armee ins Feld zu berufen. Das Gesuch ward von Eichendorff verfaßt, von sämtlichen Offizieren des Regiments unterzeichnet und dem Kommandierenden General des Armeekorps von Tauenzien zur Absendung an den obersten Kriegsherrn überreicht. Ob es wirklich in die Hände des Königs gelangte, war dem Regiment schon damals zweifelhaft, wenigstens erfolgte kein Bescheid, und die Truppe blieb noch bis zum Spätsommer 1814 in Torgau. Erst während des Feldzuges von 1815 fand sie Gelegenheit, unmittelbar am Kampfe teilzunehmen und focht namentlich mit Auszeichnung in der Schlacht bei Waterloo, wo sie den äußersten linken Flügel des Bülow'schen Korps bildete.

Der tatenlose Festungsdienst in Torgau verdroß Eichendorff höchlichst, gab ihm aber die damals freilich nur unwillkommene Muße, sich wieder etwas mit poetischen Arbeiten zu beschäftigen. Die in jener Zeit entstandenen Gedichte beziehen sich indes meist nur auf Stimmungen und Ereignisse des Tages, wie „Der Soldat“, „Soldatenlied“ u. a. „Die ernsthafteste Fastnacht“ galt der Erstürmung Wittenbergs, das nach längerer Belagerung im Fasching 1814, wenige Tage nach der Übergabe Torgaus, in die Hände der Preußen gefallen war, wobei sich Schlesier besonders ausgezeichnet hatten.

In jene Zeit fällt auch ein Zweikampf zwischen Eichendorff und einem andern Offizier seines Regiments, das durch eine zwar witzige, aber drastische Bemerkung über das Betragen dieses vom Regiment sehr ungern gesehenen Offiziers veranlaßt worden war; glücklicherweise blieb das Duell ohne Folgen.

Im übrigen stand Eichendorff mit den Offizieren des Regiments im heitersten geselligen Verkehr; unter seinen näheren Freunden ist insbesondere der damalige Regimentsadjutant Karl Schaeffer zu nennen, dem die Abschiedsverse „In verhängnißschweren Stunden, Streitend für das Vaterland“ gewidmet sind. Schaeffer, eine

Künstlernatur, weitgereist und welterfahren, wirkte später als Lehrer des Zeichnens am Gymnasium in Ratibor und überlebte den Dichter, dem er noch über dessen Grab hinaus hochbetagt eine treue Anhänglichkeit bewahrte.

Gleich nach Abschluß des ersten Pariser Friedens, als der Zweck des Krieges erreicht schien, kam Eichendorff um seine Entlassung ein und begab sich im Juni 1814 von Torgau unmittelbar nach Lubowitz, wo er fast ohne Unterbrechung bis zum Schluß des Jahres verweilte.

Er betrieb nunmehr, zunächst freilich erfolglos, seine Anstellung im preußischen Staatsdienst. Er hätte fürs erste annähernd anderthalb Jahre ohne Gehalt und Diäten dienen müssen, was mit seinen Vermögensverhältnissen nicht vereinbar war. Endlich glückte es ihm durch Empfehlung des Generals Sneyenau eine Anstellung als Sekretär beim Oberkriegskommissariat in Berlin zu erhalten. Nun konnte auch sein Herzenswunsch in Erfüllung gehen. Am 7. April 1815 fand in der Breslauer Vinzenz-kirche die langersehnte Trauung statt zum nicht geringen Ärger der Mutter, die bekanntlich eine vorteilhaftere Partie gewünscht hatte und sich sozusagen vor eine vollendete Tatsache gestellt sah.

Im Hause des berühmten Berliner Rechtslehrers von Savigny, dessen geistvolle Gattin eine Schwester Brentanos war, verkehrte Eichendorff schon damals viel; ebenso durch Philipp Veit eingeführt in dem gastlichen Kreise des Bankiers Joseph Mendelssohn, der, ein Sohn des Philosophen Moses Mendelssohn und Bruder Dorothea von Schlegels, zu den kulturfördernden Elementen der preußischen Hauptstadt zählte.

Nach der Rückkehr vom Feldzuge geschahen die ersten ernstlichen Schritte zur Veröffentlichung von „Ahnung und Gegenwart“. Der Dichter wünschte den Roman durch eine Persönlichkeit eingeführt zu wissen, die ihm von vornherein die Aufmerksamkeit der Lesewelt sicherte. Anfangs dachte er an Friedrich Schlegel, der ihm auch 1813

einen Brief an Professor Büsching, den in Verlegerkreisen einflußreichen Kulturhistoriker, nach Breslau mitgab. Darin hieß es: „Der Überbringer dieses Briefes ist der Baron v. Eichendorff, welcher dem Rufe seines Vaterlandes und der allgemeinen Sache folgend, sich den preußischen Fahnen anschließen wird. Ich bin so frei, Ihnen denselben bestens zu empfehlen. Als Dichter, unter dem Namen Florens, wird er Ihnen gewiß schon bekannt sein. Er hat jetzt einen Roman geschrieben und wird suchen, ihn dort anzubringen, um einen Beitrag zu seiner Equipierung zu erhalten. Sie würden mich ungemein verpflichten, wenn Sie ihm dabei behilflich sein wollten . . .“

Aber entweder überschätzte Schlegel den Einfluß seines gelehrten Bekannten, oder dieser gab nicht allzuviel auf die Empfehlung, jedenfalls gelangte der Roman vorläufig nicht in die Öffentlichkeit. Erst die Teilnahms Fouqués brach ihm die Bahn.

Friedrich Baron de la Motte Fouqué, Major und Ritter — wie er sich selbst gern unterschrieb —, der Schöpfer des Sigurd und Sintram, des Zauberrings und der Undine, war damals und lange Zeit hindurch der entschiedene, mit Begeisterung aufgenommene Liebling des Publikums. War er es doch gewesen, der in seinen von Jean Paul und den Brüdern Schlegel so freudig begrüßten Werken zuerst wieder dem deutschen Volke seine lang vergessenen Nationalsagen zum Bewußtsein brachte, wo sich alle Sehnsucht, aller Schmerz und Mut einer gebundenen, tief erregten Zeit in Riesenbildern austräumen mochten; die bessere Zukunft, für die er gekämpft, zählt ihn zu ihren Mitbegründern. Selbstlos und freudig zog er dem feurigen Dichter aus den unbekannten schlesischen Wäldern als Herold voran. Auf seine Veranlassung und von ihm eingeleitet, erschien Eichendorffs Roman nach allerhand weiteren Verzögerungen endlich 1815 bei Johann Leonhard Schrag in Nürnberg.

Die Anfänge der Niederschrift reichen wohl in die

Wiener Zeit (vom Oktober 1810 ab) zurück, quellenmäßig nachweisbar ist sie vom Juni 1811 bis Ende Februar 1812, vollendet wurde sie wahrscheinlich im Herbst des gleichen Jahres. Während des ausführlichen Briefwechsels mit Fouqué, dem Eichendorff auch den Entwurf des Vorworts lieferte, und bis zur Drucklegung mußte sich der Roman zahlreiche Änderungen Fouqués gefallen lassen. Das Original ist der Nachwelt leider nicht erhalten.

Das Werk blieb bei seinem Erscheinen ziemlich unbeachtet. Eine größere Würdigung versuchte erst Adolf Schöll 1832, der u. a. Inhalt und Wert des Ganzen folgendermaßen charakterisiert:

„Den Faden der Geschichte bilden die Erfahrungen eines jungen Grafen. Treu im Hoffen, im Lieben und im Dienste des Vaterlandes sieht er die Bilder seiner Hoffnung untergehen in der Verwirrung der Zeit, das Glück seiner Liebe im Leichtsinne der Gesellschaft versinken, das Vaterland fallen, dem er seine Kräfte und Güter geopfert. Nach manchem fröhlichen Jugendfest, manchem edeln Genuß der Freundschaft und Begeisterung, nach vergeblichen Arbeiten, täuschenden Verbindungen und blutigen Kämpfen lösen in rascher Folge die einzelnen Rätsel seines Weges und das innere Rätsel seiner Erfahrung ihm sich auf; reif zum Frieden erwählt er den geistlichen Stand.

Die Erzählung ist bündig, in breiten einfachen Strichen, romanzenartigen Bildern. Der Inhalt, gleich dem jedes wahren Epos, ist der Widerspruch und die Einheit der göttlichen und der menschlichen Welt, der Poesie und Wirklichkeit. Nach diesem Thema sind die Hauptgestalten gesetzt, ihrem Charakter und Schicksale nach ebenso viele Brechungen dieses ursprünglichen Gegensatzes, der die einen hebt und wendet, die andern verzerrt und zerreißt und in skizzierten Nebenfiguren sich weiter abschattet. Sie alle trägt und umgibt, stets gegenwärtig, eine unschuldig blühende Natur, als vollkommene Wirklichkeit, ein gerechtes Schicksal, als himmlische Vollkommenheit. An

ihnen allen ist die Schönheit, niedersteigend oder aufsteigend, ein bestimmter Übergang jener Natur und dieses himmlischen Berufes, hier lieblich bildend, dort wüthig störend, bald Strahl, bald Flamme. So treten sie aus einem Grunde einander gegenüber, verbinden sich, scheiden sich, werden verwandelt. Die Züge sind nicht künstlich verschlungen, aber sinnvoll zusammengehalten. Die Ausführung ist oft von der reinsten Blüte, bisweilen härter, die Form überhaupt mehr lyrisch als episch, nicht nur durch viele sehr schöne Lieder, sondern durch den Ton des Ganzen; denn die Anschauung ist immer schon erfüllt, der Mittelpunkt immer der Oberfläche nah. Während daher im einzelnen Mitteltöne fehlen, ist die Harmonie des Ganzen großartig und echte Begeisterung. Die religiöse Poesie hat solche Art. Sie erblickt alles schon in der Bedeutung der Einheit; das Widersprechende daher verzerrt sich rasch an ihr, das Wahre fließt ungehemmt in dasselbe Licht. Die Träume in diesem Buch, die Gesänge, Gesinnungen sind das Wirkliche, stets blühende Gestalt; die Züge der Wirklichkeit werden dagegen zum Angedeuteten, stets vergehende Schatten. Die Lokalfarben — nur die Farben, nicht die einzelnen Gestalten — sind aus der wirklichen Zeit der Dichtung, die Gewitterschimmer jener Verwirrung in der Bildung des Geschlechtes, wie sie damals unter den Streichen der Not scharf sichtbar wurde und darüber die hohen Bilder guter alter Zeit, in den Herzen aussehend wie Hoffnung, in der Gegenwart ohne Fußpunkt. Den Mythos dieser Tage erzählt unvergleichlich die Romanze im zweiten Buch (Kapitel 12) von dem wunderlichen Alten und der schönen Prinzessin. Und wie zugleich mit dem Dunkel der Not, in deren Mitte noch der Dichter schrieb, auch die Erinnerung der Ideen am Horizont der Gegenwart versinken werde, prophezeit gegen Ende der Dichtung das tiefgestimmte Lied:

Nächtlich dehnen sich die Stunden,
 Unschuld schläft in stiller Bucht,
 Fernab ist die Welt verschwunden,
 Die das Herz in Träumen sucht.

Und der Geist tritt auf die Zinne,
 Und noch stiller wird's umher,
 Schauet mit dem starren Sinne
 In das wesenlose Meer.

Wer ihn sah bei Wetterblicken
 Steh'n in seiner Rüstung blank:
 Den mag nimmermehr erquicken
 Reichen Lebens frischer Drang. —

Fröhlich an den öden Mauern
 Schweift der Morgensonne Blick,
 Da versinkt das Bild mit Schauern
 Einsam in sich selbst zurück.'

Bald nachdem diese Dichtung vollendet war, brach der Morgen an“

Groß ist der fast autobiographische Wert des Romans. Im Grafen Friedrich porträtierte der Dichter sich selbst. Aber auch Verwandte, Freunde und Bekannte erscheinen darin nach dem Leben gezeichnet. So berichtete Eichendorffs Lieblingschwester Luise 1858 in einem Brief ihrem Neffen Hermann: „Die Mama war eine sehr kluge, lebendige, tätige Frau. In ‚Ahnung und Gegenwart‘, dem ersten Roman des Vaters, kannst Du ihre Schilderung lesen, worüber sie aber beleidigt war.“ Auch Eichendorffs Jugendfreund fand hier sein Spiegelbild und schrieb daher nach Einsichtnahme in die Handschrift 1814 an den Verfasser: „Unter dem Dithyrambisten beschuldige ich Dich, einen unserer Freunde persifliert zu haben (den Heidelberger Studenten Strauß, nachmaligen Oberhofprediger). Ich irre mich ganz gewiß nicht; die Ahnungen sind überhaupt Töne, die auf Saiten in uns hindeuten, die ein

geistiger Hauch berührt. Ich lasse es mir nicht nehmen, daß Du so im Schmachtenden eine kranke Lebensperiode eines Menschen darstellen wolltest, der mir allerdings nähersteht als der nächste Herzensfreund.“ Dazu bemerkte Eichendorff am Rande des empfangenen Briefes: „Ja, Du hast recht . . .“ In Viktor glaubte Loeben Züge von Wilhelm, dem Bruder des Dichters, und Brentano zu erkennen, ebenso Züge von Brentano im Faber. Im wesentlichen aber war nach Eichendorffs eigener Angabe in Viktor der Lubowitzer Kaplan und väterliche Freund Ciupke festgehalten. Rosa und Romana sind Damen der Wiener Gesellschaft, der Erbprinz erinnert teilweise an Louis Ferdinand von Preußen, dessen Verhältnis zu Pauline Wiesel allgemein bekannt war. Für Faber hat der Übersetzer und Dichter Gries Modell gestanden.

Auch die literarischen Einflüsse sind nicht gering, bei einem Erstlingswerk selbstverständlich. Vom gemeinsamen Urbild aller modernen Erziehungs- oder Bildungsromane, Goethes „Wilhelm Meister“, abgesehen, weist vieles auf Arnims patriotischen Zeitroman „Gräfin Dolores“ hin. Aber auch Brentanos „Godwin“, Dorothea von Schlegels „Florentin“, Tiecks „Sternbald“, der „Don Quixote“ und „Simplizissimus“, sowie zahlreiche andere Vorbilder kleinerer Art gleich Fouqués „Undine“ tauchen da und dort auf.

Ein richtiges Urteil über das Buch kann man nur fällen, wenn man sich in seine Entstehungszeit hineinversetzt und nicht straffe Kompositionstechnik und scharfe Charakterzeichnung in einer literarischen Periode fordert, die dergleichen noch gar nicht gekannt hat. Wertet man es aber relativ, so kann man es nicht hoch genug einschätzen. Es überragt nicht bloß an Persönlichkeits- und Idengehalt, sondern auch an Stimmungsfülle und Lesbarkeit im heutigen Sinn nahezu alle Romane der Romantik.

Und so empfand Wilhelm von Eichendorff nicht zu viel, wenn er 1831 seinem Bruder bekannte: „Ich lese Deine Bücher mit Freude und Stolz, aber keines ergreift mich

tiefer als ‚Ahnung und Gegenwart‘, diese Schöpfung, aufgetaucht aus dem Morgenrot unserer Heimat, unserer kräftigsten Jahre und unseres brüderlichen Zusammenlebens.“

Der Dichter konnte die Korrekturen seines Romans nicht lesen, denn er befand sich während des Sazes wieder im Felde und fand bei seiner Heimkehr das Buch bereits ausgedruckt und im Handel. Am 1. Mai 1815 war Napoleon aus Elba entflohen, bei Cannes gelandet, das Heer unter Ney zu ihm übergegangen und ganz Frankreich im raschen Siegeszuge ihm wieder zugefallen. Alle Erfolge des eben geendeten großen Freiheitskampfes, der Europa verjüngt, schienen noch einmal in Frage gestellt, ein neuer Feldzug gegen den unermüdlichen Usurpator war notwendig geworden.

Eichendorff hielt es für seine Pflicht, auch in diesem aller Wahrscheinlichkeit nach letzten und heftigsten Entscheidungskampfe nicht zurückzubleiben, und griff von neuem zum Schwert. Seine Gattin der Fürsorge befreundeter Familien übergebend, verließ er Ende April 1815 Berlin und eilte nach den Maasgegenden, wo die preußische Armee unter Blüchers Befehl, in vier Heerhaufen verteilt, die niederländische Grenze gegen Frankreich besetzt hielt. Am 4. Mai kam er zu Lüttich im Hauptquartier des „Marschall Vorwärts“ an, um daselbst seine weitere Bestimmung abzuwarten.

Es hatte hier soeben der blutige Aufstand der unter Blüchers Kommando stehenden sächsischen Regimenter stattgefunden. Die Spuren dieses Ereignisses waren in der Stadt noch überall sichtbar. In Lüttich kam Eichendorff mit Sneyenau, dem Chef des Generalstabs, vielfach in persönliche Berührung. Der mit Vertretern der Literatur und Wissenschaft gern verkehrende Feldherr gewann den jungen Offizier außerordentlich lieb und zog ihn in seine Umgebung. Auch Benny Mendelssohn, den Sohn des Berliner Bankiers und nachmaligen Professor an der

Universität Bonn, bekannt durch sein geistreiches Werk über „Das germanische Europa“ (1836) sah Eichendorff hier wieder und verlebte mit ihm einige bewegte und erwartungsvolle Tage.

Da in den neuerworbenen Provinzen am Rhein möglichst schnell die Landwehr formiert werden sollte, so erhielt Eichendorff mit einer Anzahl anderer Offiziere die Weisung, sich zu diesem Zweck nach dem unteren Rhein zu begeben. Am 11. Mai, gleichzeitig als Blücher sein Hauptquartier nach Hannut und Namur verlegte, verließ auch jener Lüttich und ging zunächst nach Aachen, der altberühmten, nun wieder deutschen Kaiserstadt, wohnte am 15. daselbst der patriotischen Feier des Huldigungsfestes bei und traf dort nach langer Trennung mit Görres zusammen. Dieser, 1814 durch den Gouverneur des Mittelrheins zum Direktor des öffentlichen Unterrichts in den linksrheinischen Landen ernannt, gab seither auch den gewaltigen „Rheinischen Merkur“ heraus, ein Blatt, das durch die Kraft seiner Gesinnung und Sprache damals in der That beispiellosen Einfluß ausübte.

In Aachen erhielt Eichendorff den weiteren Befehl, bei dem eben in Bildung begriffenen zweiten rheinischen Landwehrregiment als Kompagnieführer einzutreten und, sobald das Regiment kriegsbereit, mit demselben zur Hauptarmee abzugehen. Die Ausrüstung wurde mit großem Eifer betrieben, nahm aber noch mehrere Wochen in Anspruch, währenddem sich Eichendorff aus Anlaß seines Dienstes abwechselnd in Jülich, Düsseldorf, Neuß, Krefeld und anderen Orten des Niederrheins aufhielt.

Mitte Juni trat das Regiment seinen Marsch an, hatte aber, so sehr es auch eilte, den Verdruß, erst am Tage nach der Entscheidungsschlacht von Waterloo die Hauptarmee zu erreichen.

Bei der Verfolgung des Feindes noch in kleinere Gefechte und Scharmügel verwickelt, rückte das Regiment mit den übrigen Truppenmassen in Frankreich ein, stand, die

flüchtigen Reste des Feindes vor sich hertreibend, am 30. Juni endlich vor Paris und feierte am 7. Juli 1815 den zweiten siegreichen Einzug in Frankreichs Hauptstadt, nachdem Marschall Davoust sie durch Kapitulation geräumt. Auf dem Pont-Neuf hielt das Regiment mehrere Tage und Nächte sein lustiges Lager unter freiem Himmel.

Dem patriotischen Stolz war diesmal etwas mehr Rechnung getragen als bei der ersten Einnahme von Paris. Frankreich mußte sühnen, viele geraubten Kunstschätze zurückerstatten und siebenhundert Millionen Franken als Kriegsteuer entrichten. Aber niemals überschritt der Deutsche die gerechten Forderungen, die er als Sieger stellen durfte, niemals entwürdigte er seine nationale Ehre, wie etwa ein Jahrhundert später die Schöpfer des Schmachtfriedens von Versailles.

Am Geburtstage Friedrich Wilhelms III. sah das immer noch zu wenig gedemütigte Paris über dem hellerleuchteten Hotel des preußischen Königs die stolze Inschrift: *Parcere subiectis et debellare superbos!* Das war die einzige Genugthuung, die sich die Deutschen im Herzen des französischen Erbfeindes bereitet. Als töricht erwies sich der Wahn, Frankreich würde zur Vernunft kommen. Selbst die Hoffnung, daß wenigstens Elsaß und Lothringen, einst so schnöde entrissen, den Weg ins deutsche Vaterhaus zurückfinden könnten, erfüllte sich leider auch diesmal noch nicht. Das siegreiche Deutschland, das seit 1792 die schwersten Einbußen erlitten, ging aus dem Siege kleiner hervor, als es selbst in jenem Jahre noch gewesen.

Bald nach der Einnahme von Paris war Eichendorff neuerdings auf einige Zeit im Hauptquartier des Feldmarschalls Blücher dem General Sneyenau als diensttuender Offizier beigegeben worden. Dieser war es denn auch, der ihm als erster die Nachricht mitteilte, „Ahnung und Gegenwart“ sei inzwischen erschienen.

Das militärische Leben freilich, anfangs noch reich und bewegt, endete schließlich abermals in leidigem Besatzungs-

dienst. Im August 1815 zu seinem Regiment zurückgekehrt, verweilte Eichendorff fortan mit diesem zu Compiègne, Noyon und Ham in der Picardie, „gänzlich verschlagen“, wie er an Fouqué schrieb, „von allen Freunden und literarischen Nachrichten aus dem Vaterlande, aber durch das Gefühl solcher Entbehrung und Aufopferung nur noch inniger mit ihm verbunden“.

Nach fast fünfmonatigem Aufenthalt in der Picardie verließ Eichendorff mit seinem Truppenteile endlich Frankreich und begab sich, seine Kompagnie nach Krefeld führend, wo die Auflösung erfolgte, von da unmittelbar nach Oberschlesien. Seine Gattin mit dem inzwischen geborenen Sohne Hermann war ihm nach Lubowitz vorausgeeilt. In ländlicher Ruhe verweilte er hier einige Zeit, sich des wiedergewonnenen häuslichen Glückes mit rechter Lust erfreuend und mit Plänen für die Zukunft beschäftigt.

Die Stimmung, die ihn damals beseelte, spricht sich vielleicht am schönsten aus in dem vaterländischen Gedicht „An die Freunde 1815“ sowie in einem Brief vom 29. Januar 1816: „An Ruhe ist für jeden Fall nicht zu denken. Denn es gibt, meines Bedünkens, gerade keine reichere, entscheidendere, aber auch gefährlichere Zeit als wenn ein tüchtiges Volk im vollen Bewußtsein und Gefühl seiner Kraft plötzlich stillsteht und sich besinnt. Wir wollen also lieber recht wach bleiben, denn wir dürfen das durch Fahrlässigkeit oder Übermut nimmermehr verspielen, was wir mit Gottes wunderbarem Beistand erobert und mit so viel teurem Blute besiegelt haben.“

5. Breslau.

(1816—1820.)

Rurze Zeit beschäftigte sich Eichendorff mit der Frage, ob er sich nicht doch gänzlich dem Landleben widmen solle. Er konnte sich indes nicht dazu entschließen, nur seinen persönlichen Neigungen nachgebend, ein untätiger Zuschauer der vaterländischen Entwicklung zu bleiben, und so wählte er schließlich den Staatsdienst. In Österreich sich von neuem um eine Anstellung zu bewerben, hatte er unter den jetzt so ganz veränderten Umständen aufgegeben; mit der Wiedergeburt Preußens schien ihm hier ein ebenso günstiges und näherliegendes Feld seiner Tätigkeit eröffnet, und schon im Dezember 1816 trat er daher bei der königlichen Regierung zu Breslau als Referendar ein.

Die Zeit seines Breslauer Aufenthalts war für ihn eine durchaus angenehme, in sich gesammelte und beruhigte. Im Mittelpunkt der heimatlichen Provinz, an deren Verwaltung er sich aufmerksam und mit regem Eifer beteiligte, allgemein geachtet und auch als Dichter bereits rühmlich bekannt, jung und hoffnungsreich, verlebte er hier in geräuschloser Zurückgezogenheit die nächsten drei Jahre. „Was ich durch meine Anstellung“, schrieb er damals, „an Zeit verliere, habe ich doppelt an Ruhe und entschlossenerem Zusammendrängen meiner Kräfte gewonnen. Und so kann mit Gottes Hilfe noch alles gut werden.“

Treu stand ihm die Gattin zur Seite, auf alle Weise bemüht, des geliebten Mannes Tage zu verschönen und in echt weiblichem Walten mild und verständig die Pflichten der Mutter und Hausfrau zu üben. Das häusliche Glück sah sich gemehrt, als dem Dichter in Breslau noch eine Tochter und ein Sohn geboren wurden.

Zu dem Kreise seiner näheren Bekannten gehörten unter anderen damals Friedrich von Raumer und Karl von Holtei. Jener bekleidete eine Geschichtsprofessur an der Universität Breslau und war soeben von einer längeren wissenschaftlichen Reise zurückgekehrt, als Eichendorff seine persönliche Bekanntschaft machte. Die geistvolle, lebendige Art seiner Unterhaltung, reiches, gründliches Wissen, seine ungewöhnliche Vertrautheit mit den Erzeugnissen der gesamten poetischen Literatur, seine Freundschaft mit Tieck und seine Hinneigung zur Romantik überhaupt, von der auch seine berühmte Geschichte der Hohenstaufen zeugt, boten Berührungspunkte, die bald zu einem gegenseitigen engeren Anschluß führten. Als beide in späteren Jahren in Berlin wieder zusammentrafen, wurde der in Breslau begonnene persönliche Verkehr warm fortgesetzt, und die Geschichte der Hohenstaufen war es offenbar, die Eichendorff den ersten Gedanken zu seinem Trauerspiel „Eglin von Romano“ eingegeben hat.

Der talentvolle Holtei, Eichendorffs Landsmann, kam 1819 nach Breslau, um sich hier der Bühne zu widmen. Der Versuch mißlang und versetzte seinen Urheber in eine höchst trübe Stimmung, mit der dieser noch kämpfte, als ihm Eichendorffs Bekanntschaft zuteil ward. Die erste Begegnung schildert uns Holtei selbst in seinen „Vierzig Jahren“ mit folgenden Worten: „Zu dieser Zeit, am letzten Tage des Jahres 1819, empfing ich eine Einladung, den Abend bei H. zuzubringen. Anfänglich fühlte ich mich trotz aller Freundlichkeit des Wirtes sehr verlassen und zog mich in ein leeres Gemach zurück, wo ich, in einen Winkel gerückt, bitterlich weinte. Da trat ein Mann zu mir, älter als ich, aber auch noch jung, sprach mich freundlich an und sprach manch tröstend Wort. Seine Sprache klang weich und sanft. Ich fühlte mich lebhaft zu ihm hingezogen. Wir unterhielten uns sehr lange, während in den anderen Räumen gesellige Spiele lärmten. Als wir zur Gesellschaft zurückkehrten, bat ich um meines neuen Freundes Namen.

Es war Joseph von Eichendorff.“ Und er ist dem unruhigen wackeren Landsmann seitdem in allen seinen wechselnden Lebensschicksalen immer derselbe wohlwollende Freund geblieben.

Nach mehrjähriger Unterbrechung hatte Eichendorff jetzt auch wieder eine größere Dichtung beendet. Es war dies die 1817 niedergeschriebene, in Fouqués „Frauentaschenbuch“ für 1819 zuerst veröffentlichte Märchennovelle „Das Marmorbild“.

„. . . eine Novelle oder Märchen,“ wie er an Fouqué schrieb, „zu dem irgendeine Anekdote aus einem alten Buche, ich glaube, es waren Happelii curiositates, die entfernte Veranlassung, aber weiter auch nichts, gegeben hat. Da mir nunmehr die Gegenwart in tausend verdrießlichen und eigentlich für alle Welt unersprießlichen Geschäften in eine fast lächerliche Nähe gerückt ist, gleichwie man ein großes Freskogemälde nur aus einiger Entfernung betrachten muß, wenn man nicht vor den einzelnen groben Strichen erschrecken soll, so habe ich in vorliegendem Märchen versucht, mich in die Vergangenheit und in einen fremden Himmelsstrich zu flüchten, und betrachte dasselbe als einen Spaziergang in amtsfreien Stunden ins Freie hinaus. Ob ich nun auf einem so verzweifelten Spaziergang den Weg ins Freie und in die alte poetische Heimat gefunden habe, ob sich nicht vielmehr Alttenstaub statt Blütenstaub angeeselt hat, und ob demnach die ganze Novelle, so wie sie ist, der Aufnahme in Ihr schönes Frauentaschenbuch gewürdigt werden darf, überlasse ich, Herr Baron, Ihrem und Ihrer Frau Gemahlin bewährten Urteil, dem ich so gern und unbedingt vertraue.“

Schon Max Koch, einer der ersten um die Begründung der Eichendorff-Forschung verdienten Gelehrten, weist darauf hin, daß der moderne Romantiker dem alten abergläubischen Sammler ziemlich viel Einzelheiten entnommen hat, freilich im ganzen, wie in jedem Sonderzug die Kuriosität zur Poesie, Blei in Gold verwandelnd.

Das mit allem dichterischen Zauber ausgestattete, sorgfältig und sauber ausgeführte Phantasiestück behandelt in neuer geistreicher Weise die alte Sage vom Venusberge, den Kampf der heidnischen Mächte in der Brust des Menschen mit der siegreichen christlichen Ordnung. Mild und schonend streift der Dichter an dem großen geheimnisvollen Thema vorüber, er scheint oft im Begriff, dessen fürchterliche Abgründe aufzudecken, aber schnell wendet er unsern Blick davon ab nach dem Zeichen der himmlischen Versöhnung, und wir treten, wie aus schweren, bösen Träumen erwacht, wieder hinaus in die helle blühende Landschaft, wo Frühling und Liebe arglos spielen und wo seine eigene rein gestimmte Dichternatur zu Hause ist.

Der Schauplatz der Erzählung ist nach Italien versetzt, dem Grabe der alten Götter und der Wiege des Christentums, wo die schönen Götterbilder, zuweilen noch in lauer Mondnacht der Gruft entsteigend, der Menschen Sinn zu berücken suchen. Die Handlung selbst schreitet rasch und lebendig vor. Gedanken und Melodie des Ganzen verdichten sich zum Schluß in dem Preise Italiens, mit dem das liebliche Märchen voll und warm ausklingt:

„Von kühnen Wunderbildern
Ein großer Trümmerhauf',
In reizendem Verwildern
Ein blüh'nder Garten drauf.

Versunknes Reich zu Füßen,
Vom Himmel fern und nah
Aus andrem Reich ein Grüßen —
Das ist Italia!“

Die Novelle läßt erkennen, wie leicht ein unschuldiges Gemüt unbewußt der Täuschung von Blendwerken zu erliegen droht, die es um sein wirkliches Leben betrügen wollen. Sie lehrt aber auch die Formel, die den Zauber löst, die einzig wahre, unwiderstehliche. Und sie krönt

die Anmut ihrer Bilder durch Versöhnung mit dem wirklichen Leben im Lichte der in den Tiefen des Menschenherzens wurzelnden unvergänglichen Ideale.

Verschiedene aus der Literatur bekannte Motive erscheinen hier zusammengetragen, umgedeutet und selbständig verwertet. Züge aus der Lorelei- und Tannhäuser-sage, aus dem „Dornröschen“, aus Goethes „Wilhelm Meister“, Fouqués „Zauberring“, Novalis' „Heinrich von Ofterdingen“ und Arnims „Kronenwächtern“. Eigene Erlebnisse aus der Lubowitzer und Wiener Zeit spielen mit hinein. Wiederum verkörpert der Dichter in einer Figur seine Person, und zwar heißt diesmal der junge Held Florio, wohl in Erinnerung an „Florens“. Andere Fäden leiten in die Berliner Studentenzeit zurück, während der er zum erstenmal den Inhalt der „Romanzen vom Rosenkranz“ vernommen hat. Und so stark war der Eindruck, daß dieser lebenslänglich haften blieb und im Alter des Dichters, nachdem Brentanos Fragment das Licht der Öffentlichkeit erblickt hatte, noch einmal im Epos „Julian“ eine letzte Blüte trieb. Vielleicht ist überhaupt die frühe Entstehungsgeschichte der ganzen Dichtung in jene Zeit zu verlegen. Wenigstens kann das im Nachlaß Eichendorffs vorgefundene Jugendmärchen „Zauberei im Herbst“, das eine Vorstufe des „Marmorbilds“ darstellt, als 1809 entstanden angenommen werden.

Das Venusmotiv begleitete den Dichter durchs Leben. Im „Taugenichts“, in der „Entführung“, in der „Meerfahrt“ begegnen wir ihm neuerdings, auch Wilhelm besingt die „Zauberische Venus“, und eines von Josephs Gedichten heißt „Lorelei“. Anklänge an Tiecks Märchen, vor allem an „den getreuen Eckart“, sind unverkennbar. Allein während dort das Naturbild stark in bloße Stimmung aufgelöst erscheint, Licht- und Tonempfindungen zurücktreten, spielen Farbe und Klang im „Marmorbild“ eine große Rolle.

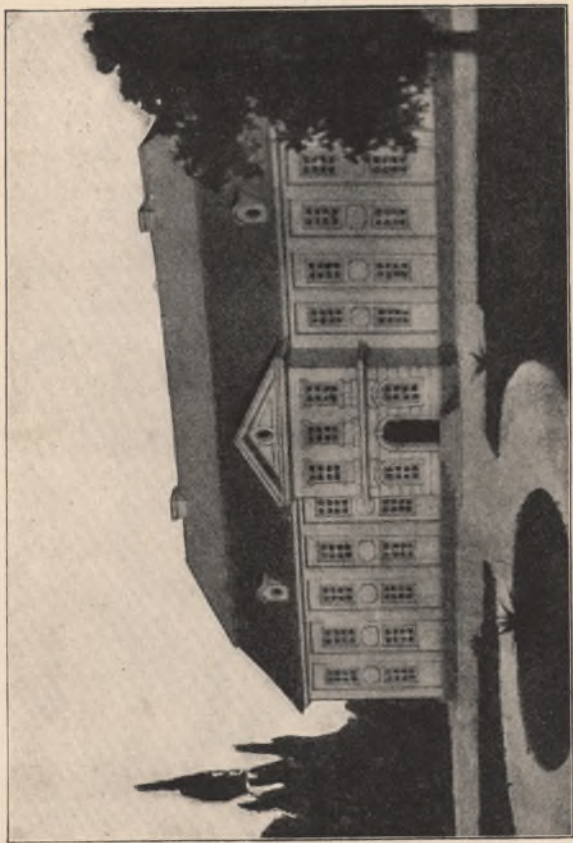
Technisch baut sich die Geschichte völlig aus Gegensätzen

auf. Gedankliche Kontraste ergeben sich aus der Gegenüberstellung von Heidentum und Christentum, Poesie und Wirklichkeit, Sehnsucht und Erfüllung. Gegensätze im Landschaftlichen, zwischen Licht und Schatten, Tag und Nacht, Frühling und Herbst treten hinzu. Auch die Charaktere sind scharf voneinander geschieden. Die Vertreter der Dämonen- und der Menschenwelt kontrastieren gleichfalls.

Bei dieser fast dramatischen Sicherheit und Lebendigkeit überrascht der lyrische Faltenwurf, mit dem der Dichter alle Ranten und Ecken umkleidet, ohne die innere Harmonie zu verletzen, die aus dem Ganzen ein Kunstwerk edelster Prägung erwachsen läßt. Nirgends verliert er sich an das schöne Spiel der bloßen Phantasie, sein Werk dient ihm vielmehr zur Selbstbefreiung. Er will darin sein Verhältnis zu Goethe und der älteren Romantik allegorisch beleuchten. In der späteren Novelle „Viel Lärmen um Nichts“ erhalten wir u. a. einen Kommentar zum „Marmorbild“: Goethes Meisterroman, dessen Einfluß noch „Ahnung und Gegenwart“ überwuchert, weicht dem eigenwüchsigen Geistes- und Gestaltungsvermögen Eichendorffs, der nun im Sinne von Novalis' „Heinrich von Ofterdingen“ Einklehr hält, seine innere Persönlichkeit entdeckt und widerspiegelt, vom Zeitgeschehen seines Erstlingsromans unabhängig, ganz auf sich gestellt, ins Ewige tauchend.

Fouqués „Frauentaschenbuch“ enthielt außer dem Novellenmärchen in den Jahrgängen 1816—1819 noch zahlreiche Gedichte, die den Lyriker Eichendorff auf der Höhe seiner Entwicklung zeigen.

Am 27. April 1818 erfuhr der Dichter den Schmerz, seinen Vater zu verlieren, der im 62. Lebensjahre unerwartet einer Lungenlähmung erlag. Dem Andenken an den geliebten, vielbetrauten Mann begegnen wir noch oft in seinen Liedern. Der Todesfall sollte für die Familie aber auch noch andere sehr empfindliche Folgen haben.



Schloß Lubowitz vor dem Umbau.

Die französischen Kriege mit ihren langjährigen schweren Lasten, der Mangel an entsprechender Aufsicht, die kostspieligen Schloßbauten und das glänzende festesfrohe Leben in Lubowik hatten das Vermögen des Verstorbenen zerrüttet und die Güter mit Schulden beladen, so daß ein Zusammenbruch in den Vermögensverhältnissen immer unvermeidlicher geworden war und auch durch die tatkräftigsten Anstrengungen nicht länger aufgehalten werden konnte.

Bald nach dem Ableben des Vaters mußten sämtliche in Schlessien gelegenen Güter zur Befriedigung der Gläubiger veräußert werden, und nur Lubowik ward der Mutter noch als Witwensitz bis zu deren Hinscheiden (1822) erhalten, wo es ebenfalls in fremde Hände überging. Die Güter kamen zunächst in Zwangsverwaltung. Durch Versteigerung verlor die Familie 1823 Lubowik, 1824 Radoschau und 1831 Slawikau. Seitdem sahen sich die Nachkommen des Lubowiker Schloßherrn ausschließlich auf ihre Besitzungen in Österreich beschränkt; diese bildeten zwar noch immer eine angenehme Vermögensbeigabe, aber von dem früheren Glanze konnte natürlich keine Rede mehr sein. Das schöne Lubowik, den Schauplatz seiner liebsten Jugenderinnerungen, in dessen heimatliche Berge er aus dem Lärm der Welt immer wieder mit neuer Lust zurückgekehrt war, hat Eichendorff seit dem Tode der Mutter stets vermieden wiederzusehen.

1819 bestand Eichendorff vor der Oberexaminationskommission zu Berlin mit Auszeichnung die große Staatsprüfung; namentlich hatten ihm seine schriftlichen Arbeiten Anerkennung und einflußreiche Gönner erworben. Eine derselben löste eine Aufgabe, die ein Bekenntnis seiner innersten Überzeugung voraussetzte; sie lautete: „Über die Folgen von der Aufhebung der Landeshoheit der Bischöfe und der Klöster in Deutschland.“ Er entschied die Frage durchaus im katholischen Sinn und verurteilte das Vorgehen der Regierung. Die Abhandlung erregte die

Aufmerksamkeit des Oberregierungsrats Schmedding im Kultusministerium und wurde die Veranlassung zu Eichendorffs späterer Berufung nach Königsberg. Zunächst zum Assessor ernannt, blieb er seinem Wunsche gemäß noch auf ein Jahr der Regierung in Breslau zugeteilt. Von hier wurde Eichendorff 1819 als Landrat des oberschlesischen Kreises Pleß in Vorschlag gebracht. Es scheint ihm jedoch nicht gelungen zu sein, die erforderlichen Stimmen des Kreistags auf sich zu vereinigen.

Seinen Bruder Wilhelm hatte der Dichter seit der Trennung 1813 nicht wiedergesehen; im Frühjahr 1820 verabredeten nun die beiden eine Zusammenkunft in Wien.

Wilhelm von Eichendorff war, wie erwähnt, bereits 1813 in den österreichischen Staatsdienst getreten und bald darauf in Gemeinschaft mit Adam Müller der Landeskommission beigegeben worden; die unter Roschmanns Leitung Tirol im Namen des Kaisers Franz bis zur endgültigen Besitznahme verwaltete. In dieser abwechslungsreichen und angenehmen Stellung hatte er sich in Innsbruck, Trienz, Rovereto und Trient aufgehalten und von dort aus, auch mit Depeschen an Kaiser Franz betraut, auf Kurierreisen mehrfach die Schweiz und Frankreich besucht.

Bei der Wiederordnung des Landes war Wilhelm von Eichendorff zum Kreishauptmann in Trient ernannt worden, wo er, mit einer Tirolerin vermählt, geachtet und geliebt bis zu den Stürmen des Jahres 1848 segensreich wirkte. Die Poesie hatte er indes ganz verabschiedet. Philipp Veit, der ihn 1816 auf einer Reise nach Italien in Innsbruck traf, fand in ihm zwar noch den alten Freund, und in Hermann Friedländers 1819 erschienenen „Ansichten von Italien“ begegnen wir einer anziehenden Schilderung von dem poetisch angeregten Leben und Streben des jungen Mannes, und wie er inmitten der grandiosen Natur durch den hinreißenden Gesang seiner selbst gedichteten und vertonten Lieder die Bekannten wahrhaft entzückte. Aber es war ihm nicht be-

schieden, sich den immergrünen Kranz des Dichters zu gewinnen.

Von reichbegabter, bedeutender Persönlichkeit besaß er doch kein eigentlich schaffendes Talent; seine sprödere Natur nahm das himmlische Licht von oben zwar voll und empfänglich in sich auf, doch sie ward nicht von ihm durchglüht und vermochte nicht nach außen in lebendigen Farben es wiederzustrahlen. Bezeichnend schrieb ihm einmal Loeben über seine Poesie: „Unendlich ergötzt, gefreut habe ich mich an dem Liederschatze und an Deinen vortrefflichen, oft ganz novellenartigen reizenden Schilderungen. Die Weitläufigkeiten und modernen Wendungen abgerechnet, die Du mir Wässerungen zu nennen erlauben magst, könnte ich die von Dir behandelten äußerst schönen Geschichten nicht schöner bearbeitet begehren. Du hast nichts als fortzuwandeln auf Deine Weise, folge ja jenem Triebe, Dir Deine Lieder für Deine Laute zu schaffen; das ist Stimme der Natur, und was sie mit Dir sagen will, das sagt sie auf diese Art, indem sie Dich treibt und drängt. Schreibe, spiele, singe, Du dunkler Mensch, der eigentlich ohne tiefe Andacht dennoch seine Andacht hält, indem er seiner Sonderbarkeit fromm und zum frommen nachlebt, und uns so der Lieder viele und eigentümliche zu geben vermag.“

In Anspruch genommen durch die Sorgen eines sehr verantwortlichen Amtes, in beständigem Verkehr mit einer schon überwiegend italienischen Bevölkerung, durch langjährige Trennung dem geistigen und literarischen Leben Deutschlands immer mehr entfremdet, hätte solchen Einflüssen selbst ein ausgebildeterer Beruf auf die Dauer kaum widerstehen können. Wilhelm von Eichendorff vermochte es um so weniger, als sein ringendes Talent durchaus der liebevollen Anregung bedurfte. Fouqué hatte ihn in einem schönen Gedicht vergeblich daran erinnert, der „Liedescheu“ zu entsagen, und namentlich hatte Bruder Joseph an unausgesetzten Bemühungen es nicht fehlen lassen; allein

die Macht der Verhältnisse war stärker als selbst dessen liebevoller Zuruf.

Als Antwort auf einen der mahnenden Briefe Josephs übersandte ihm Wilhelm 1819 von seiner Alpenwarte herab ein Gedicht, mit dem er fast schon ohne Hoffnung Abschied von der Poesie nimmt. Es ist in der That das letzte, das von seiner Hand noch vorhanden ist, und wir lassen es daher, und weil es auch durch Form und Inhalt anspricht, hier folgen:

„Bruder, an die alten Zeiten,
An die längstversunkne Welt,
Mahnt Dein Brief und schneidend gleiten
Seine Worte, ernst gestellt,
Tief mit der Erinn'ung Schmerzen
Zu dem einsam stillen Herzen,
Fern und einsam hingestellt
Zwischen den beeisten Klippen,
Sehn' ich mich mit heißen Lippen
Nach dem Strom der alten Welt.
Wenig ist zurückgeblieben
Von des Sängers alten Trieben,
Von dem heimatlichen Port.
Nur noch ein'ge Liebeswunden
Aus den lauen Sommerstunden
Bluten sanft und heimlich fort.
Wenn auf den beschneiten Matten
Wie ein Geist die Wolkenschatten
Durch die Mondenhelle ziehn,
Bangt mir vor dem fremden Lande,
Lösen möcht' ich alle Bande,
Und zu Deinem Herzen fliehn.
Doch die kühnen Felsenacken,
Wie im Sturm das zorn'ge Meer,
Beugen nicht den grauen Nacken,
Halten Wache um mich her.
Grüße unsres Kampfs Genossen;

Ihnen auf den Flügelrossen
 Reich' ich meines Grams Gedicht!
 Ob in diesem ew'gen Wehe
 Ich verderbend untergehe,
 Ob ich siegend auferstehe,
 Gott, ich weiß es selber nicht!"

Das Wiedersehen der Brüder in Wien war ein sehr frohes, schlugen doch trotz der schon vielfach auseinandergehenden Richtungen und Bestrebungen ihre Herzen immer noch den gleichen Takt. Nebenher wurden die alten Freunde aufgesucht, die unsern Dichter aufrichtig willkommen hießen und vor seiner Abreise hatte dieser noch die Freude, die Komiker Raimund und Hasenhut auf den Wunsch seiner Breslauer Landsleute für ein Gastspiel auf der dortigen Bühne zu gewinnen, obgleich namentlich Hasenhut sein österreichisches Publikum nur ungern verließ.

Nach Breslau zurückgekehrt, erhielt Eichendorff den Ruf, auf einige Zeit als Hilfsarbeiter beim Kultusministerium in Berlin einzutreten, wohin er im Spätsommer 1820 mit seiner Familie abreiste. Es war ein Abschied für immer. In Breslau aber, wo er einst als Gymnasiast und ein Semester lang als Student der Alma Mater Leopoldina den Grundstock zu seiner akademischen Bildung gelegt hatte, wo er im Frühling 1813 in Lühows Jägerschar eintrat, wo er nach der Niederwerfung des Erbfeinds dem Vaterlande seine Dienste als Verwaltungsbeamter widmete, und wo so viele seiner poetischen Schöpfungen entstanden sind, wurde dem Dichter am 27. Juli 1911 im Scheitniger Park ein Denkmal errichtet.

6. Danzig und Königsberg.

Bereits im Dezember 1820 empfing Eichendorff durch den damaligen Chef des Kultusministeriums, Freiherrn von Altenstein, dessen Wohlwollen er in hohem Grade besaß, den Auftrag, die Geschäfte eines katholischen Konsistorial- und Schulrats beim Oberpräsidium und Konsistorium der Provinz Westpreußen sowie bei den Regierungen zu Danzig und Marienwerder kommissarisch zu versehen. „Ich erwarte von Ihnen,“ heißt es in dem Ministerialschreiben, „daß Sie bei Wahrnehmung so wichtiger Funktionen in einer Provinz, die des Lichtes der Erkenntnis und der Erwärmung für alles Gute teilweise noch sehr bedürftig ist, sich eifrigst bestreben werden, die gerechten Ansprüche, die das Vaterland an Ihr Wirken macht, nicht unbefriedigt zu lassen, die Gesetze des Staates, die sich auf den Zweig Ihres Dienstes beziehen, fest ins Auge zu fassen, zugleich aber auch dahin zu streben, daß die Freiheit der Gewissen, die Verfassungen, Rechte und Güter der Kirchen, Schulen und Bildungsanstalten nicht verletzt, vielmehr nach Möglichkeit geschützt und erhalten und dadurch wahre Menschenbildung, religiöser Sinn, gute Zucht und Ordnung, Vaterlandsliebe und Verträglichkeit gehandhabt und befördert werden möge.“

Im Januar 1821 begab sich Eichendorff nach Danzig, seinem neuen Bestimmungsorte. Das ihm zugeteilte Geschäftsdepartement trat er mit Freuden an, denn er fand einen Wirkungskreis, in welchem er unendlich viel und Segenreiches zu schaffen vermochte. Seinem Vorstand schrieb er daher bald nach seiner Ankunft: „Ich eile nunmehr, Ew. Exzellenz für das größte Glück, das Sie einem redlichen Manne schenken konnten, nämlich mich in eine Lage versetzt zu haben, wo ich mit Lust und Liebe wirken kann, nochmals meinen innigsten Dank abzustatten. Noch

bin ich hier zwar wie ein Wanderer am frühesten Morgen. Ein Berg, eine Landschaft nach der andern steigen nur allmählich aus den Nebeln empor, und ich ahne nur erst die Umrisse des Ganzen, manchmal zu meiner großen Überraschung und Freude, oft aber auch mit tiefem Schmerz.“

Fern von allem bureaukratischen Schematismus, mit staatsmännischem Blick und Takt, umsichtig und wohlwollend, gewissenhaft die Pflichten gegen Staat und Kirche abwägend, wußte Eichendorff die ihm anvertraute Aufgabe in der glücklichsten Weise zu lösen. Sie hatte an Bedeutung noch dadurch gewonnen, daß gerade damals infolge der päpstlichen Bulle (*de salute animarum*) die katholisch-kirchlichen Verhältnisse Preußens einer neuen durchgreifenden Reorganisation unterzogen werden mußten. Die Ergebnisse seiner Wirksamkeit fanden denn auch seitens der Vorgesetzten die vollste Anerkennung, und bereits unterm 5. September 1821 wurde Eichendorff durch Patent des Königs zum Regierungsrat ernannt und in seinem Amt endgültig bestätigt.

Auf eine Denkschrift, die der junge Rat dem Minister vorgelegt hatte, erwiderte ihm dieser unterm 10. November 1822: „*Ex. Hochwohlgeboren danke ich verbindlichst für Ihre mir nach meinem Wunsche über die Verbesserung des katholischen Kirchenwesens in Westpreußen mit so vieler Sachkenntnis und Offenheit gefälligst mitgetheilten Ansichten. Ich bitte Sie, versichert zu sein, daß ich die Ausführung Ihrer Vorschläge fest im Auge behalten werde. Sie werden mich verpflichten, wenn Sie für die Anregung dieser Gegenstände von Zeit zu Zeit gefälligst Sorge tragen wollen, worauf ich alsdann das Weitere veranlassen werde. Mit Vergnügen benutze ich diese Gelegenheit, Ex. Hochwohlgeboren die Versicherung meiner herzlichen Hochachtung zu erneuern.*“ Eichendorff fand in Altenstein in der That auch stets einen bereiten Förderer seiner vorgeschlagenen Reformen.

Bei seinen Arbeiten kam der junge Regierungsrat vielfach mit dem päpstlichen Kommissar, dem Bischof von Ermland, Prinzen Joseph von Hohenzollern zusammen, der sich meist in der unweit Danzig reizend gelegenen Abtei Oliva aufhielt. Eichendorff lernte in ihm einen feingebildeten, geistvollen und wohlgesinnten Priester kennen, und es konnte nicht fehlen, daß der häufige amtliche Verkehr bald zu den angenehmsten freundschaftlichen Beziehungen führte, um so mehr, als auch der Bischof in dem Dichter und Beamten den treuen Sohn der Kirche wahrgenommen hatte. „Wie Ihr edles frommes Herz“, schrieb ihm der Kirchenfürst eines Tages, „für Gottes Sache glüht, wie gern Sie an der Erweiterung des Reiches Jesu arbeiten, und wie treu Sie an unserer heiligen katholischen Kirche hängen, ist mir ja sattfam bekannt, und so darf ich wohl hoffen, daß Sie auch bei dieser Gelegenheit der armen Glaubensbrüder unvergessen sein werden.“

Einen neuen und unerwarteten Freund entdeckte Eichendorff auch in dem Chef der Provinz, dem Oberpräsidenten und nachmaligen Staatsminister Heinrich Theodor von Schön. Dieser allgemein beliebte Mann gehörte unstreitig zu den bedeutendsten und genialsten Staatsmännern, die Preußens jüngere Zeit aufzuweisen hat. Bereits 1809 Präsident der Regierung zu Gumbinnen, Freund und Genosse des um Preußen und Deutschland hochverdienten Freiherrn vom Stein, dessen „politisches Testament“ er verfaßt hatte, war er auch der eigentliche Schöpfer jener freisinnigen Gesetzgebung gewesen, die Preußen in den Tagen äußerster Not einen neuen ungeahnten Aufschwung gab. Die Städteordnung von 1808 sowie die Gesetze über den erleichterten Grundbesitz und den freien Gewerbebetrieb bildeten u. a. sein ausschließliches Werk. Ostpreußen von Geburt, hat er seine engere Heimat, die Provinz Preußen, der er mit ganzer Seele angehörte, von Studien- und Amtsreisen abgesehen, fast nie verlassen und allenthalben durch sein beinahe

halbjahrhundertjähriges Wirken dankbare Verehrer gewonnen. Seine lebendige Teilnahme an der ständischen Entwicklung Preußens hat seinen Namen auch noch in späteren Jahren weit bekannt und wert gemacht. Ein Mann von großer Tatkraft und Selbständigkeit, klarer Beherrschung der Gegenstände, von einem unabweisbaren Drang zum positiven Handeln, offen und zugänglich für alles Hohe im Leben, aber schroff und unduldsam gegen jede Mittelmäßigkeit, war er zugleich eine durchaus idealistisch angelegte Natur. Dem Begriff des Staates ordnete der Anhänger Kants alles andere unter, in ihm erblickte er die höchste Aufgabe des Menschen.

Durch den Gang seiner Bildung und eigene Geistesrichtung entschiedener Rationalist und religiös mindestens gleichgültig, hatte Schön den jungen Romantiker und Katholiken nur ungern in den neuen Geschäftskreis eintreten sehen; aber es bedurfte nicht langer Zeit, um das Vorurteil zu zerstreuen. Beide Geistesmänner erkannten sich bald, und es entspann sich ein Freundschaftsverhältnis, das trotz mancher tiefgreifenden Meinungsverschiedenheiten nicht nur während eines zehnjährigen amtlichen Verkehrs ungetrübt fort dauerte, sondern auch darüber hinaus und nachdem sie längst den Staatsdienst verlassen hatten, bis zum Tode Schöns (1856) sich noch in ununterbrochenem Briefwechsel betätigte.

Es gab kaum eine wichtigere Frage des Tages, die in jenen zahlreichen Briefen nicht eingehend besprochen worden wäre. In einer bald nach dem Tode beider Freunde erschienenen Lebensskizze Schöns heißt es im Hinblick auf dieses Verhältnis: „Was immer im Vaterlande oder für dasselbe geschah, Schön verfolgte es mit dem ihm eigenen Eifer. Wenn ihm etwas begegnete, dann schrieb er es an seine Freunde Boyen, Krauseneck, Eichendorff, Flottwell, Brünneck Noch leben viele, mit denen er durch jahrelangen Verkehr in Freundschaft verbunden war. Von den Verstorbenen sei nur einer genannt, Eichendorff.

Beide waren Freunde, ungeachtet der großen Kluft, die durch die religiöse Überzeugung zwischen ihnen gezogen war. Das Band dieser Freundschaft bildete die ideale poetische Anlage und die Vaterlandsliebe, die beide befeelte.“

In seinen späteren Jahren war es Schöns Lieblingswunsch gewesen, daß Eichendorff dereinst sein Biograph werden möge. Der Dichter zeigte sich zunächst nicht abgeneigt und nahm bereits zahlreiches Quellenmaterial in Augenchein, gab aber schließlich die Ausführung wieder auf, weil er, wie er selbst dem befreundeten Minister 1855 schrieb, eine solche Arbeit jüngeren Kräften überlassen zu müssen glaubte; und er urtheilte da richtig, da er Schön nur ein Jahr überlebte.

Eine besondere Angelegenheit, die beide mit gleicher Wärme und Begeisterung erfaßt hatten, führte sie zuerst näher. Es war dies die Wiederherstellung des Ordenshauses zu Marienburg. Das Schloß der deutschen Ordensritter, jenes stolze Denkmal deutscher Kunst und Herrlichkeit im Mittelalter, für Preußen auch geschichtlich wichtig, war im Laufe der letzten Jahrhunderte, weil man mit seiner müßigen Pracht nichts mehr anzufangen wußte, durch Einreißen, Verschüttungen, An- und Umbau, Einrichtung von Kasernen, Gefängnissen, Magazinen, Ställen so gründlich verwirrschaftet worden, daß selbst das kundigste Auge kaum mehr eine Spur der einstigen Anlage, geschweige von der überwältigenden Schönheit des Ganzen zu entdecken vermochte. Schenkendorf war 1803 diesem modernen Vandalismus zuerst scharfrügend entgegengetreten, eine königliche Order vom Jahre 1804 hatte auch die Erhaltung des Schlosses „als eines so vorzüglichen Denkmals alt-deutscher Baukunst“ angeordnet; aber der Befehl kam schon zu spät, anderseits hatten auch die unglücklichen Zeitverhältnisse hindernd eingewirkt, bis endlich Schön 1817 sich von neuem des verwahrlosten Baues tatkräftig annahm.

Als Eichendorff die Marienburg zum erstenmal sah, begann sich zunächst alles werdend zu gestalten; große und mannigfache Schwierigkeiten jeder Art waren noch zu überwinden, darunter nicht die kleinste die, daß sogar der ursprüngliche Bauplan erst mühsam aus alten Rechnungen und Archivalien zusammengestellt werden mußte. Der Dichter, auf den der Prachtbau tiefsten Eindruck gemacht hatte, schloß sich im Verein mit Schön und andern Gleichgesinnten den rastlosen Bemühungen für die Wiederherstellung desselben liebevoll an, indem er zugleich die Verwaltungsgeschäfte übernahm, und auf Grund der reichen Spenden, die namentlich aus der Provinz zuströmten, erstand der Bau unter Hartmanns und Gersdorfs technischer Leitung immer kühner und gewaltiger. Um den Eifer und die Opferwilligkeit zu steigern, traf man die glückliche Einrichtung, daß einzelne — Private, Korporationen, Städte — besondere Teile des Baus oder der inneren Ausschmückung für alleinige Rechnung und Ehren herstellen durften; dem dadurch entstandenen patriotischen Wettstreit verdankt das Unternehmen einen großen Teil seines glänzenden Erfolges.

Schon im Sommer 1822 war die Wiederherstellung so weit gefördert, daß der damalige Kronprinz von Preußen am 20. Juni in Meisters großem Remter zahlreiche Gäste zum Festmahl um sich versammeln konnte. Eichendorff hatte zu diesem Tag den schönen Festgruß „Der Liedsprecher“ gedichtet, der von Diakonus D. Kniewelaus Danzig im Kostüm der alten Liedsprecher zur Laute vorgetragen wurde, und den der hochsinnige Prinz freudig bewegt mit herzlicher Rede und mit dem Trinkspruch erwiderte: „Alles Große und Würdige erstehet wie dieser Bau!“

In der Folge hat Eichendorff dem Weiterbau des Schlosses auch noch den ganzen Ertrag seines Dramas „Der letzte Held von Marienburg“ zugewendet, eine nicht unbedeutende Gabe, ebenso 1844 im Auftrag des Königs Friedrich Wilhelm IV. eine wertvolle „Geschichte der

Wiederherstellung des Schlosses Marienburg“, die nachweist, mit welchen unglaublichen Mühen das Unternehmen zu kämpfen hatte, und wie kühn und glücklich sie besiegt wurden. Die dankbare Schloßverwaltung hat dem Andenken Eichendorffs in einem der Remter ein Fenster gewidmet, das in leuchtenden Farben dessen Namen und Wappen trägt.

Schon war bereits 1840 in Anerkennung seiner Verdienste um den Bau vom Könige zum Burggrafen von Marienburg ernannt worden. Heute schaut der stolze Bau in seinem Hauptteil — dem sogenannten Mittelschlosse — nach dem ursprünglichen Plan vollständig hergestellt, wieder wie ehemals majestätisch ins Land hinaus, „die Perle aller mittelalterlichen Schloßbauten und das charakteristische Denkmal der edlen ernstesten Ritterlichkeit des Deutschen Ordens“. Und wiederum auch prangt in der äußern Nische am Chorschluß der Schloßkirche jenes berühmte gewaltige Bild der heiligen Jungfrau, 26 Fuß hoch, in erhabenem Relief, auf Goldgrund in Glasmosaik farbig ausgelegt, ein kühnes Meisterwerk und einzig in dieser Art. Welchen seltenen, noch immer nicht überall nach Gebühr gewürdigten Schmuck die Provinz an der Schöpfung besitzt, erhellt aus den Worten Karl Schnaases in seiner „Geschichte der bildenden Künste“: „Es ist ein Werk würdigster Pracht und gediegenster Ausführung, schön und würdig, man möchte sagen von der Sohle bis zum Scheitel, von den Kellern und Vorratskammern bis zu den Binnen. Das edelste Juwel in diesem Kranze architektonischer Zierden ist der berühmte Konventsremter, ein länglicher Saal von bedeutenden Verhältnissen, durch hohe spitzbogige Fenster beleuchtet, in welchem drei schlanke Granitssäulen mit Kapitälern von edelster Bildung ein Palmgewölbe tragen, das an Leichtigkeit und Eleganz alles übertrifft, was die gotische Baukunst aller Länder in ihren schönsten Werken geleistet hat. Von den zarten Pfeilern in kühnem Schwunge aufsteigend

und beim Durchblick von verschiedenen Standpunkten die mannigfaltigsten Durchschneidungen gewährend, trägt dies Gewölbe den Charakter ritterlicher Gewandtheit und Eleganz und zugleich den der Strenge und Einfachheit, ohne jede Spur des Uppigen und Weichlichen.“

Unter den näheren Freunden, mit denen Eichendorff in Danzig verkehrte, befand sich der bereits oben genannte Theodor Kniewel, Prediger an der lutherischen Hauptpfarrkirche daselbst, trotz des Religionsunterschiedes ein treuer Anhänger des Dichters. Literarisch und musikalisch hochgebildet, hat er viele Lieder Eichendorffs reizvoll in Musik gesetzt.

Ein Mittelpunkt heiterer Geselligkeit bildete die neubegründete Danziger Liedertafel, an deren Zusammenkünften beide gern teilnahmen, wenn auch Eichendorff die Sangeskunst selbst nicht ausübte. Für sie dichtete er damals die bekannten Tafellieder: „Gleichwie Echo frohen Liedern“, „Viel Essen macht viel breiter“ und zum Abschied „Horch, die Stunde hat geschlagen“, von denen namentlich das zweite in der Vertonung Sämans ein Lieblingsstück froher Sänger werden sollte.

An Eichendorffs letztem Danziger Wohnhaus, Brotbänkengasse 710 (heute 43 — früher wohnte er in der Langgasse —), ließ anfangs der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts der Schlesierverein eine Gedenktafel aus schlesischem Marmor anbringen. Hier ereilte ihn 1822 die traurige Nachricht von dem Tode seiner Mutter, für ihn um so schmerzlicher, als damit auch der Verlust von Lubowitz verbunden, das nun in fremde Hände überging. So sehr der Dichter an seinem Jugendparadies hing, es wieder aufzusuchen, vermochte er nicht mehr. Anderthalb Jahrzehnte später freilich durfte er wenigstens aus der brieflichen Schilderung eines Besuches durch seinen Bruder Wilhelm noch einmal voll Wehmut die Erinnerung an das heimatische Schloß austkosten. In diesem Briefe Wilhelms heißt es: „Ich war ganz allein. Vor dem Dorfe auf dem

Walle ließ ich halten und ging zu Fuß hinein. Die Blätter spielten schon ins Rote und Gelbe, und eine herbstliche Stille lag über der weit ausgebreiteten Gegend. Vieles war auf eine störende Weise verändert. Ich wagte es, in den Hof zu gehen, ich schlich wie ein Verbannter. Ich warf einen flüchtigen Blick in den Obstgarten hinter der ehemaligen Küche, den Tummelplatz unserer kindlichen Freuden. Dann wagte ich mich weiter bis unter die Fenster des Saales. Ich sah hindurch bis jenseits im Garten in die Allee und in ein Feld von Ästern, die aus dem matten Grün herauschimmerten. Im Saale pukte man, hing Lüstres auf und schien ein Fest vorzubereiten. Da erfaßte mich plötzlich ein Schauder, so gewaltig, daß ich die Flucht ergriff. Vor der Kirche blieb ich stehen. Sie war gesperrt. Endlich faßte ich Mut, den Mesner zu bitten, sie aufzuschließen. Links in der Kapelle lag mein Vater, rechts meine Mutter, draußen lachten ein paar Bauernmädchen, die vom Felde zurückkehrten. Als ich ging, bat mich der Mesner um meinen Namen, weil der Pfarrer neugierig sein würde. Ich antwortete, er möchte den Pfarrer von einem Herrn aus Italien grüßen, der in Lubowik wohl bekannt wäre. Der Mesner sah mich nachdenkend an und ließ mich gehen. Kaum hatte der Postillon aber die Pferde in Bewegung gesetzt, als es plötzlich Halt! Halt! hinter mir herrief. Es war der Mesner, außer Atem stürzte er vor mir nieder, beneßte meine Hand mit Tränen und rief: „Sie sind der Sohn meiner Wohltäter!“ . . .“

Nicht ohne Besorgnis war Eichendorff seinerzeit dem nordischen Himmelsstrich zugezogen, um so angenehmer hatten ihn Land und Leute am östlichen Meeresstrand überrascht. Selbst die äußere Szenerie des Aufenthalts ließ kaum etwas zu wünschen übrig. Danzig, die altehrwürdige Hansestadt, mit ihrem regen Seeverkehr, dem bezeichnenden Gepräge ihrer Gassen und Plätze, die in monumentaler Schönheit mit den berühmtesten Vierteln anderer Städte wetteifern, vom nahen Meer und grünenden

Hügeln umschlossen, ragt in der That wie eine Oase aus dem flüchtigen Dünenlande empor, der sich dort seit Jahrtausenden auf der schrankenlosen Ebene abgelagert hat.

Zu seinem Sommeraufenthalt hatte Eichendorff überdies ein nahe der Stadt gelegenes Landhaus, Silberhammer, gewählt, das, sich an einen Halbkreis anmutiger Bodenerhebungen lehrend, nach der offenen Seite hin einen herrlichen Blick über Stadt, Land und Meer gewährte. In diesem glücklichen Asyl, wohin er nach beendigten Geschäften täglich aus der Stadt zurückkehrte, sind auch seine nächsten beiden Dichtungen größeren Umfangs, das dramatische Märchen „Krieg den Philistern“ und die als Meisternovelle der Weltliteratur anerkannte Geschichte „Aus dem Leben eines Taugenichts“ zur Ausföhrung gekommen.

„Krieg den Philistern“, dramatisches Märchen in fünf Abenteuern, dessen erste Anfänge noch in den Breslauer Aufenthalt fallen, war bereits 1822 vollendet, 1823 erschien es in den „Deutschen Blättern“, 1824 bei Dümmler in Berlin. Das kecke Lustspiel stellt ähnlich wie Tiecks „Berbino“ die Narr- und Torheiten jener Tage wahrhaft ergözhlich zur Schau, geißelt sie mit einer solchen Fülle von Witz und Laune, die wechselnden Szenen wirken durchweg mit so hochkomischer Gewalt, daß der Leser oft kaum zu Athem kommen würde, wenn nicht die meisterhafte Technik in Anordnung und Verschlingung der Szenen das Gefüge der Satire zusammenhielt. Weder die Poetischen, noch die Philister siegen am Ende, sondern diesen wie jenen wird der Saras gemacht, und es bleiben zulezt nur noch der Verfasser und sein Narr übrig, in dem der Dichter entsezt seinen leibhaftigen Doppelgänger erkennt; der Narr aber entläßt das Publikum mit den Worten:

„Nun denn! Der Narr behält das letzte Wort,
's ist spät, ich denk', wir gehn jetzt alle fort.“

Es war ja Spiel nur, und die hier gestorben,
Steh'n alle wieder auf, ganz unverdorben,
Und treiben's nun zu Hause ruhig weiter,
In andern Kleidern nur und etwas breiter.
Ihr seid so gut wohl, tut dasselb' zu Haus,
So spielet fort das Stück und spielt nie aus."

Persönliche Satire wird man in dem Scherze wenig finden, desto mehr aber treffende Ironie, Angriffe auf Sachen und Zustände, alles in genialen, frisch hingeworfenen Zügen, das Ganze zugleich poetisch durchhaucht bis in die kleinsten Teile.

Die erregte Aufnahme des Stückes in literarischen Kreisen schildert Eichendorff in einem Brief an Willibald Alexis vom 22. April 1824: „Auch hier wird der Philisterkrieg über alle meine Erwartung gelesen . . . aber auch hier ist er mit der Partei der Alt-Tieckianer, zu der ich doch eigentlich selbst gehöre, in ein heimliches, gelindes Handgemenge geraten . . . Das eigentliche Argument dieser Herren ist wohl kein anderes als: Dies und jenes taugt nicht, weil — Tieck ein großer Poet ist. Man könnte ebensogut sagen: weil der Pascha von Jamina tot ist . . .“

Von einer ganz andern, neuen Seite lernen wir den Dichter in seiner zweiten Danziger Schöpfung kennen, in seiner Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“, die zuerst im „Gesellschafter“, dann 1826 mit dem „Marmorbild“ und einem Anhang von Liedern und Romanzen in der Berliner Vereinsbuchhandlung erschien.

Wer Eichendorff vorwirft, er vermöge nur Stimmungen zu erzeugen und keine Charaktere zu gestalten, [wird durch den Taugenichts in Grund und Boden widerlegt. Hier feiert, um die Worte eines poetisch nachempfindenden Biographen aus dem 20. Jahrhundert wie Hans Brandenburg anzuführen, „der alte deutsche Hans im Glück seine fröhliche und unsterbliche Urständ“ . . . „Alle kommenden Geschlechter noch werden mit diesem Geigen- und Land-

streicher und seinem Liede, Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt' hinausziehen und bei seiner selbsterzählten Geschichte, deren Ichform wir unversehens in ein begeistertes, 'Wir' umwandeln, jene tiefe Reiselust der Romantiker- und Biedermeierzeit, bei der einem der Wind am Hute pfeift, erleben, selbst wenn einmal längst schon die letzte Postkutsche ins Museum gewandert ist." Der muntere Müllersohn wandert unbekümmerten Herzens dahin, „und die beiden schönen Damen, von denen die eine, recht schön rot und dick wie eine prächtige Tulipane' ist, aber die andere ihm weit mehr gefällt, nehmen ihn auf ihren köstlichen Reisewagen und in das Schloß mit dem großmächtigen sagottblasenden Portier, der mit seiner kurfürstlichen Nase wie der Perpendikel einer Turmuhr auf und ab wandelt, mit den anmaßenden Dienern und der schnippischen Kammerjungfer. Da lebt er nun als Gärtnerbursch seiner süßen Schwärmerei für die schöne gnädige Frau, bis ihm die fatale Fliege in die Nase fliegt und sein Niesen ihn hinter dem Strauch, von wo er zu ihrem Fenster ausschaut, verrät. Wie er dann in dem sauberen Zolllhäuschen an der Landstraße hinter dem herrschaftlichen Garten Einnehmer wird im roten, gelbpunktigten Schlafrock und mit der Schlafmütze nichts-tuerisch auf dem Bänkchen vor dem Hause flegelt, ein altes geflicktes Parasol wie ein chinesisches Lusthaus über sich, und wie ihn dann nach den unaufgeklärten Konfusionen seiner Herzensgeschichte die alte Wanderlust ergreift und er zwischen den grünen Bergen und an lustigen Städten und Dörfern vorbei gen Italien hinunterzieht; wie sich zwei reisende Maler seiner bemächtigen, von denen der eine mit heller Stimme wie ein Waldröglein singt, und er nun, in vornehme Kleider gesteckt, auf dem Bod' ihrer Postkutsche, von Schlafkrankheit befallen, durch Italien fährt, bis er plötzlich allein mit einem dicken Geldbeutel im Wagen sitzt und auf einem alten Felsenschlosse abgeliefert wird; wie er dort über dem verwilderten Garten

und seinen Terrassen lebt gleich einem verwunschenen Prinzen, von seiner Umgebung wie ein Wundertier gehegt — denn er hat im Süden „so ein gewisses feuriges Auge“ bekommen — und ihm die Glieder von dem ewigen Nichtstun ordentlich aus allen Gelenken fallen; wie der Klang eines fernen Posthorns ihn aufscheucht — „Grüß dich, Deutschland, aus Herzensgrund!“ — und er unter abenteuerlichsten Umständen die Flucht ergreift; wie er in Rom einzieht und bei einem Maler in dessen fröhlich bunter Wirtschaft unter den Werken einer Kunst von nazarenischer Einfalt das Bild seiner schönen gnädigen Frau entdeckt; wie dies Bild, schwebend zwischen Traum und Wirklichkeit, ihn allenthalben in der Ewigen Stadt lockt und äßt, wie er ihre Stimme zu hören, ihre Augen zwischen den Jalousien eines Gartenhauses im Mondschein funkeln zu sehen glaubt, wie er gar ihre Kammerzofe trifft, die ihn zu ihrer Herrschaft bestellt, wie diese Herrschaft aber eine ganz andere ist, von der sich das Mädchen inzwischen hat dinge lassen, und wie er bei dem Stellbichein mit knapper Not der Gefahr entgeht, als vermeintlicher Dieb unter die Knüppel andringender Nachbarschaft zu geraten; wie die Sehnsucht nach der Heimat, der alten schönen Zeit und der geliebten Frau ihm solche Trugbilder vorgaukelt und alles in ein Traumlicht rückt, das Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft durcheinanderwirrt, bis er dem falschen Italien mit seinen verrückten Malern, Pomeranzen und Kammerjungfern den Rücken kehrt; wie er auf einem Donauschiffe in Gesellschaft von Prager Studenten — „Nach Süden nun sich lenken die Vöglein allzumal“ —, eines Geistlichen und der neuen Kammerzofe und ihres Kanarienvogels am Ziele seiner Sehnsucht wieder landet; wie das Lied „Schweigt der Menschen laute Lust“ übertönt wird von „Wir winden dir den Jungfer Franz von veilchenblauer Seide“, womit die Dorfkinde im Schloßpark eine Blumengirlande um ihn winden, wie sich alle seine rätselhaften Reiseabenteuer, auch die der

beiden Maler, von denen der eine ein Mädchen war, zu eitel Wonne und Liebesglück aufklären und auflösen; wie nun in einem Sommerhause am Abhang, in dessen offene Fenster im roten Dufte des warmen verschallenden Abends die Donau heraufrauscht und das weiße, ihm und seiner Liebsten geschenkte Schloßchen hereinsieht, bei Knackmandeln, Musik und Leuchtkugeln alles, alles gut wird, denn die vermeintliche Gräfin ist die Nichte des Portiers — wahrlich, einen so reizend harmlosen Liebesirrgarten hat noch kein Dichter je aufgestellt.“

Alle Lichtseiten des alten vormärzlichen Österreich erscheinen hier im Zauberlichte dichterischer Verklärung. Wenn der Taugenichts im Vorgefühl der Wiener Herrlichkeit, die Eichendorff einst in sonnigen Studentensemestern fast bis zur Neige ausgekostet hat, begeistert zu singen anhebt: „Und an der Grenze ruf ich gleich: Vivat Österreich!“, so liegt darin doch mehr als bloß der Nachhall beseeligter Jugendgefühle. Zwischen den Zeilen klingt die Sehnsucht des reifen Mannes durch nach der entschwundenen deutschen Kaisermacht und -größe, vielleicht auch die instinktmäßige Verbundenheit des katholischen Schlesiens mit den durch die Staatsräson getrennten Glaubensbrüdern im deutschen Süden

In Danzig erblühte Eichendorffs Lyrik aufs neue. Auch das tiefempfundene Lied: „O Maria, meine Liebe, denk' ich recht im Herzen Dein“, ist um jene Zeit (1823) entstanden. Zuerst in der Ermländer Diözese für den Gesang der Gemeinde eingeführt, hat es durch seine Innigkeit und zugleich echt kirchliche Auffassung bald allgemeinere Verbreitung gefunden. Der Bischof von Hohenzollern schrieb dem Dichter damals hierüber: „Am verflossenen Sonntage hörte ich in der Pfarrkirche zu Frauenburg bei dem schönen nachmittägigen Gottesdienste wieder Ihr himmlisches Marienlied herrlich singen. Es war ein himmlischer, hochbeseeligender Moment für mich. O, möchte Ihnen doch mehr Muße vergönnt sein, um noch mehr

solche Gesänge zum Preise des Herrn und zur Erbauung der Gemeinde dichten zu können!“

Im Herbst 1823 ward Eichendorff von neuem nach Berlin berufen, um in Vertretung eines erkrankten Rates an den Arbeiten des Kultusministeriums teilzunehmen. Nachdem er den größeren Teil des Winters dort verweilt, kehrte er nach Danzig zurück, jedoch nur auf kurze Zeit, indem bald darauf seine Versetzung nach Königsberg erfolgte, wo er zunächst mit Schön im Schloß, später in der Langen Reihe Nr. 7 wohnte.

Die beiden Oberpräsidien von Ost- und Westpreußen waren inzwischen vereinigt und Schön an die Spitze der Verwaltung für die Gesamtprovinz berufen worden; auf den dringenden Wunsch Schöns hatte Eichendorff die Bestimmung erhalten, ihn als Oberpräsidialrat und Mitglied der ostpreußischen Regierung nach Königsberg zu begleiten. Am 23. September 1824 fand die Abreise statt; die Danziger Zeitung brachte dem Scheidenden einen warmen Abschiedsgruß.

Eines Zwischenfalls, der Eichendorffs wohlwollende Weise recht charakterisiert, möge hier gedacht sein. Eben im Begriff, Danzig zu verlassen, wandte sich ein junger Mann an ihn, der seit Jahren den Wunsch hegte, unter Bessels Leitung den astronomischen Studien obzuliegen, dessen Mittellosigkeit ihm aber die Erfüllung dieses Wunsches bis dahin unmöglich gemacht hatte. Eichendorff gewann sehr bald die Überzeugung, daß es sich hier um eine mehr als gewöhnliche Begabung handle, und da dem jungen Mann auch sonst gute Empfehlungen zur Seite standen, nahm er ihn sofort als Erzieher seiner beiden Söhne mit nach Königsberg und in sein Haus auf. Die Folge bewies, daß diese Hilfe ihren Zweck nicht verfehlte. Als Schüler Bessels vollendete Ludwig Busch — so hieß der Jüngling — seine Studien mit Auszeichnung, wurde Observator an der Königlichen Sternwarte und nach Bessels Tod dessen Nachfolger im Amte. Als Professor und Direktor der Stern-

warte zu Königsberg ist Busch, der Wissenschaft zu früh, schon 1855 verstorben, seinem einstigen Wohltäter bis zum Tode die größte Dankbarkeit bewahrend.

In der neuen amtlichen Stellung, vermöge deren alle wichtigen Geschäfte der Provinzialverwaltung durch seine Hand gingen, hat Eichendorff, getragen durch das Vertrauen des Landeschefs und die Liebe und Anerkennung der Amtsgenossen, mit Hingabe und Auszeichnung beinahe sieben Jahre lang gewirkt. Es fiel ihm freilich manchmal schwer, derart nah der Schneelinie, wie er sich ausdrückte, und der Heimat noch ferner als seither, eine so geraume Zeit seines Lebens zubringen zu sollen; allein er fand für die damit verknüpfte Entbehrung einen reichlichen Ersatz in der warmen Freundschaft Schöns und in der herzlichen Liebenswürdigkeit, mit der ihm seine neuen Mitbürger überall entgegenkamen. Dazu das rege geistige Leben, das der sonst nur kümmerlich bedachten Heimat eines Kant, Hippel, Herder, Hoffmann, Werner, Schenkendorf, York von jeher eigen gewesen ist, und durch die namentlich Königsberg politisch wie wissenschaftlich stets sich ausgezeichnet hat!

So sah sich denn auch Eichendorff bald in einen Kreis wissenschaftlich und persönlich hervorragender Männer hineingestellt, mit denen er bald mehr oder minder befreundet ward. Dahin gehörten vor allem Friedrich Wilhelm Bessel, der große Astronom, Johannes Voigt, der treffliche Geschichtschreiber Preußens, die später als Politiker bekannt gewordenen Brüder Rudolf und Alfred von Auerswald, Karl Rosenkranz, der Philosoph, und August Hagen, der Dichter, schließlich unter den jüngeren Freunden der Historiker Friedrich Wilhelm Berthold und der Kunstgelehrte Karl Schnaase. Mit einem Theile der Genannten und andern Gleichgesinnten hatte Eichendorff ein sogenanntes Lesekränzchen gebildet, das sich wöchentlich einmal abends versammelte und wo alle bedeutenderen Erscheinungen der Literatur gemeinschaftlich gelesen und

besprochen wurden. Schnaase, damals Assessor beim Oberlandesgericht zu Königsberg, hat noch in späteren Jahren geäußert, wieviel er jenem Umgang und diesen anregenden Abenden verdanke.

Die Königsberger Königliche Deutsche Gesellschaft hatte den Dichter alsbald in ihre Mitgliedschaft aufgenommen. Sie war 1741 zu dem Zwecke gestiftet worden, deutsche Wissenschaft und Kunst im Vaterlande zu fördern, nicht allein durch eigene Arbeiten der Mitglieder, sondern auch durch Unterstützungen und geeignete Preisaufgaben. In ihren monatlichen Zusammenkünften wurden von den Mitgliedern Vorträge aus dem Gebiet der Geschichte, Sprachkunde, Philosophie, Kunst und Literatur, mit besonderer Beziehung auf das preußische und deutsche Vaterland gehalten. Auch Eichendorff nahm an den Bestrebungen der Gesellschaft unmittelbaren Anteil; seine eigenen Schöpfungen pflegten in der Regel vor dem Drucke dort zuerst vorgetragen zu werden. Damals wurde der Dichter auch Ehrenmitglied der Berliner Gesellschaft für deutsche und ausländische Literatur, sowie des Künstlervereins seiner Heimatstadt Breslau.

Durch seine amtliche Tätigkeit war Eichendorff vollauf in Anspruch genommen, und der Verkehr mit der Poesie konnte den vielbeschäftigten Tagen nur mühsam abgerungen werden. Eine Erholung von längerer Dauer bildete eine Reise nach Schlesien im Sommer 1828, wo Eichendorff mehrere Monate auf dem Gute seiner Schwiegereltern verweilte und zu Fuß die reizvollsten Stätten des Riesengebirges besuchte. Die literarische Ausbeute war gleichwohl auch während des Königsberger Aufenthalte nicht gering, fast ausschließlich freilich auf dramatischem Gebiet.

Zunächst erschien 1828 als Nachzügler des Philisterkriegs „Meierbeths Glück und Ende,“ Tragödie mit Gesang und Tanz (Berlin, Vereinsbuchhandlung), ein dramatischer Scherz, in dem die Walter-Scott-Manie, die Schicksals-

tragödie und die Shakespeare-Verbesserung jener Tage wüthig parodiert wird. Die Literaturkomödien Tiecks und Platens überragt diese geradezu klassische Literaturposse durch innere Geschlossenheit und bis ans Ende sprudelnde Lebendigkeit. Kein Wort bleibt Papier, kein Ausdruck erscheint antiquiert, keine Szene entbehrt der natürlichen Plastik und Durchbildung, wie sie nur dem echten Drama eignet. Hoffentlich findet sich einmal die Kulturbühne, die auch „Meierbeths Glück und Ende“ dem Staub der Bibliotheken entreißt und dem Theater erobert.

Noch in demselben Jahre 1828 veröffentlichte Eichendorff seinen „Ezelin von Romano“, Trauerspiel in fünf Aufzügen (Königsberg bei Bornträger). „Die Anlage“, so urtheilt ein zeitgenössischer Kritiker, „ist echt tragisch und historisch. Es ist der Betrachtung würdig, wie dieser Held im Gefühl überlegener Kräfte und Zwecke sich über seine Zeit hinaussetzt, erst mit festem Willen die nötigen Opfer einfordert, dann mit erhittem Geist sich für die Wetterflamme des göttlichen Zornes hält und bald gegen alles, was seinen Absichten, wenn auch ohne Schuld, im Wege steht, wie gegen ausgemachtes Verbrechen wüthet. Die Furien des Kriegs und der Meute treiben ihn von einer Grausamkeit zur andern, so daß er die Gewohnheit, zu schrecken und niederzuschmettern, nicht mehr von Pflicht und Noth, die fieberhafte Überspannung ehrgeizigen Selbstgefühls nicht mehr vom Beruf zu großen Zwecken, den Taumel des Übermutes und Zorns von Nothwehr und Verhängnis nicht mehr unterscheiden kann. Wir begreifen in der anschaulichen Entwicklung den schrecklichen Helden einer zerrütteten Zeit, der die Welt um sich her nicht schonungsloser als sein eigenes Leben zerfleischt und selber das gewaltigste Opfer der Flammen ist, die er schleudert. Auch die Gestalten umher, der stolzmutige jugendliche Ansedizio, der alte stahlfeste Gorgia, Boso der reine Held, der scharfe Pelavicino, Azzo in seiner mäßigen Klugheit, der strengadelige Magold und jener würdige Mönch

Antonio, verbinden sich durch Charakter und Anteil zur Auseinandersetzung und stufenweisen Beleuchtung der tragischen Handlung. Ihre Bewegung schildert, wie in so durchwühlter aufgerissener Zeit Recht und Schuld, Verstand, Tugend, List, Menschenstärke und die ewige Macht blendend sich öffnen, schlagend kreuzen und doppelt scharf sich scheiden. So ist die Führung des Planes und der Charaktere poetisch und tadellos. Nur in der Sprache, so frei sie gehalten ist von leerer Deklamation, so energisch in Hauptstellen, bleibt auszusagen, daß öfter im einzelnen die Farben und Stimmungstöne, welche die lebendige Vorstellung auf den Grund der dichtenden Seele zurückwarf, zu herrschend im Ausdruck geworden sind. Dies gerade ist mehr lyrisch als dramatisch. Zwar darf diese durchstimmende Seele der Betrachtung keineswegs in der Tragödie fehlen; aber sie muß hier, unausgesprochen vom Dichter, die reine Wirkung von der Berührung und Folge der bestimmten Vorgänge und ihrer individuellen Ausdrücke sein. Denn die Empfindung der Gegenwart und praktischer Bewegung soll vorherrschen, welches nur durch eine stets treffende Punktation des Ausdrucks erreicht wird. Wo aber aus dem Einzelbestimmten das allgemeine Licht schon stark hervorblüht, da überwiegt der Eindruck der Vergangenheit und schon gestillten Beschauung. So schön daher und zweckmäßig eingreifend die Episode von Magolds Tochter Violante gedichtet ist, so scheint doch die Empfindung, in der sie zum Teil gehalten ist, zu vertieft und melodisch. Der Drang der Handlung, die rings umher bewegte Luft ist zwar darin enthalten, aber nicht in ihren eigentlichen Zügen, sondern schon gleichnisartig zur freien Stimmung erhoben als Gewitterschein, Liedesanklang, Traum. Dies würde nicht auffallen, wäre das übrige minder dramatisch. Dagegen die durchs Ganze eingeschlungenen komischen Szenen, die zum Teil vortrefflich gelungen sind, harmonisieren wesentlich. Im allgemeinen erhalten sie den Charakter der Existenz gegen-

wärtig, indem sie zeigen, wie selbst in den ungemeinsten Zeitläufen ein gemeines Element als breite Grundfläche sich behauptet, welches trotz aller aktuellen Beteiligung an den gewaltigen Vorgängen in Wahrheit doch unbeteiligt bleibt und als Indifferenzpunkt im Durchschnitt gegen die hochsinnigen Meister und Bächtiger des Geschlechts recht behält. Diese leichten Szenen dienen auch gut im besondern. Denn im ersten Teile der Handlung verhindern sie, daß nicht der Eindruck von Not und unglücksvoller Spannung überwiege, dem seine Steigerung vorbehalten bleiben muß. Man sieht an ihnen, daß in allem Jammer eine unzerstörliche Vitalität, ein Egoismus, der Abbruch verdient, ein Leichtsinn, der durch ihn hingeleitet, vom Prinzip der Dauer erübrigt wird. Im Fortschritt erklärt die heitere Episode von Billie und Carrara, daß hinwieder die tragischen Häupter nicht einfach unter den Begriff der Schuld fallen können, da diese andern, die aus verwandten Prinzipien handeln und an den gleichen Abgründen hinstreifen, nur darum, weil sie minder mächtig und umfassend streben, glücklicher durchkommen. Und gegen das Ende geben die witzigen Auftritte im niedrigen Kreise, als Abschnitzel und Widerspiele des tragischen Witzes der Handlung und ihrer Gegensätze, eine mannigfaltig motivierte Empfindung von der Auflösung und dem Untergange dieser Widersprüche. Das Ganze bleibt ein Dichterwerk und geht in einer großartigen Anschauung nieder.“

Zwei Jahre später gab Eichendorff sein zweites großes Trauerspiel heraus: „Der letzte Held von Marienburg“ (Königsberg, Hartungs Hofbuchdruckerei). Es war eine poetische Frucht der mit Vorliebe gepflegten Beschäftigung des Dichters, mit der Geschichte Preußens und des Deutschen Ritterordens. Das Drama, ganz auf vaterländischem Boden sich bewegend, behandelt die Geschichte des großen Hochmeisters Heinrich von Plauen, in welchem der sinkende Geist des Ordens sich noch einmal zur alten Heldenkraft

emporraffte, wenn auch vergeblich. „Von einigen Strichen im Anfange und wenigen Stellen im Ganzen läßt sich vielleicht dasselbe bemerken, was gegen einen Teil der Ausführung im Ezelin erinnert worden. Aber bald und siegreich gewinnt die Darstellung eine drastische Kraft und praktische Entwicklung, die uns in die Gegenwart einer großen inhaltsvollen Bewegung versetzt, und ihr Schluß ist durchdrungen von der reinsten Begeisterung, die auf der Alderhöhe tragischer Anschauung den großen Geist der Geschichte mit gleichen Schwingen, so tief in Vergangenheit wie fern in Zukunft gebreitet, schwebend hält. — Der Ordensmeister Plauen ist das herrlichste Gegenbild des Ezelino. Auch er ist ein Held göttlicher Heimsuchung, aber nicht wie jener geblendet vom eigenen Blichlicht, noch übernommen vom Gefühl der Kraft, sondern ganz über die eigene Menschlichkeit emporragend. Auch er bringt schonungslos der Notwendigkeit Opfer, aber mit dem vollen Wissen, dem ewigen Rechte, nicht seinem Ruhm, und mit der vollen Einstimmung, sich selber mitzuopfern. Groß durch Glauben, Wachsamkeit, schlagende Entschlossenheit erfight er den Sieg; aber nicht diese Ehre war't's, um die er foht, schafft Rettung dem Lande und erhält die Ordensburg; aber nicht das Wohl der einzelnen, Lebenden ist es, was ihm genügen kann, fest gesichert will er den Boden wissen, auf dem das Kreuz errichtet ist, und der Orden geheiligt und rein gestärkt, der es wahren und durch Gehorsam preisen soll. Dazu bereitet er neuen Kampf mit sicherem Arm und faßt mit strenger Hand die Zügel des Ordens. Auch er überschreitet menschlichen Vertrag und Brauch; doch nur weil er unbeugsam nach göttlichem Maße mißt, dem die Pflichtschuldigen ohne Zwang sich nicht fügen. Weder Demut, noch Klugheit, noch Liebe verläßt ihn dabei; und dennoch ist es diese Überschreitung, die den einzigen Freund, der zu seinem Herzen und Haupte heranreicht, von ihm abwendig und in Tat und Handlung, nicht in Gesinnung und Freundschaft

ihm untreu macht. Aber diese Wendung, die seine herrlichen Pläne vereitelt, der Würde, die er nicht um seinetwillen trug, ihn entkleidet, den Orden sinken macht, den sein Geist hob — ist doch mehr, als der Freund weiß, der sie wider Gefühl aus Überzeugung einschlug, der echte Freundesdienst. Sie ist es, die ihm seine Heldenreinheit erhält. Nachdem er mit würdevoller Entsagung in die Einsamkeit zurückgetreten, die göttlichen Zwecke selbst, soviel daran sein Theil war, Gott geopfert hat, der auch den reinen Tropfen seines Stromes kann in seinem Strome untergehen lassen — nach dieser letzten Weihe sind es doch nur seine hinterlassenen Vorbereitungen, die den wankenden Orden halten, und sein bloßes Bild wirft die siegreichen Feinde von den Wällen des Haupthauses zurück. Es ist der Moment seines Todes, in welchem er so vor unsern Augen unsterblich wird und zugleich in wahrster Wirkung schon mit dem scheidenden Geiste in ferne Zukunft reicht. Diese Erhebung und Öffnung der Anschauung ist vom Dichter zur höchsten Wahrheit gebracht, und dieser Schluß in der einfachen Treue der Ausführung übt heilige Gewalt auf ein empfängliches Gemüt. — Die Abschattung der Ordenscharaktere und Zustände ist vortrefflich. Der gediegene Günther, der ehrwürdige Küchenmeister, der köstliche alte Lehemann Schönfeld, der gelehrte König, Hans von Baysen, der ritterliche Jüngling und der gefallene Wirsberg — sie alle geben treffliche Bilder und lebendig wechselnde Gruppen. — Man bewundere den Reichtum unserer Bühnen, die ein so vorzügliches, der edelsten Wirkung fähiges Stück nicht brauchen.“

Das Verhältniß der beiden Eichendorffschen Trauerspiele zu ihren historischen Quellen und literarischen Vorbildern ist festgestellt. Friedrich von Raumers „Geschichte der Hohenstaufen“, auf die der Dichter bei ihrem Erscheinen 1824 subscribiert hatte, und deren Verfasser er persönlich kannte, beeinflusste unmittelbar die Entstehung „Ezelin von Romanos“, während „Der letzte Held von

Marienburg“ auf die „Jahrbücher Johannes Lindenblatts oder Chronik Johannes von der Pusilie“ (erstmal's herausgegeben von Johannes Voigt und Friedrich Wilhelm Schubert 1823 und gleichfalls von Eichendorff subskribiert) zurückgriff. Daneben kamen noch Voigts „Geschichte Marienburgs“ (1824) und „Geschichte der Eidechsen-gesellschaft“ (1823) für die Abfassung dieses Dramas in Betracht. Schillers „Wallenstein“ und „Wilhelm Tell“ auf der einen, Goethes „Götz“ auf der andern Seite wirkten literarisch mit ein. Dazu gesellte sich Shakespeare, dem Eichendorff als Dramatiker stets die Treue wahrte. Der erstmal's von Ewald Reinhard ausgegebene Vor-entwurf zu „Ezelin“ unter dem Titel „Sizilianische Vesper“ zeigt trotz aller Schwächen, wie dieser Forscher sehr richtig bemerkt, die Hauptmerkmale der Eichendorff'schen Dramatik überhaupt: Studium der historischen Quellen, verquickt mit eigenen dichterischen Zutaten, unter Bevorzugung des schon historisch Poetischen und steter Anknüpfung an das Selbsterlebte, sowie peinliche Beobachtung einer romantischen Szenerie.

Biernlich kritisch äußerte sich die zeitgenössische Presse. Das Dedikationsexemplar „Des letzten Helden“ an Goethe, dem ein Begleitschreiben beilag, scheint ohne Antwort geblieben zu sein. Der Weimarer Dichturfürst schenkte es dem jüngsten Sprößling seiner Familie.

Die Uraufführung des vaterländischen Trauerspiels, das nach Inhalt und Ausführung zweifellos bedeutender als „Ezelin“ ist, erfolgte am 26. Februar 1831 anlässlich der Eröffnung des Provinziallandtages im Königsberger Stadttheater. Bei der Mangelhaftigkeit der darstellenden Kräfte verschwand es aber bald wieder vom Spielplan. 1908 machte das Breslauer Stadttheater den Versuch einer Wiederaufführung. Auch hier versagten die Darsteller. Das Fehlen einer bühnengerechten Bearbeitung erwies sich nicht minder als Hindernis für einen durchschlagenden Erfolg. Mehr Beifall fand die gekürzte Dar-

stellung zu Freiburg und Sarnen in der Schweiz, ebenfalls im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts.

Unter den mancherlei lyrischen Erzeugnissen der Königsberger Zeit stehen die beiden Romanzen „Der Götter Irrfahrt“ (nach einer Sage der Tongainseln) in Eichendorffs Dichtung ganz vereinzelt da und verdanken wohl nur einer zufälligen Veranlassung ihre Entstehung. Schön, der die Sage irgendwo gelesen hatte, fand sie so poetisch, daß er in seinen Freund drang, sie poetisch auszumünzen. Gleichwohl glückte die Formung des von außen zutragenen, dem Dichter etwas wesensfremden Stoffes meisterlich.

Königsberg hätte jedenfalls alle Ursache gehabt, Eichendorffs Aufenthalt in den Mauern der Stadt durch ein Denkmal zu verewigen. Leider gab bis heute niemand die Anregung, das Gedächtnis des Dichters hier sichtbarlich festzuhalten. Keine Gedenktafel erinnert an die Stätte seines Wohnens und Schaffens, keine Straße kündigt seinen Ruhm. Rants Vaterstadt legte keinen Wert auf die Tatsache, den größten Sohn der Romantik beherbergt zu haben.



7. Berlin.

(1832—1844.)

Im Jahre 1829 hatte Eichendorff durch Altensteins Vermittlung einen Ruf nach Koblenz erhalten, um dort wie bisher in Königsberg die Stelle eines Regierungs- und Oberpräsidialrates zu bekleiden. So sehr dieser Tausch auch sonst seinen Neigungen entsprochen hätte, denn das herrliche Rheinland mit seiner Lebensfülle und den tausendjährigen Erinnerungen deutscher Größe und Kultur hielt er ungemein hoch, so zog er es dennoch zunächst vor, in Königsberg zu bleiben, da ihm gewisse Bedingungen nicht erfüllt werden konnten, von denen er den Amtswechsel abhängig machte. Allein er blieb trotzdem nur noch kurze Zeit in der preussischen Krönungsstadt. Im Sommer 1831 wurde er nämlich auf sein Ansuchen nach Berlin beurlaubt, um sich dort wirksamer als aus der Ferne um einen geeigneten Dienstposten bemühen zu können. Vorübergehend fand er nun in der katholischen Abteilung des Kultusministeriums und im Ministerium des Auswärtigen Verwendung. Dort, wohin Eichendorff seinen Neigungen nach innerlich strebte, schloß man ihn jedoch überall aus, in der Hauptsache wohl aus konfessioneller Engherzigkeit, wie Schön sehr richtig erkannte. Immerhin, er durfte in Berlin seinen Aufenthalt nehmen und wurde (Januar 1841) von Friedrich Wilhelm IV. zum Geheimen Regierungsrat ernannt, gleichzeitig provisorisch dem Kultusministerium „sowie dem Ministerium des Innern und der Polizei und der auswärtigen Angelegenheiten zur Verarbeitung von Zensursachen und anderer geeigneter Geschäfte“ zugeteilt. Das unbedingte Vertrauen und Wohlwollen Altensteins, dem er seine Berufung zunächst zu verdanken hatte, begleitete ihn bis zum Tode dieses Ministers, obgleich in jenen kritischen Jahren unter anderem

auch die bekannte Verfolgung des Erzbischofs Klemens August von Köln eintrat und Eichendorff aus der entschiedenen Mißbilligung einer derartigen Maßregel auch dem Minister gegenüber nicht das geringste Hehl machte. Aber Altenstein achtete die administrativen Talente seines Beamten zu sehr und besaß anderseits trotz mancher mit Recht und scharf getadelter Eigenschaften, die für den Staat oft von verhängnisschweren Folgen wurden, einen zu hohen Sinn, um loyalen Freimut übel zu vermerken. Da er zugleich mit Eichendorffs Dichtungen sich innigst befreundet zeigte, so entwickelte sich zwischen beiden ein durchaus angenehmes und ungetrübtes Verhältnis.

Dazu kam, daß Eichendorff in seinen Amtsgenossen, den Räten des Ministeriums, höchst schätzenswerte Männer fand, mit denen er sich bald und dauernd befreundete. Wir erinnern nur an den edlen Nicolovius, den Genossen der Brüder Christian und Friedrich Leopold von Stolberg, den gelehrten geistreichen Schmedding, Aulike, Brüggemann, Kortüm u. a., deren Namen in der Geschichte der preussischen Verwaltung immerdar einen guten Klang bewahren werden.

In den ersten Jahren versah Eichendorff in Gemeinschaft mit Schmedding die Geschäfte der Abtheilung ganz allein; einen Zuwachs neuer Kräfte erhielt diese erst unter der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm IV., dem die katholische Kirche Preußens für seine Abkehr von dem früheren katolikeneindlichen System manchen Dank schuldet. Es läßt sich begreifen, daß es dabei außerordentlich viel zu schaffen gab. Hier war nicht entfernt die Rede von einem sicheren Verwalten nach klaren, durch eine höhere Instanz schon festgestellten Grundsätzen; hier galt es, diese Grundsätze und Normen erst zu finden, ihre zuverlässige und umsichtige Handhabung durch die Unterbehörden zu leiten und zu überwachen, zumal in jener Zeit des Übergangs aus der alten in die neue Ordnung der Dinge, die mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. angebahnt worden war.

Dabei erwiesen sich die Geschäfte, die auf die schwierigsten Fragen des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat Bezug nahmen, ihrer Natur nach und durch die äußeren Umstände fast ohne Ausnahme als außerordentlich peinlich, besonders für einen gläubigen Katholiken gegenüber fast lauter protestantischen Vorgesetzten; es gab keine anscheinend noch so gleichgültige Frage, die nicht ihre besondere sorgsame Behandlung erfordert hätte, bei der nicht Reibungsflächen von der einen und der andern Seite zu vermeiden gewesen wären.

Die Akten des Ministeriums zeigen, welche rastlose, durchdachte und erfolgreiche Tätigkeit Eichendorff damals entfaltete, und wie ihm dafür stets nicht nur die bereite Anerkennung seines Chefs, sondern auch das volle Vertrauen der Verwaltung zuteil geworden ist. Hatte er sich früher einmal, wie aus einem Brief an Görres deutlich hervorgeht, nach einer andern Beschäftigung etwa in Bayern fortgesehnt, so wurzelte er jetzt immerhin derart in seinem Amte, daß es ihm durchaus nicht unerwünscht war, als die lange betriebene Einrichtung eines Oberzensurkollegiums fehlschlug, bei dem man ihm eine einflußreiche Stellung zugedacht hatte, und ebenso später die beabsichtigte Verwendung im Departement der auswärtigen Angelegenheiten wieder rückgängig wurde. Sein bescheidener Sinn, durch Charaktergröße geadelt, fand sich mit dem Schicksal ab, das ihm keine seinen hohen Fähigkeiten entsprechende freiere und weitere Stellung bot, ja selbst die einfachste Auszeichnung ihm versagte. Die konfessionelle Befangenheit war eben selbst unter Friedrich Wilhelm IV. noch so groß, daß ein überzeugter Katholik nur ausnahmsweise zu einem leitenden Posten auf-rücken konnte.

Mit den führenden Persönlichkeiten im Kulturleben Berlins war Eichendorff bald in einen regen persönlichen Verkehr getreten, ältere Bekanntschaften wurden mit Wärme wiederum gepflegt, neue Verbindungen an-

geknüpft. Savigny, Raumer, Chamisso standen ihm nahe. Auch mit Tieck, den er, wie sich aus einer Briefnotiz ergibt, wohl schon 1814 kennengelernt hatte, trat er zweifellos in persönliche Fühlung. Schön erzählt in einem seiner Briefe (1840), daß Eichendorff eben aus Dresden zurückgekehrt sei, wo er Tieck gesprochen habe. (Bei der Beerdigung Tiecks befand sich auch Eichendorff unter den Leidtragenden.)

Die literarische sogenannte Mittwochsgesellschaft, die sich wöchentlich einmal in einer Gaststätte des Tiergartens zu gemeinsamer Aussprache und gemeinsamem Abendessen versammelte, gab Gelegenheit, die weitreichendsten schriftstellerischen Beziehungen zu unterhalten, und Eichendorff war lange Jahre hindurch ein ziemlich regelmäßiger Gast jener zwanglosen, zahlreich besuchten Zusammenkünfte. Für sie dichtete er auch die beiden Tafellieder: „Der alte Held“ (zu Goethes Geburtstag 1831) und „Viele Lerchen hell erwacht“.

In dem befreundeten Mendelssohnschen Hause lernte der Dichter zunächst den Komponisten Felix Mendelssohn-Bartholdy kennen, ihn, dessen seelenvolle Musik der Eichendorffschen Poesie so nahe verwandt ist, und der daher gerade die Lieder dieses Sängers mit solcher Vorliebe und Meisterschaft in Melodie gesetzt hat, daß beider Namen im Liede kaum mehr getrennt werden können und er in dieser Hinsicht neben Lyon und Karl Maria von Weber als würdigster Vorläufer eines Schumann, Wolf und Pfizner anzusprechen ist. Mendelssohn pflegte stets ein Exemplar der Eichendorffschen Gedichte bei sich zu tragen; seine letzte Vertonung war die des Nachtliedes: „Vergangen ist der lichte Tag“, sein ergreifender Schwanengesang, ihm noch am Sterbelager von einer Freundin vorgetragen; und dem Grabstein des Frühgeschiedenen sind die von ihm selbst hierfür gewählten Schlußverse eines seiner Lieblingslieder von Eichendorff eingemeißelt:

„Gedanken gehn und Lieder
fort bis ins Himmelreich.“

Auch Mendelssohns begabte Schwester Emmi war eigentümlicherweise bei der Vertonung eines Eichendorffschen Liedes vom Tode überrascht worden, so daß der Dichter jüngere Komponisten vor seiner Poesie einst lächelnd warnte. Gleichwohl versuchten sich wohl Tausende von Musikern an Eichendorffschen Versen. Es wurde in musikalischen Kreisen gang und gäbe, wie der Musikhistoriker Peter Wagner zu Freiburg in der Schweiz noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts versicherte, wenn man Liederkomponist werden wollte, zunächst mit Eichendorff zu beginnen, da dessen Verse von selbst zu Tönen sich zusammenfügten.

Ein nicht minder werter Freund als Mendelssohn-Bartholdy war der ehemalige Kriminaldirektor Julius Eduard Hixig, wohlbekannt durch seinen edlen Charakter und seine uneigennützigste, in Rat und Gefälligkeiten nie ermüdende Tätigkeit, die er namentlich gegen junge aufstrebende Talente wahrhaft väterlich ausübte. Kein Künstler und Schriftsteller, der nicht mit einer Empfehlung an Hixig nach Berlin gekommen wäre und für den diese Empfehlung nicht die gastlichste Aufnahme und den reichlichsten Nutzen zur Folge gehabt hätte. Hixigs Tochter war an Franz Rugler verheiratet; bei dem ersten Kinde dieser Ehe, der nachmaligen Gattin Paul Heyeses, hatte Eichendorff die Patenstelle übernommen; Rugler, selbst von Eichendorff dem Minister empfohlen, wurde später als Rat für die Bearbeitung der Kunstangelegenheiten in das Kultusministerium berufen. Seiner so vielseitig begabten Hand verdanken wir übrigens das verhältnismäßig beste Bildnis Eichendorffs (1832). Es zeigt den Dichter in seinem 45. Lebensjahr.

Im Ruglerschen Hause lernte Eichendorff den jungen Theodor Storm kennen, der, wie uns Jahrzehnte später dessen Tochter Gertrud mitteilt, aus dem Mund des hochverehrten Meisters eine Spukgeschichte gehört haben will. Diese Spukgeschichte, 1918 im Eichendorff-Kalender ab-

gedruckt, paßt nicht recht zum Charakter des Erzählers und entspricht in weit höherem Grade den mystisch-dunklen Neigungen Storms. Vielleicht vermengt sich Dichtung mit Wahrheit. Jedenfalls stimmt der Beschreibung nach keines der Eichendorffschen Schlösser mit dem von Storm erwähnten „alten Schloß“ überein. Lubowik wurde vom Vater des Dichters erbaut, Toft schon 1797 verkauft, Radoschau und Slavikau waren verpachtet, dürften auch kaum als alte Schlösser zu bezeichnen sein. Es bleibt somit nur das in „Ahnung und Gegenwart“ erwähnte Jagdschloßchen Summin mit seinem uralten Hofe, „welches mitten in einem einsamen Tale lag, rings umher von Tannenwäldern umschlossen“. Eine Abbildung des noch 1845 erwähnten Baues ist uns leider nicht erhalten.

Mit nicht geringerer Vorsicht als die eben erwähnte Spukgeschichte müssen wir auch die hinterlassenen Aufzeichnungen des Schriftstellers Rudolf von Beyer aufnehmen, der Eichendorff in seiner Berliner Zeit nähergetreten sein will und sogar unbekannte Gedichte desselben mitzuteilen weiß. Die aus dem Nachlaß Beyers veröffentlichten Gedichte muten wenig Eichendorffisch an. Die Übereinstimmung der Beyerschen Ausführungen mit den Urteilen und der Ausdrucksweise des Artikels „Eichendorff“ in „Goedekes Grundriß“ ist mitunter geradezu überraschend.

An bestimmten Abenden der Woche pflegte der Dichter seine Freunde und Bekannten um sich zu versammeln, und hier fand man auch stets einen Kreis jüngerer Männer, die, längere oder kürzere Zeit in Berlin weilend, den Meister aufsuchten und sich bei ihm ohne Ausnahme der angenehmsten Gastlichkeit und der wohlwollendsten Teilnahme erfreuten. Diese Abendzirkel waren übrigens keineswegs vorherrschend gelehrter oder ästhetischer Färbung; wie die Gesellschaft selbst meist aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt war, so bewegte sich auch die

Unterhaltung heiter und ungezwungen über Gegenstände der verschiedensten Art. Eichendorff, alle schriftstellerische Vordringlichkeit lassend und sich nur als Mensch dem Menschen gebend, ließ dabei gern einen jeden in seiner eigentümlichen Sphäre gewähren; seine eigene Persönlichkeit, wenn sie auch unwillkürlich den Mittelpunkt bildete, drängte sich nie mit Absicht hervor, und selbst der weniger Bedeutende fühlte sich in diesem Kreise heimisch und unbeengt. Nur dem Dünkel, wo und in welcher Gestalt er sich immer zeigen mochte, pflegte Eichendorff schroff und zurechtweisend entgegenzutreten. Seine Wohnung befand sich zunächst in der Potsdamer Straße am Leipziger Thor, von 1839 bis 1841 in der Bellevue, Ecke Königsgräber Straße. Schön berichtet in einem seiner Briefe von der Familie Eichendorff: „Sie wohnen sehr hübsch und sind auch sehr hübsch eingerichtet“ und ein andermal: „Bei Eichendorff fand ich Studenten und Offiziere, junges Volk, und das war mir rechte Erholung.“

Einer der jüngeren Genossen aus jener Zeit, Wolfgang Müller (von Königswinter), der (1839) viel in des Dichters Hause verkehrte, teilt 1859 in „Westermanns Monatsheften“ Näheres mit: „Mit Eichendorff kam ich sofort in Berührung, und zwar durch seinen Sohn Hermann, mit dem ich in Bonn studiert und mannigfache Fahrten gemacht hatte. Es kann wohl nicht verwunderlich erscheinen, wenn ich mich zu diesem Dichter ganz besonders hingezogen fühlte. Die Lyrik der romantischen Schule ist in keinem andern ihrer Mitglieder so rein, hell, rund und abgeklärt zur Erscheinung gekommen. Er ist deshalb auch ganz naturgemäß vor allen andern zur höchsten Popularität gelangt. Wenn ich mit meinen Künstlerfreunden in Düsseldorf und mit meinen Studiengenossen in Bonn zusammen war, so hatten wir die Schlegel, Tieck, Kleist und Brentano wohl gelesen, aber den lieben Eichendorff hatten wir gesungen. Wie oft waren da nicht die Klänge ‚In einem kühlen Grunde‘ zur Tageszeit in Wald und

Feld, durch Berg und Thal und zur Nacht in den Straßen der Stadt aus unsern Rehlen geschmettert worden, denn dies Lied galt schon zu jener Zeit als Volkslied. Wir wanderten mit dem Gesang ‚Wem Gott will rechte Gunst erweisen‘ und ‚Es schienen so golden die Sterne‘. Und dann hatte ja auch Mendelssohn zu den zwei Texten des Dichters ‚Wer hat dich, du schöner Wald‘ und ‚O Täler weit, o Höhen‘ die wundervollen Melodien gefunden, die heute noch stets zum Vortrag kommen, wann irgendwo Quartette erhoben werden. Solche Worte und solche Weisen hatten sich so tief in das Herz geschmeichelt, daß man den Urheber, auch ohne ihn zu kennen, lieb haben mußte. Dazu war der ‚Taugenichts‘ ein Werk des Dichters, an dem wir junge Gesellen uns mächtig berauscht hatten. Wer aus solchen Augen die Landschaft anschauen und mit solchem Herzen den poetischen Müßiggang schildern konnte, mußte der nicht der liebenswürdigste Mann sein? In seinen bürgerlichen Verhältnissen war er vor allem Beamter. Seine Poesie schien das stille Heiligtum seiner Seele; er hielt nicht zurück mit ihr, weil er sie als Gabe Gottes betrachtete, aber er drängte sie auch nicht auf. So fand man denn bei ihm auch keine literarischen Zirkel, er genügte sich selbst, er glich dem süßen Vogel, der einsam in einer Ecke des Gartens sitzt und sein Lied singt, so oft es ihm ankommt, sich wenig kümmernd, ob man ihm lauscht oder ob man seine Töne überhört. Aber es freute ihn doch, daß man ihm wirklich froh und herzlich gelauscht hatte. Mit leisem, wohlwollendem Lächeln hörte er mir zu, wenn ich ihm erzählte, daß die Künstler und Studenten seine Lieder in alle Welt trügen, und daß ich selbst immer tapfer dabei gewesen wäre. Als er nun auch erfuhr, daß ich auf der Gitarre kimperte, und viele seiner Dichtungen auswendig wußte, da wurde, wenn ich kam, ein Instrument herbeigeschafft, und ich versuchte die fast schon vergessene Kunst des rheinischen Naturgesanges. So gut und schlecht die Versuche auch gerieten, so hatte er doch

Freude, die hell über seine milden Züge glänzte, wenn ich anhub.“

Außerhalb des Hauses fesselte Eichendorffs Persönlichkeit jeden, der ihm begegnete, nicht minder. Emanuel Geibel schildert einen Versammlungsabend der Literarischen Gesellschaft in Berlin und führt dabei aus: „ . . . Wir hätten noch länger miteinander gesprochen, hätte uns nicht das Eintreten eines Mannes unterbrochen, welchem alle mit einer Art freundlicher Ehrfurcht entgegentraten. Er war von schlanker Gestalt, sein Gesicht hatte einen frischen und wohlwollenden Eindruck, und wenn sein Haar schon bedeutend ins Graue spielte, so lag doch in seinem Wesen etwas außerordentlich Jugendliches und Rasches, das durch den fröhlichen Blick des lebendigen Auges und durch den kurzen grünen Jagdrock, den er trug, noch erhöht wurde. Es war der Freiherr Joseph von Eichendorff, derselbe, dessen vortrefflicher Taugenichts uns in den letzten Ferien so viel Vergnügen machte. Später stellte Hitzig mich ihm noch besonders vor, und er kam mir ganz nach seiner liebenswürdigen Weise mit der größten Freundlichkeit entgegen.“

Unter den jüngeren Freunden, die dem Eichendorffschen Kreise angehörten, besaß vornehmlich Adolf Schöll, später Hofrat in Weimar, als Goethe-Forscher und -Kritiker hochverdient, des Dichters Liebe und volles Vertrauen. Er, der während eines langjährigen freundschaftlichen Umgangs mit ihm tief in sein Wesen und Walten geschaut hatte, widmete ihm in den „Wiener Jahrbüchern der Literatur für das Jahr 1836“ eine warme, umfassende Beurteilung, das Geistvollste, das zu Lebzeiten Eichendorffs über seine literarische Bedeutung geschrieben wurde.

Die ausführlichen ästhetischen Würdigungen, die unsere Biographie zitiert, sind jener entnommen.

Wenn wir der Berliner Freunde des Dichters gedenken, dürfen wir eines Mannes nicht vergessen, der seinen poetischen Bestrebungen zwar ferne, um so näher aber

seinem Herzen stand — Nikolaus Fischer, bis 1837 Propst an der St. Hedwigskirche zu Berlin, später in seltener Anspruchslosigkeit die bescheidene Stellung eines Stadtpfarrers zu Frankenstein in Schlesien sich wählend, wo er 1858 starb. Im Außern, um mit den Worten seines Nekrologs zu reden, eine Franz-Xaverius-Gestalt voll Würde und Demut, voll denkenden und ernststen Ausdrucks, war er ein Mann des inkarniertesten Pflichtgefühls, von der geordnetsten und zugleich von so hingebender und aufopfernder Tätigkeit, daß man sich oft versucht fühlen konnte, den unermüdeten Drang dieses geistigen, von brennender Christusliebe durchglühten Lebens ihm liebend zum Vorwurf zu machen. Eichendorff verdankte diesem Mann Stunden der reichsten Erbauung. Auch Luise Hensel, die fromme Dichterin der zuerst durch Diepenbrocks „Geistlichen Blumenstrauch“ bekannt gewordenen herzlichen Lieder, war damals eine liebe Freundin des Hauses.

Eichendorff hat Berlin während seines dreizehnjährigen Aufenthalts daselbst, einige Ausflüge in die Heimat abgerechnet, nicht verlassen, und nur im Sommer 1838 unternahm er eine größere Reise durch das südliche Deutschland, wobei er in Wien, Salzburg und München einige Zeit verweilte. In der österreichischen Kaiserstadt feierte er das langersehnte Wiedersehen mit seinem Bruder Wilhelm, der zu diesem Zweck von Trient herübergekommen war, und hatte auch mehrere Unterredungen mit dem Fürsten Metternich, die sich meist mit den damals in den Vordergrund getretenen kirchlichen Verhältnissen und der Stellungnahme Preußens zu diesen Angelegenheiten beschäftigten.

München überraschte ihn durch seine reichen Kunstschätze ungemein, außerdem fand er hier einen Kreis alter und neuer Freunde, der ihm den Aufenthalt besonders angenehm machte. Durch Joseph von Görres, der soeben im „Athanasius“ von neuem seine gewaltige Stimme

erhoben hatte, wurde Eichendorff mit dem Minister von Abel bekannt. Auch andere bedeutende Persönlichkeiten erwiesen ihm Aufmerksamkeiten jeder Art. Vor allem aber war es Klemens Brentano, der nicht ermüdete, dem alten Freunde die Sehenswürdigkeiten Münchens zu weisen und als täglicher Gefährte ihn überall in Stadt und Umgebung zu begleiten. Brentano hatte gerade sein liebliches Märchen „Godel, Hinkel und Gakeleia“ in Druck erscheinen lassen, das Eichendorff mit vieler Teilnahme, auch in der Öffentlichkeit als Mitarbeiter der „Historisch-politischen Blätter“ begrüßte.

Um jene Zeit erfreute unsern Dichter durch einen längeren Besuch in Berlin auch Schön, mit dem er so lange nur brieflich verkehrt hatte, „um wieder einmal in guter alter Art alles mündlich durchsprechen zu können“. 1835 hatte der Minister sich ihm in einem launigen Brief selbst geschildert, der nach den Klagen über das nahende Alter und über die gedankenlose Gegenwart mit den Worten schließt: „Noch ist zwar volles Leben im Geiste und ebenso Bereitwilligkeit zum Sturmlaufen da, aber die Freude am Sturmlaufen nimmt ab, der Gedanke, die Idee müssen mit Bewußtsein und Entschluß stärken, statt daß sich früher alles von selbst ergab. — Nun haben Sie mich, wie ich heute bin, und nun schicken Sie mir Ihr Bild. In den Grundtönen bleiben wir einig, solange wir leben.“

An allem, was um ihn vorging, nahm Eichendorff den lebendigsten Anteil und beteiligte sich überall da, wo es ein edles, strebenswertes Ziel galt, gern auch öffentlich und durch die Tat. Die politischen Fragen, namentlich Deutschlands und Preußens, beschäftigten ihn unausgesetzt, und mit welchem Ernste und mit welcher Aufmerksamkeit er ihrer Entwicklung folgte, beweist eine Reihe politischer Abhandlungen und Aufsätze über „Die konstitutionelle Preßgesetzgebung in Deutschland“, „Allgemeine Grundsätze zum Entwurf eines Preßgesetzes“,

„Entwurf eines Gesetzes über die Presse und ihre Erzeugnisse“, „Über Verfassungsfragen“, „Preußen und die Konstitutionen“, „Über die kirchlichen Wirren“ usw.

„Das Pöbelregiment ist dumm,“ schrieb er einst an Schön, „das Säbelregiment noch dümmer.“ Nicht die neuen Anschauungen an und für sich waren es, die Eichendorff widerstrebten, sondern in weit höherem Maße die niedrige, eigensüchtige Gesinnung der Führer und die blöde Denksfaulheit und das rohe Gebaren der Verführten.

Neben manchem nunmehr Veralteten enthalten die politischen Schriften eine Fülle geistreicher und wahrer Gedanken von bleibendem Wert. So zweifellos es ist, daß er als katholischer deutscher Edelmann Zuneigung für das alte Österreich hatte, so sicher ist es auch, daß er zeitlebens ein guter Preuße war.

Für das konservative Königreich des Nordens trat er jederzeit in Wort und Tat ein. Den süddeutschen liberalen Vorwürfen, daß Preußen sich seiner Aufgabe, Deutschland in Politik, Verwaltung und Wohlfahrtspflege zeitgemäß zu entwickeln, entziehe, widersprach er voll Nachdruck. Man wisse im Süden einfach gar nicht, was Preußen alles — insbesondere seit der Stein-Hardenbergischen Gesetzgebung — in freiheitlichem Sinne getan habe. Was die Garantien anbelange, so könne eine Verfassung nicht künstlich von heute zu morgen „gemacht“ werden, sie müsse in der Geschichte der Nation wie ein Baum organisch emporwachsen. Eine Garantie sei auch der Geist des preußischen Beamtentums, die beste Sicherheit aber gewähre das geschichtliche Ineinanderleben von König und Volk zu einem untrennbaren nationalen Ganzen.

Aus allen politischen Äußerungen Eichendorffs erkennt man ohne weiteres, daß er, unbeschadet seiner streng konservativen Grundrichtung, doch nie den Standpunkt eines befangenen, starren Parteimannes einnahm, sondern freimütig und vorurteilslos der Wahrheit und dem Recht

überall die Ehre gab, gleichviel ob er sie bei Freund oder Feind zu finden glaubte. Was er wie überhaupt im Leben, so auch in politischen Dingen am meisten haßte, war Gesinnungslosigkeit und folgewidrige Halbheit, die, um es mit keiner Partei zu verderben, nie zum Ziel und Entschluß kommen läßt; sie hat er auch in seinen Zeitgedichten oft genug gegeißelt, obwohl er mit einzelnen hervorragenden Trägern gerade des unklaren Liberalismus persönlich befreundet war.

Als in den Zeitgenossen der schöne Gedanke erwachte, das Meisterwerk deutscher Baukunst, den Kölner Dom, als Zeichen deutscher Einheit durch gemeinsames Zusammenwirken aller Volksstämme der Vollendung entgegenzuführen, nahm sich auch Eichendorff dieser Sache sofort voll reger Wärme an. Nicht nur, daß er als Ministerialkommissar die auf den Kölner Dombau bezüglichen Verhandlungen in eigener Person und mit dem glücklichsten Erfolg leitete, suchte er selbst außeramtlich den Fortgang des Unternehmens in aller Weise zu fördern. 1841 half er den Berliner Verein für den Kölner Dombau mitbegründen als Vorbild vieler anderer Vereinigungen solcher Art; das Protektorat übte der König aus, zu den Vorstandsmitgliedern gehörte neben Eichendorff auch Cornelius und Rauch.

Der Dichter beabsichtigte damals zum Besten des Baufonds ein durch Zeichnungen namhafter Künstler illustriertes Album mit poetischen Beiträgen bekannter lebender Dichter Deutschlands herauszugeben. Die Einleitungen dazu waren bereits getroffen, er selbst hatte schon mehrere Beiträge entworfen, die Ausführung unterblieb jedoch im Drange anderweitiger Geschäfte.

Reich an poetischem Schaffen waren die Jahre, die Eichendorff in Preußens Hauptstadt verlebte. Das Jahr 1833 brachte zunächst die Novelle: „Viel Lärmen um nichts“ (Berlin, Vereinsbuchhandlung). „In den Trauerspielen waren es wirkliche Ideen, historische Mächte, die

in der Aufhebung ihres wirklichen Gegentheils sich offenbaren. In der tragischen Anlage von ‚Ahnung und Gegenwart‘ ist es die Erinnerung solcher Ideen, die selbst wieder als eine Macht des Lebens erscheint. Wie sich diese Macht an der Oberfläche des Lebens zerschlägt, zeigt der ‚Philisterkrieg‘. Wie die Idee als flüssige Poesie in sich befriedigt ist, entwickelte der ‚Taugenichts‘; wie sie in ihrer Erstarrung ganz unbefriedigt nach Leben dürstet, ‚Das Marmorbild‘. ‚Viel Lärmen um nichts‘ stellt nun wieder beide, die Welt der Poesie und die wirkliche, im Gedicht selbst nebeneinander dar. Da nun in der That beide zusammen die wahre Wirklichkeit ausmachen, immer aber so, daß eine die andere auflöst, während sie hier in der Dichtung koexistierend gefaßt sind, so mußte das Ganze die Form des Märchens annehmen, aber eines Märchens, das in seinen beiden entgegengesetzten Welten beidemale einerseits ganz als Märchen, anderseits ganz als Wirklichkeit erscheint. Jede Sphäre, die ideale und die wirkliche, behauptet sich nur so, wie sie die andere zum Märchen macht; und weil die Märchennovelle dies beisammen erhält, die jedesmal aufgehobene Sphäre also doch zugleich immer als wirkliche angeschaut wird, mußte ihre Form den Charakter des Romischen annehmen. — Herr Publikum und sein Hofstaat sind märchenhafte Leute; aber alles, Zug für Zug, was von ihnen erzählt wird, läßt sich in der Literaturgeschichte und Wirklichkeit nachweisen. Aurora und ihre Verwandten auf dem Waldschlosse erscheinen und handeln als lebendige Personen; aber es ist nur das Reich der Phantasie, in dem sie lebendig sind. — Herr Publikum erscheint als Besitzer der wirklichen Poesie; nicht anders ist sie auch wirklich als in den Novellen, Taschenbüchern, Zeitblättern, die er hat; allein zufolge den Aufklärungen im Walde erhalten eben diese Besitztümer nicht wirklich Poesie, gelten aus Irrtum; und die Aurora, die ihm lächelt, ist nur das Kammermädchen. Sein wirklicher Besitz wird also zur Einbildung, zum Märchen. Aber

dieses Märchen bleibt wirklich, wie wir täglich sehen. Die Waldgenossen hinwieder vereiteln in Wahrheit den Plan des Novellisten, sie entführen die wirkliche Aurora. Bei ihnen lebt die Poesie; aber in der Wirklichkeit, in Publikums Reich wird das eine nicht gemerkt, das andere geleugnet. Diese wirkliche Poesie ist also nicht in der Wirklichkeit, wird zum Märchen. Aber gerade dies, daß die Poesie Märchen ist, ist ihre Wirklichkeit; und diese bleibt also Einbildung, bleibt Märchen. So ist es das bare Wirkliche, dennoch als bloß Ideales, und die reine Poesie, dennoch als wirkliche, die beide vom heitern Spiel der Dichtung auf jeder Zeile ineinander geführt werden, und in diesem Zusammenspiel ist jeder Humor Wehmut, jede Wehmut Humor. Wir gehen immer auf fingiertem Boden, wissen aber gar gut, daß alles wahr ist; wir sehen die Schönheit in ihrem Morgenkleide, fühlen aber gar wohl, daß es ein Abendtraum ist. — Um so viel geistreicher eine solche Konzeption ist, als es die Nachahmung bloß wirklicher Zufälle sein kann, um so viel blühender und leichter ist Form und Ausführung dieser Novelle. Licht und Schatten, mitten im Schweben der Bilder, sind von ungewöhnlicher Kraft, an einzelnen Stellen wahrhaft bezaubernd. Und es sind Dissonanzen echter Rührung, deren Auflösung den komischen Ton bildet.“

Die Entstehungsgeschichte führt auf den Sommer 1831 zurück, in dem der Dichter das stillfriedliche Königsberg mit dem lebhaft betriebsamen Berlin vertauschte. Das Publikum des jüdischen Spötters Saphir besaß in dem Sonntagsverein einen Antipoden der klassisch-romantischen Mittwochs-Gesellschaft. Eichendorffs Landsmann Holtei, Schauspieler und Dichter am Königstädtischen Theater, galt den modernen Erben der Nicolaischen Aufklärung als besonders beliebte Zielscheibe ihrer Feindschaft und ihres Spottes. Er ist wohl der Leontin der Novelle, während Faber auf einen andern in Berlin wirkenden Schlesier hinweist, den Redakteur Karl Schall, in dessen „Deutschen

Blättern“ mehrere Jahre vorher ein Kapitel des „Taugenichts“ erschienen ist. Dabei werden Beziehungen aus „Ahnung und Gegenwart“ wieder aufgenommen. Die falsche Aurora des Herrn Publikum, die Zeitpoesie, zum Unterschied von der echten, der Ewigkeitspoesie, hat ihren Namen von den verschiedenen „Auroren“ und „Morgenröten“, beliebten Taschenbüchern der eleganten Welt, die um 1830 alljährlich den Büchermarkt überschwemmen. Zahlreich sind die witzigen Anspielungen auf zeitgenössische Literaten und zeitgenössische Literatur. Die Romantik zur Pseudoromantik entartet, die alte idealistische Poesie von der realistischen der Jungdeutschen abgelöst, Eichendorffs adelige Standesgenossen, damals entweder im bürgerlichen Zylinder und Frack oder mit ritterlichen Don-Quichotterien kokettierend, das poetische und politische Leben zur Zeit der Julirevolution erfahren glänzende Schlaglichter. Demgegenüber verkörpert Willibald mit seinem Spruch: „Die Jugend ist die Poesie des Lebens“ das Idealbild des wahren Dichters, eigene Erlebnisse Eichendorffs sowie die Erinnerung an Wilhelm widerspiegelnd. Willibald und Aurora ziehen am Schluß nach Italien, auf den Spuren des „Taugenichts“ und bereiten damit zugleich die Szene vor, auf der Eichendorffs nächstes großes Werk „Dichter und ihre Gesellen“ spielt. Einstweilen ließ er dem heitern Maskenspiel jener satirischen Novelle voll romantischer Ironie 1833 ein dreiaktiges Lustspiel folgen: „Die Freier“ (Stuttgart, bei Brodhag).

„Nicht phantastisch wie der ‚Philisterkrieg‘ und nicht grotesk wie der ‚Meierbeth‘ legt dieses Lustspiel seine Komik in die kollidierenden Charaktere und entwickelt sie in der munteren Verwicklung der Situation, deren Einverständnis zum Mißverständnis und dieses zum verständigen Ende wird. Daß ein vorher bestimmter, aber auf seine Freiheit bedachter Freier seiner künftigen, auf die ihrige bedachten Gebieterin in Verkleidung naht, obwohl unterrichtet und gegenverkleidet, einen Dritten für

den Angemeldeten hält, und so beide, täuschend und getäuscht, doch für einander entbrennen — dies oder ähnliches ist schon ein alter Lustspielplan, der ebenso oft noch künftig wird erneuert werden. Auch die andern in den „Freiern“ sich kreuzenden Verwechslungen, falsche Stell-dich-eins, und daß zwei Entführer statt der einen, die sie beide meinen, sich gegenseitig entführen — sind keine ungewöhnlichen Motive, die aber, gut behandelt, immer wirken. Das Eigentümliche dagegen an unserm Lustspiele ist der poetische Doppelwitz, der, als idealisierende Selbstparodie des Gemeinen und heimliches allmähliches Ernstwerden des Poetischen, gleichsehr die Fäden der Handlung, die Züge der Personen und die Spiele der Sprache durchdringt. Der Ton des Ganzen hat etwas vom Erwachen im Sommer, possierliche Träume und das einziehende Vorgefühl eines blühenden Tages; die Träume, immer abenteuerlicher verzogen, schwirren ab, und die Brust, warm aufatmend, erwacht zum schönsten Morgen. Fein und keck durchgespielt, aber nicht im gewöhnlichen Stil, wo selbst die besseren Schauspieler sich gebärden wie Sprachmeister, müßte das Stück von der angenehmsten Wirkung sein. Gelesen indes, gewinnen für solche wenigstens, die den Dichter schon kennen, einzelne Anklänge einen weiteren Reiz; wie eine an sich freundliche Talgegend dem noch mehr sagt, der mit dem ganzen Gebirge vertraut ist. Ein Mythos oder nennen wir's Romanze von der Schönheit, von den Verheißungen der jungen unverkauften Seele liegt in eigener Gestalt allen Dichtungen Eichendorffs zugrunde: Wem er in den größeren durchsichtig geworden ist, der erkennt ihn denn auch in den einzelnen Zügen der kleineren wieder, und was dem Neuling bloß angenehme Probe, vielleicht sogar fremder Ton ist, wird dem Bekannten Erinnerung an eine ideelle Heimat.“

Otto Demuth ist dem romantischen Lustspiel in seinen Beziehungen zur dichterischen Entwicklung Eichendorffs

nachgegangen und hat dabei neues Licht auf die bedeutungsvolle Wiener Zeit geworfen. Demnach veranlaßt die Bekanntschaft mit den Kunstlehren August Wilhelm und Friedrich Schlegels den Abbruch des Einflusses von Tieck und Loeben. Eichendorff übernahm von den Brüdern Schlegel auch die Verehrung Shakespeares, wie der Brite von diesem aufgefaßt wurde: „Durch Rückkehr und Vergangenheit vorwärts“, nicht bloß die Shakespearesche Ironie, wie sie Tieck verstand. Vor allem „Was Ihr wollt“ wirkte auf die bald nach „Ahnung und Gegenwart“ und von dem Roman sichtlich beeinflusste Komödie „Wider Willen“ mächtig ein, aus der sich später das Stück „Die Freier“ entwickelte. Hatte Eichendorff dort noch an dem Widerspruch zwischen neuerworbener und altgewohnter Kunstauffassung gelitten, unromantische Elemente mit romantischen verknüpft, so erwies er sich hier bereits als Meister der Technik. „Gleich auf den ersten Blick fesselt die Symmetrie der szenischen Anordnung.“ Dabei erscheint das Verhältnis unmittelbarer Anlehnung an Shakespeare mehr und mehr durch ein Verhältnis künstlerischer Analogie ersetzt.

Kommt das Lustspiel einerseits von „Ahnung und Gegenwart“, so mündet es anderseits in der Novelle „Die Entführung“. Auch die Erzählung „Dichter und ihre Gesellen“ trägt manche gemeinsamen Züge. Der Zusammenhang der glänzenden Komödie mit dem übrigen Schaffen Eichendorffs erhellt unwiderleglich; sie bildet einen wichtigen Bestandteil seines Lebenswerkes und Programms. „Die Komödie soll mit der übrigen Dichtung die ewige Natur abspiegeln.“ Die geheimsten und tiefsten Kunstgedanken der Wiener Ästhetiker Schlegel führt Eichendorff aus. 1834 schreibt er: „Ist erst im Buch das Publikum an die ursprüngliche Schönheit gewöhnt, so wird es auch die Bühne zwingen, sich zu akkommodieren.“ Das entspricht den Ausführungen August Wilhelm Schlegels vollkommen. Die romantische Komödie

in der Art Platens hat neben der Eichendorffs keinen rechten Platz und bricht in sich selbst zusammen. So kann unser Dichter, richtig verstanden, der Vorläufer und Bahnbrecher eines neuen deutschen Lustspiels werden.

Wolfgang Menzel, der überhaupt den Dramen Eichendorffs vor seinen übrigen Dichtungen entschieden den Vorzug gibt, steht nicht an, von „Den Freiern“ zu erklären, daß die geniale Auffassung der Charaktere an Shakespeares beste Lustspiele mahne und an Feinheit diese Komödie den besten spanischen Stücken gleichkomme. Der Theaterleiter Immermann wieder sagte von „Den Freiern“, sie seien „voll vortrefflicher Späße und Wortspiele, nur zu shakespeareisierend“.

Die Uraufführung erfolgte am 2. Dezember 1849 im Theater der Ressource zu Graudenz. Am 3. Januar 1908 wurde das Lustspiel im städtischen Vorzing-Theater zu Münster neuerdings gegeben. Der Erfolg war so befriedigend, daß der Versuch in Bonn Nachahmung fand. Zu einem Rassenstück wurden „Die Freier“ allerdings erst 1923, in mehreren Bearbeitungen in verschiedenen Städten wie Frankfurt am Main, München, Hamburg, Berlin u. a. unter jubelndem Beifall mehr als hundertmal aufgeführt.

Unmittelbar nach „Den Freiern“ unternahm es Eichendorff, Dichter und Dichtung selbst zum Gegenstand einer großen Erzählung zu machen; so entstand die romanartige Novelle „Dichter und ihre Gesellen“ (1834 Berlin, bei Duncker und Humblot). Sie hat keinen im engeren Sinn geschichtlichen Inhalt, obgleich sie manche besondere Zeitelemente aus lehtvergangenen Jahrzehnten berührt, sondern sie bewegt sich im Kreise freier Erfindung, der jedoch, wie jeder echten Dichtung, die Beziehungen auf allgemeine und uns nähere Erscheinungen der Wirklichkeit nicht fehlen. Von didaktischen Dialogen oder historisch-kritischer Demonstration ist sie frei; was davon ihr zugrunde liegt, erschöpft sich in Handlung und Anschauung. Sie hat auch

for the Capital.

Stumpfste von seit dem jüngsten Morgen. Auch der Berg
gewissen z. auf Late von Befugnis in dem Gasstange mit.
Kleinen Gebirgszirkel von der Straße die er wegen gesch.
zusammen gedrückt. Messen andere Stufen auf fünfzigste,
welche je zu unterschieden sind von der angelegten bühnen
die Gasstange zu die Mithrasstapel. Mithras stufen
dem Gasstange ist Gasstapel n. der Hüllungsstapel und

Eichendorff's Handschrift.

Auß dem Roman „Dichter und ihre Gefellen“.

nicht den Zweck, über das Werden des Dichters oder über seine Stellung zu Mit- und Nachwelt zu belehren, sondern sie läßt uns verschiedene dichterische Naturen, Charaktere, die von eigener Poesie oder von der Phantasie der Zeit bewegt sind, in den Auftritten ihres Lebens sehen und verfolgen. Nicht theoretische Verhältnisse bilden das Thema, sondern Kollisionen des Poetischen und Ideellen im Menschen mit seiner Individualität, mit den Bedingungen der Wirklichkeit. Die Poesie, welche hier den Mittelpunkt verschiedener Erfahrungen darstellt, ist nicht die Dichtkunst, es ist jene höhere Phantasie, in welcher der Dichter nur schwebt wie andere Menschen auch, und die den einen zum Dichter und Künstler entwickelt, im andern als Adel, Anmut, Gesinnung oder auch entnervend, verwirrend als Lüge und Sünde erscheint.

„Es ist mehr Roman als Novelle, ein ebenso erklärungsreiches als anmutig geschriebenes Buch. Das Thema ist dasselbe wie in ‚Ahnung und Gegenwart‘, aber in einer weitem Umfassung und harmonisch weicheen Ausführung. Wenn dort mehr die Geister geschichtlicher Ideen den Hintergrund bilden und die tatkräftige Begeisterung es ist, deren Widerspruch und Verkehrung in der Wirklichkeit sich in Enthüllung himmlischen Friedens löst: so fehlt auch hier das praktische Moment zwar nicht, aber es verschmilzt sich mit weiteren Kreisen; die historischen Züge erscheinen bloß als Motive in besonderen Sphären und sind im Verhältnis zum Ganzen bloße Beziehungen, die mit verwandten Gegensätzen und Übergängen der Idee in Wechselbeleuchtung stehen. Wie die Widersprüche der Vaterlandsliebe und des Weltbürgertums, so sind es auch die der individuellen Liebe als befreiender und bindender, der Poesie als Genialität und Lebensaufgabe, der Kunst als Erhebung und Verführung, die hier spielen. Es sind die Gegensätze der Begeisterung in den verschiedensten Gestalten: von Unschuld, Natur, Leichtsinn bis zum Heroismus Abenteuerung, Phantastik; in den mannigfaltigsten Ab-

stufungen: von kindlicher Hoffnung bis zur Sünde; vom edelsten Glauben und Mut bis zum lächerlichen Wahnwitz, zur traurigen Betörung, zum unentwirrbaren Spiele mit sich selbst —: in allen diesen Gestalten und Abschattungen sind es die Gegensätze der handelnden und schöpfenden, leidenden und sich auflösenden Begeisterung, deren Töne und Widerscheine das Ganze bilden. Aber dieser Reichtum von Erklärung ist auf die klarsten, einfachsten Gemälde reduziert. Alles zwar hat die wirkliche Wahrheit in sich, alles ist anschauungsvolles Bild, nichts aber ist da von der armsdicken Wirklichkeit, durch deren pastose Trübe die jetzt gewöhnlichen Romane breit und ideenlos werden. Durch einen feinen, echt poetischen Sinn in der Zusammenstellung und Folge der Abwechslung und Wiederkehr von Motiven und Stimmungen ergibt es sich, daß immer wenige Striche schon ausreichen zur Charakteristik der einzelnen Personen, wenige Töne zur Bestimmung der unterscheidenden Situation, und bei dem größten Scheine von Unbefangenheit immer die Beziehungen, die zusammenführende Bedeutung mehrseitig und rein zugleich gefühlt werden. Allerdings fordert der Dichter — und welcher nicht, der diesen Namen verdient? — Geist vom Leser und mitgehende Phantasie. Aber wie leicht geht sich's mit auf diesem stets bildsamen und bewegten Grunde! Und wer mitgeht, in welche Mannigfaltigkeit, welche leicht geschlossene und tief geöffnete Fülle von Gedanken, Verwandtschaften, Naturspiegelungen blickt er hinein! Und für alles das, was hier ausgeführt, entwickelt, angedeutet wird, wie es zusammen sich abtont und beleuchtet, nach Begriff und Verhältnis auszusprechen, würden mehr Blätter erfordert werden, als das kleine Buch, in dem die Dichtung sich ausbreitet, selber zählt. Und eine Darlegung des allseitigen Zusammenhangs, der ihre Bilder und Züge in der Einheit der Idee vereinigt, würde viel weitläufiger und doch viel weniger durchsichtig sein, als wie er sich so schon im Sinne der Anschauungen und Schmelz der Szenen

aufklärt. Und doch ist bei aller Vielbeziehung so viel Offenheit im Buch, Luft auf den Bildern, die Stimmung bis in die Schatten licht und hell. Es ist ein Stil gleich dem der echten Historienmalerei, wodurch dies erreicht wird. Zuerst ist es die Bereitung tiefer Gründe, die Raumausfüllung ohne Beengung, was der klaren Wirksamkeit dient. Da ist durchs Ganze eine gleichartig erfüllte Naturanschauung, die aber wieder durch offene Übergänge sich in besondere teilt, die einen engeren Umfang und dauernden Ton für bestimmte Stufen von Gestalten, von Gruppen und Szenen bilden. War es erst ein tiefes, reichüberwipfeltes Tal, das in seinem Schoße traulich beschränktes Glück, ruhevollte Betrachtung, mit dem Bangen der Einsamkeit und dem Lockruf der Sehnsucht umfing, so ist es dann eine hinstreifende, echoreiche Waldkette, die sich öffnet und fortzieht für unbestimmte Wanderung, kurze Einkehr, lustige Vorspiele der Hoffnung. Darauf werden die Höhen des Gebirges um ein fürstliches Lustschloß her eine Zeitlang der Tummelplatz gedrängter bunter Bewegung: der Park schimmert von feinen listigen Festen des Hofes, Schwänken des Gesindes, die Waldhänge von einzelnen Schwärmern; die dunkeln Forsten rings, die Felsen darüber mit ihren Gipfeln, woran die Wetter sich brechen, ihren Pfaden und Abgründen sind Zeugen begehrllicher Irrung, kühner Abenteuer, schöner und tragischer Wildheit. Nachdem hier die Jagd vertost ist und die einsamen Gebirge ihre alte Ruhe wieder gefunden haben, sind es nun südliche Täler, die Wunderblicke Italiens und seine zauberischen Trümmer, wo Sterne der Liebe auf- und untergehen, Sehnsucht sich erkennt und verliert, Genuß und selbst die Nüchternheit sich eigen berauschen. Hoch schon steht der Tag, der die Kinder der Dichtung führt: da gehen die Wege wieder nordwärts nach den Gegenden des Anfangs zurück. Nun erscheint die Stadt mit ihrem andern Leben, wo so vieles sich verhärtet, sich verdunkelt, verflittert, wo außen Ge-

schäftigkeit, Reichtum, Pracht, innen manche Schuld, Krankheit, Sünde sich rührt. Die Landschaft sehen wir auch jetzt von anderer Seite: sie ist ein Grund der Arbeit, Besitzordnung, Sorgen. Die Straßen, die früher mehr zum Lustpilgern gemacht schienen, sind nun die Wege der Absicht, des Suchens, der Flucht. Wir suchen mit, wir erfahren, was Heimkehr heißt, die den einen erschreckt, dem andern versagt bleibt, mit andern uns rührend zurückführt in jenes stille, reichumblühte Tal des Ausgangs. Hinter ihm aber steigt schon der letzte Grund der Dichtung empor, wieder ein freier, ein hocheinsamer Gebirgskamm mit einer Waldklause, nahe den Trümmern eines Felsenklosters. Hier wird Nacht und Morgen gefeiert und unter dem offenen Himmel von den Zinnen des Lebens hinuntergeblückt ins weite Land. — So baut schon in den Räumen und Umgrenzungen ihrer Bilder die Dichtung einen gleichen zusammenhängenden und doch sinnwechselnden Gedankenschuß, auf dem die Atemzüge der Ruhe wie die Regung und die Stürme der Leidenschaft, der Schwung des Strebenden, der Wandel des Spielenden, die Schritte des Müden ihren Boden und ihre Anklänge finden, der einstimmend und gegenstimmend wie ein Chor sie umgibt, und der sich mitgipfelt, wo die Dichtung zu ihrer Höhe sich erhebt. Ein weiteres Phantasiemittel, nicht minder dem Stil historischer Malerei verwandt, ist das anschauliche Durchwalten der Hauptmotive durch alle Szenen und Situationen. Pilgerung, vermeintlich über die Erde, und doch eigentlich nach einem andern Ziel, ist das Grundmotiv des Ganzen. So ist es denn auch wieder szenenweise irgendeine Form oder Verkleidung des Pilgerns und Wallens, die als allgemeinere Bewegung die verschiedenen Richtungen der einzelnen umfaßt oder berührt. Da ist Besuch, heitere Rast und Scheiden, dann Streifzug, Lustfahrt, Jagd, dann Reise, Abenteuer, Verspätung, dann Rückweg, Anlangen am Ziel, immer von mehreren, immer auf mehrfache Weise. Aber niemals tritt eines der Motive

bloß für sich heraus, immer deutet es auf ein anderes nahes und fernes, jedes spielt auf die Reise mit an, und alle lassen ein inneres Durchscheinen, in welchem auch die übrigen ihnen verwandten, auch die ihnen entgegengesetzten schweben. Die gleiche Durchstimmung herrscht in den Charakteren. Sie sind nicht für sich ausmodelliert, denn sie sollen keine Porträts sein; auch ist nicht jeder, der zur Gruppe gehört, vom Kopf bis an die Beinen sichtbar; aber für das Ganze ist jeder ganz da und durch dasselbe ganz verständlich. In ihrer Zeichnung selbst wird es ungezwungen klar, wie einer des andern Ahnung oder Verzauberung, Verwandter oder Widerspiel sei. So werden die Schuldigen durch die Beleuchtung von den Unschuldigen entschuldigt, die Ernsthaften parodiert von den Lächerlichen, und die Toren geben Zeugnis für die Edlen, alle aber für einen Beruf, den keiner umhin kann, wie entfremdet er ihm auch scheine. — Um endlich noch eines zu nennen, worin der Stil unserer Dichtung dem Malerisch-großen gleicht, so ist dies die Konzentrierung der Kraft in eine Mitte, eine Hauptgestalt und Erscheinung. Alle die Beziehungen, die sich in den andern einseitiger und leichter anrunden oder zerstreuen, fassen sich in Viktors Geist, Handlung und Schicksal am mächtigsten zusammen. Darum ist er in den Vorspielen der Dichtung nur der unerkannt — sich aber bewußt — Mitspielende, in ihrem Scheitelpunkte der Höchste in Tat, Glück und Unglück, tritt dann in ihrer weitern Verbreitung nicht selbst, nur in Erinnerungen und Anspielungen auf und erscheint erst am Schluß, um wieder in verwandelter Erhebung auf dem Gipfel der Dichtung gesehen zu werden. Wie in der Landschaft der Novelle jenes Jagdgebirge der höchste Punkt des ersten Theiles, wie eben dort die Bewegung die schwunghafteste und eben dies die Stelle ist, an welcher wir den Mythos des ganzen Gedichts: die Geschichte von der wilden Spanierin hören, so ist auf diesem Höhenpunkt Viktor die oberste Gestalt, in dieser Bewegung er der Be-

wußteste und Entschlossenste, und seine That bringt diesen Mythos zu Ende. Im folgenden dann spielen nur verschiedene auf verschiedenen Wegen den Inhalt dieses Mythos in ihrer Weise und als ihre Lebenserfahrung durch; und es ist vortrefflich, wie in dieser Zerstreungssphäre des Gedichts durch das Scheinbild auf der Reise, durch den schattenhaft vorübergeführten Lord, den stürzenden Torenhelden Albert und durch die Parodie des Heldengedichtes in Grundlings Erzählung eben jener Mythos in seiner Vergangenheit gegenwärtig erhalten wird. Endlich als jene Wege der einzelnen ihren Extremen sich nähern und die Dichtung zur Verwandlung ihres Anfangs zurückgeht, ist es wieder ein Meistergedanke, daß Viktor dieselbe Mythe, die das wirkliche Bild seines herrlichen Jugendkampfes und dann sein Unglück war, nun als leeres Ideal wiedersehen, als von ihm selbst einst gedichtetes Schauspiel zu eitler Lustbarkeit aufführen sehen und noch außerhalb der Bühne in lügender Maske wieder erblicken muß. Und indem sofort die goldenen und die dunkeln Fäden der Geschichte rasch sich kreuzen und lösen, wird auf der Spitze, wo sie die Hauptbilder der Erfüllung versammelt, Viktor vollendet als der erkannt, in welchem der untergegangene Mythos Wahrheit und Aufgang geworden ist. — Die poetische Fülle dieses Schlusses ist in ihrer Großartigkeit noch durchsichtiger als das ihr verwandte Ende von ‚Ahnung und Gegenwart‘. Die einfach tiefe Wirkung dieser erhöhten Schlußversammlung, in der sich Tod und Auferstehung und Lebensverbindung und Auflösung des Lebens sichtbar unterscheiden und vereinigen, läßt sich durch keine andere Bezeichnung als die Anschauung im Gedichte selbst genügend andeuten. Auf einem und demselben Gipfel wird der Müde begraben, der, Leben und Poesie immer tiefer eins über dem andern verlierend, sich verzehrte, werden die Glücklichen vermählt, die treu dem Glauben selbst die Irrwege des Lebens in himmlische Bestimmung verwandelt, sich ineinander und so auf Erden die Heimat

finden, erscheint als Gast der Spielmann, der, weil er ganz Dichter und nur dieses ist, jenes und dies verstehend, gleichwohl ohne Heimat nur immer zwischen Himmel und Erde wandernd, suchen muß, wo der ewige Frühling sei — und auf demselben Gipfel in der Mitte aller steht der Vollendete, der Grab und Hochzeit weihend, Leben und Gesang heiligend, sich und alles Irdische dem Himmel opfert. — Sinn und Erscheinung sind hier ganz vereinigt, und dennoch scheiden sie zugleich sich aufs klarste; denn auch für sich wieder, hier, wie durch das ganze Buch, erscheint der Sinn in unvergleichlichen Liedern wie in geöffneten Augen der beseelten Anschauung; und auch für sich sind die Erscheinungen sinnvoll, weil sie persönliche Gestalten und ihre Schicksale nur die Erklärungen ihrer Seele sind.

Die Sprache der Dichtung nicht minder, welche durchhin so einfach als reich, so verständig als blühend und reizbar ist, atmet in diesem Schlusse von der tiefsten Fülle und bricht sich mit geisterhafter Leichtigkeit. Hoch und leicht hin, wie nun alles geschichtet ist, und die einen da, die andern dorthin von den Gipfeln hinabziehen, schwebt über allen der letzte Klang:

„Wir ziehen treulich auf die Nacht,
Wie bald kommt nicht die ew'ge Nacht
Und löschet aus der Länder Pracht,
Du schöne Welt, nimm dich in acht!“

Wieder sind es zahlreiche Jugenderlebnisse aus der Zeit bis 1812, in welchem Jahr sich nicht nur des Dichters religiöse Wiedergeburt vorbereitet, sondern auch sein nationaler Aufschwung zu williger Tathbereitschaft vollzogen hat, in den Gang der Handlung verwoben. Die Wiener Adelsgesellschaft, vor allem aber die heimatlische oberschlesische Landschaft, gibt Hintergrund, Farbe, Ton und Stimmung. Alte Sagenquellen finden Verwendung, wie ja auch sonst Volksbrauch, Aberglaube und Märchen

in Eichendorffs Schaffen eine nicht unwichtige Rolle spielen und sein inniges Verwachsensein mit der Scholle deutlich erweisen. Daneben blitzen satirische Funken auf, die das literarische und übrige Wesen der Zeit beleuchten. Der innere Zusammenhang mit „Viel Lärmen um nichts“ wird ohne weiters offenbar.

Als wertvollste, unsterblichste Schöpfung der Berliner Periode erscheint die 1837 erfolgte Sammlung der bis dahin mannigfach zerstreuten lyrischen Poesien.

Dieser Band „Gedichte“ (Berlin, bei Dunder und Humblot), um eine Reihe ungedruckter älterer und neuerer Verse vermehrt, hat seitdem in wiederholten Auflagen weiteste Verbreitung gefunden und Eichendorffs Ruhm hinausgetragen in alle Welt.

Die Sammlung, seinem Bruder Wilhelm „zur Erinnerung an gute und schlimme Tage“ gewidmet, legt recht eigentlich des Dichters ganze Persönlichkeit, seinen innern und äußern Lebensgang offen dar: „Die Jugendentwicklung seiner Poesie, sein Anteil an den sittlichen Bewegungen und an der Geschichte des Vaterlandes, die gesellige Verknüpfung mit der friedlichen Gegenwart treten aus einfachen und blühenden Gesängen zu einem Lebensbilde zusammen, welches die Zeitgeschichte im Spiegel eines gefunden und liebenswürdigen Gemütes erkennen läßt. Die Zeugnisse dieses weiteren Zusammenhanges verschlingen sich mit den Ausdrücken der engeren Lebensgeschichte, in welcher auf die sehnstüchtige Reizbarkeit der Jugend ihre genußreiche kräftige Blüte, die Feier der Liebe und Treue und die immer sich erneuernde Innigkeit folgt, die am häuslichen Herde wie am Altare der Andacht ihre Freudeblumen und ihre Totenkränze darbringt. Und durch diese wechselnden Bilder und Farben allgemeiner und individueller Erfahrung fließt als ein reiner Strom die Dichterseele selbst in ihrer Ursprünglichkeit und fühlbaren Stetigkeit hin. Eine sinnvolle Einheit mit der lebendigen Natur bildet ihren Grund, herzhafter Mut

und Güte ihre Bewegung, Befriedigung im rein Wirklichen gibt ihr den Wohllaut, und das verzichtende Hinopfern dieser Befriedigung die religiöse Tiefe. — Es sind sieben Abtheilungen, welche diese Gedichtsammlung umfaßt. Jede macht einen Zyklus in sich, und jeder Kreis setzt sich im andern fort. Derselbe Verlauf der Seelengeschichte: ihr schöpferisches Ausbrechen, ihre Scheidung, ihre Rückkehr ist die innere Ordnung, die jeden Zyklus rundet und in jedem dieselbe Welt des Dichters nur in einem andern Durchschnitt zeigt. Die Wanderlieder, indem sie in einer bunten Folge von Gestalten und Stimmungen die natürliche Symbolik des Ganzen entwickeln, gleichen den Festtagen und Stationen einer Wallfahrt, deren gedrängte Jubeltöne und Seufzer, mannigfaltige Genüsse und Bußgebete auch ein verjüngtes Bild des ganzen Lebens darstellen. Das Sängelerleben geht diesen Weg von Lust zu Besinnung und von dieser zur Offenbarung in den Gleisen eines individuellen Berufes durch. Die Lieder dieses Kranzes wiegen sich bald scherzend, bald wehmütig zwischen den Gegensätzen der poetischen und der weltlichen Bestimmung. Das Schlußgedicht verteidigt mit tyrtäischer Energie die höhere Einheit beider Bestimmungen, der poetischen und der weltlichen. In den Zeitliedern ist die letztere, in Frühling und Liebe die poetische, jede in ihrer individuellen Gestalt, was den Wert und Inhalt macht. Gleichwie im Sängelerleben die angeborene Dichterlust durch Prosa, durch spielende Zeitpoesie, durch Bedürfnis und Amt sich durchsetzt, so kämpft in den Zeitliedern das Vertrauen auf den Wert der heimischen Welt, stark durch Jugendmut und Freunde, gegen die Erniedrigung des Vaterlandes, kämpft mit Ahnung, mit Klage und Gebet gegen Gewalt und Trägheit, singt in Begleitung der Tat seine Kriegslieder und feiert bescheiden den Sieg. Dann verschönert es die Geselligkeit des Friedens. Den Schluß macht aber auch hier das Bekenntnis der höheren Bestimmung, in der die Rechte der Zeit ihr Ende finden.

Und so geht der poetische Beruf, der in Frühling und Liebe sein blühendes, klingendes Reich ausbreitet, auch am Abend mit Blüten und Farben wieder in das reine Geständnis seiner Vergänglichkeit. Es folgen die Totenopfer. Hier ist es vom Anfang und ist im eigensten Selbst, im Schmerz um das Liebste, daß diese Erfahrung gemacht wird. Es sind die natürlichsten und reinsten Gefühle, in deren Brechung die Gegenwart einer heiligen Macht bis in die zartesten Nerven des Herzens fühlbar wird. Die geistlichen Gedichte widmen sich dieser heiligen Macht. Natur und Liebe, Weltkampf und Dichtung verklären sich in dem Pfingstgeist und Ostermorgen des Glaubens. Den Beschluß machen die Romanzen. Jener Anschauungsgrund und die besonderen Bilder, welche in den Liederkränzen mehr das Innere ausmachen, das in der Entwicklung der Empfindung und Betrachtung zum Vorschein kommt, treten hier umgekehrt in Darstellung und Gestalt voraus und haben Empfindung und Betrachtung zu ihrem Innern. Wie aber die Bildung der Lieder sich von selbst einer Geschlossenheit unmittelbarer Gestalt nähert und häufig mit der Vollendung der Empfindung ganz zur bildlichen Geschichte und erfüllten Erscheinung sich rundet, so lösen hinwieder die Romanzen durch den symbolischen Geist ihrer Bildlichkeit von selbst die Grenzen dieser letzteren ins Empfinden idealer Persönlichkeit und freie Betrachtung auf. Es ist eine und dieselbe Phantasie, die im Äußerlichsten das Allgemeinste und im Gedanken selbst ein erscheinendes Angesicht findet. Die Ideen daher, welche die Harmonie in den Tönen der Wanderlieder, das Entfaltungsgesetz im Sänglerleben und die Führung bilden, wie die Zeitlieder sie spiegeln —, die Ideen, die durch Frühling und Liebe schöpferisch walten und in den Totenopfern den Schmerz, in den geistlichen Gedichten das Dasein und die Seele in sich saugen, sind auch die lebendigen Geister im Bilderspiel und den wechselnden Einkleidungen der Romanzen. Nur daß in der einzelnen Romanze Mittelpunkt

und Peripherie, Erzeugung und Auflösung noch enger und rascher zusammengehen als in den Gruppen jener zyklischen Lieder. Was hier stets dem Märchen der Romanze Wärme und Kraft gibt, ist wiederum, daß es doch im Grunde die innerste Erfahrung des Dichters ist; darum finden wir in diesen Romanzen die Momente und Symbole jener in die Phantasie aufgenommenen Lebens- und Zeitkreise in neuen und selbständigen Formen wieder. So erklären und vollenden alle Teile der Sammlung sich wechselseitig. Ein Charakter, eine Originalität erfüllt organisch das Gemüt des Lesers. Dies ist ein seltener Genuß.“ — „Gleichwie es den größeren Dichtungen Eichendorffs zustoßen kommt, daß ihre epischen Züge in einer Einfachheit und Klarheit gefaßt sind, die sich in der Entwicklung von selbst zu einem lyrischen Schwunge hebt, so kommt es umgekehrt seinen Liedern zu statten, daß ein einfaches und gewissermaßen volksmäßiges Epos überall in ihrer Bewegung mitspielt und den Tönen Grund und Fülle gibt. . . . Hier ist alles Stimmung, Anschauung, und in der anspruchslosesten Bewegung der volle Klang der Seele. Es ist nirgends der künstlich qualifizierte Geist, es ist immer die ganze, aus der Natur sich selbst entgegenkommende Seele, die in seinen Liedern sich befreit. Kaum ein paar seiner Gedichte sind mehr direkte Erklärungen einer Richtung und Meinung, kein einziges fällt in die Kategorie jener peinlichen Charakter- oder Situationsbeschreibungen, alle sind ungesuchter Aushauch einer sich unmittelbar gewordenen Gemütlichkeit. Absichtslos hat daher dieser Dichter in seinen Liedern und Romanzen die ewige Geschichte der Seele in ihren wesentlichen Momenten, und zwar in Zügen ausgeprägt, die gleichsehr von der idealsten Wahrheit wie von der individuellsten Natürlichkeit sind . . . Aber dieselbe Innigkeit, die dem Dichter die tiefsten Züge der Seele und ihre leichtesten Flügelschläge stets in natürliche Anschauung verwandelte, ließ ihn auch die Verwirrungen, welchen ihre Tiefe sie aussetzt, erkennen, ließ

die Entstellungen, worin ihre eigenen Gedanken, von Schuld und Entartung zerstreut, in die Irre gehen, ihm ganz objektiv werden. Die Macht des Zaubers, die Blendung hat der Dichter vielfach durch seine Novellen hin und in einzelnen Liedern und Romanzen unmittelbar zu machen gewußt. Man vernimmt in Sprache und Klang dieses Locken, Bliken, Sinken, mit dem durchrauschenden Strom geheimnisvoller Wehmut. Einen Anstrich von solchem Zauber hat in seinen Gedichten jedes Leid und jede Lust, jeder Mut, Liebe, Erinnerung. Den glühenden Atem der Sehnsucht, die reine Süßigkeit der Klage, das In sich brechen tiefer Trauer mag schwerlich ein anderer Dichter so zu fühlen geben. Wenn ihm aber hier die Natur unwiderstehlich lindern Wohl laut eingibt, so ist ihm auf der andern Seite nicht minder eine spannende Kraft des tiefsten Ernstes eigen, wie sie in einigen kurzen mächtigen Kriegsliedern und kernhaften geistlichen Gesängen unverkennbar ist. Die Energie der Anschauung steigert sich bei ihm auch auf dieser Seite zur Romanze und zu positiven Bildern . . . Viel noch wäre zu sagen über das Eigentümliche und doch echt Deutsche, so Heimatliche im Gesang unseres Dichters. Schon am Äußern der Form fühlt sich diese Heimatlichkeit. Wie sind alle seine Lieder so sangbar! Gleich im Lesen glaubt man sie mehrstimmig singen zu hören . . . Wahrlich, sie wirken in jeder empfänglichen Brust das Zeugnis, daß in der Fülle des Liedes Eichendorff unter keinem deutschen Sänger stehe und nur sehr wenige neben ihm stehen.“ Daher begreifen wir auch das Urteil Theodor Storms, der Eichendorff als ersten und größten aller Lyriker und als solchen selbst Goethe weit überragend erklärte und leidenschaftlich bewunderte: „In seinen stillen blauen Augen liegt noch die ganze Romantik seiner wunderbar poetischen Welt.“

Hilda Schulhof, die bisher eindringlichste Erforscherin der Eichendorffschen Lyrik, unterscheidet in der Entwicklung dieses Schaffens mehrere Perioden. Die erste

beginnt mit den noch in der literarischen Überlieferung des 18. Jahrhunderts wurzelnden Fabeln und Gelegenheitsgedichten des Gymnasiasten und reicht bis zur Studentenzeit Eichendorffs. Aufgeklärt-altväterische Manier, dabei jedoch auch schon warmempfundenes Freundschafts-, Liebes- und Naturgefühl charakterisieren sie. Selbst in der Ballade versucht er sich. Der Aufenthalt in Halle bringt noch keinen merklichen Umschwung, dagegen bedeutet Heidelberg den Anbruch der zweiten Periode. Die frühe Romantik mit Tieck, daneben Novalis, unter Vermittlung des Pseudoromantikers Isidorus Orientalis, wirkt ziemlich stark ein. Das eigenartige Farben- und Lichtempfinden dieser Dichter, altertümliche Sprachformen und Motive, spanische Vorbilder machen sich bemerkbar. Arnim, Brentano, Des Knaben Wunderhorn gesellen sich später hinzu. Die Vorgänge auf dem Kriegstheater, der Verkehr mit den Berliner und Wiener Patrioten seit 1809 fördern die vaterländische Lyrik, mit der Eichendorffs dritte Periode anhebt. Das Volkslied zieht ihn ganz in seinen Bann. Die heimische Sagenwelt übt ihre Wunder. Den Schwaben fühlt er sich wahlverwandt. Das persönliche Erlebnis, seine Liebe zu Luise von Larißch, seine Teilnahme an den Befreiungskämpfen findet ergreifenden Ausdruck. Der Beamte Eichendorff ist ein anderer als der Studiosus und Leutnant. Voll Wehmut entsagt er den Sehnsuchts- wünschen der Jugendzeit. Bis zur Selbstironie und Satire steigert er diese ihm so schwer gewordene Überwindung der eigenen Vergangenheit. In männlicher Ruhe und Reife gipfelt die vierte Periode. Der Anhang zur Buchausgabe des „Taugenichts“ bringt endlich eine Sammlung seiner Gedichte. Eine realistische Auffassung der Natur und des Seelenlebens macht sich geltend.

Immer noch erweist sich seine Lyrik als entwicklungsfähig. Die älteste Gesamtausgabe der Gedichte (1836), die in Eichendorffs Berliner Zeit, die fünfte Periode fällt, zeigt ihn auf der Höhe seines Könnens und Schaffens. Unendlich

klar wird die Weltweite seiner Stimmungen, Gestalten und Gesichte. Dafür mag als typisches Beispiel sein „Frühlingsgruß“ gelten:

„Es steht ein Berg in Feuer,
In feurigem Morgenbrand,
Und auf des Berges Spitze
Ein Tann'baum über'm Land.

Und auf dem höchsten Gipfel
Steh' ich und schau' vom Baum,
O Welt, du schöne Welt du,
Man sieht dich vor Blüten kaum!“

Der Umkreis der Eichendorffschen Poesie hat sich erweitert. Spruchdichtungen und Romanzen in größerer Anzahl tauchen auf. Die Fülle des Gebotenen mahnt an den nahenden Winter des Lebens. „Das Alter taugt nichts zur Lyrik,“ ließ sich der Dichter später einmal (1853) vernehmen. Und in der Tat bedeutet die letzte Periode mit ihren religiösen und historisch-politischen Ausklängen, so wundervoll auch mancher Vers an die Blütezeit gemahnt, wirklich einen Abschluß, nicht zwar ein Nachlassen dichterischer Kräfte, wohl aber ein Spärlichwerden der ursprünglichen Goldadern in den schier unerschöpflichen Schächten seiner edlen Kunst. Beliebte Leitmotive wiederholen sich, auch jetzt noch, das Reh als Sinnbild für die Geliebte, verschlafene Brunnen, ein altes Schloß wie weiland Lubowitz u. dgl. m. Gern entnimmt er der Bibel Bilder und Vergleiche. Der treue fromme Katholik, niemals konfessionell eingeengt, sondern vielmehr immer den Blick aufs große Ganze gerichtet, macht aus seiner Weltanschauung kein Hehl. Nicht selten ahmt Eichendorff sich selbst nach, dabei durch zeitweiliges Selbstzitieren den Eindruck einer gewissen Einförmigkeit beim oberflächlichen Leser oder Kritiker hervorrufend, oder aber in vollem Bewußtsein der traditionslosen Gegenwart den Spiegel

einer Überlieferungstreuen, wenn auch vorwärts drängenden Zeit vorhaltend, im Innersten vielseitig und schöpferisch tätig bis ans Ende.

Für die musikalische Komposition sind Eichendorffs Lieder in ihrer Sangbarkeit, wie schon früher erwähnt, eine wahre Fundgrube geworden. Auch die zeichnende Kunst hat sich ihrer vielfach bemächtigt, namentlich haben Künstler der Düsseldorfer Schule seine Dichtungen illustriert. Auch in fremde Sprachen sind sie vielfach schon übergegangen. Xavier Marmier, Eugen Borel, Maurice Bourges haben eine Auswahl in die französische, Alfred Baskerville mit besonderem Glück in die englische Sprache übertragen; von dem Schweizer August Corrodi sind einige der volkstümlicheren Lieder sogar in alemannischer Mundart wiedergegeben, in deren urwüchsigem Gewand sie den Leser oder Hörer gar seltsam treuherzig anmuten.

Besondere Aufmerksamkeit erregt seit jeher die bekannte Liedergruppe: „Auf meines Kindes Tod“, die einem für den Dichter schmerzlichen Ereignisse ihre Entstehung verdankt, dem 1832 erfolgten Tod seines jüngsten Töchterchen, eines lieben, hoffnungsvollen Kindes, dem ein anderes Kind des Dichters schon früher im Tod vorangegangen war. Nie hat sich die Trauer und Ergebung eines frommen Vaters in schöneren Worten ausgesprochen als in diesen einfachen, rührenden Liedern.

Neben den genannten Schriften und fortlaufenden lyrischen Schöpfungen, die zum Teil in dem von Chamisso und Schwab herausgegebenen „Deutschen Musenalmanach“ (Jahrgang 1833–1838) erschienen, veröffentlichte Eichendorff während des Berliner Aufenthalts noch mehrere kleine Novellen. Zunächst (in Brockhaus' Urania 1837) „Das Schloß Dürande“, ein wahres Meisterstück der Erzählungskunst. Energische Kraft der Darstellung verbindet sich hier mit aller Süße des Gefühls; die Charaktere sind großartig und mit psychologischer Schärfe gezeichnet,

die Handlung bewegt und tragisch zum Schluß drängen. In atemloser Spannung folgt man der Entwicklung, die den Strom der französischen Revolution auch in das stille Tal der Provence leitet und den blutigen Untergang der Dürandes herbeiführt; und doch fühlt man sich in dem gewaltigen Schluß durchaus versöhnt und beruhigt. Eichendorff selbst zählte die Novelle zu seinen besten Arbeiten.

Ebenfalls in Frankreich, ein Menschenalter früher, spielt die zweite Erzählung: „Die Entführung“ (Urania 1839), eine Studie des Märchen- und Liebeszaubers einer Sommernacht, wie man die Dichtung mit Recht genannt hat, eine poetische Verklärung jener angeborenen Lebens- und Liebeslust der jungen Menschenseele, ahnungsvoll an uns vorübergehend.

Die humoristische Novelle „Die Glücksritter“ (Rheinisches Jahrbuch für Kunst und Poesie 1841) versetzt uns in das wilde abenteuerliche Leben am Schluß des Dreißigjährigen Krieges. In ergötzlichen Gestalten und buntwechselnden, lose verknüpften Szenen wird es uns vorgeführt, die Farben sind überall satt und voll, die Ausführung vielleicht oft zu willkürlich und phantastisch. Daß es auch hier an Momenten von unvergänglicher Schönheit nicht fehlt, versteht sich bei Eichendorff von selbst.

Im Nachlaß des Dichters hat sich aus jener Zeit noch eine weitere Novelle, „Eine Meerfahrt“ überschrieben, vorgefunden, die von der märchenhaften Entdeckungsreise einer valencianischen Schiffsgesellschaft erzählt. Nach den schriftlichen Bemerkungen auf dem Manuskript hatte Eichendorff die Absicht, die Erzählung noch einmal gänzlich umzuarbeiten, und in der That enthält sie noch mancherlei unvermittelte Über- und Ausgänge, zugleich aber auch so viel wahre, echte Poesie, daß ihre Veröffentlichung bereits in der ersten Gesamtausgabe von 1841 zu den bisherigen Freunden seiner Muse neue dazugewann.

1841 erschien gleichzeitig mit einer neuen Fassung der „Gedichte“ und des „Taugenichts“ die erste Gesamt-

ausgabe von Eichendorffs poetischen Werken, mit dem Bildnis des Dichters nach einem Porträt von Eduard Eichens, die aber nur einen Teil der Gedichte enthielt. Sie war, wie auch die neue Auflage der Gedichte, dem König Friedrich Wilhelm IV. gewidmet, der schon als Kronprinz den Verfasser in den Kreis seines Umgangs gezogen und an seinen Schöpfungen einen geistreichen Anteil genommen hatte. In so nahe Stelle bei Hof wie Tieck vermochte Eichendorff allerdings niemals vorzurücken.

Seit 1836 hatte sich der Dichter mit besonderer Vorliebe dem Studium der älteren spanischen Literatur zugewandt, wobei ihn sein Jugendfreund Doktor Julius in Hamburg mit seinen ausgebreiteten Kenntnissen auf diesem Gebiete trefflich unterstützte; ein Studium, das er fortan bis an sein Lebensende mit wachsendem Eifer betätigte. Ohne eigentliche Vorkenntnisse hatte er sich das Verständnis der spanischen Sprache erst in vorgerückten Jahren angeeignet, darin aber bald die größte Gewandtheit erlangt. Seine nach und nach angesammelte spanische Bibliothek enthielt viele höchst wertvolle Antiquitäten und übertraf hierin sogar seine reiche Sammlung deutscher Druckwerke. Calderons Autos Sacramentales, sein Lieblingswerk, besaß er in den beiden ältesten Drucken, auch in der noch von Calderon selbst begonnenen Ausgabe von 1677, die zu den kostbarsten bibliophilen Seltenheiten gehört.

Die erste Frucht dieser Beschäftigung bildete neben mancherlei Übertragungen lyrischer Erzeugnisse, die später den Gedichten als Anhang folgen sollten, eine Verdeutschung von Don Juan Manuels frischem und schmuckem Büchlein: „Der Graf Lucanor“, einem fürstlichen Sittenspiegel aus der Mitte des 14. Jahrhunderts und zugleich dem ältesten Denkmal kastilianischer Sprache, das wir besitzen. Eichendorff hat das Verdienst, dem merkwürdigen, längst vergessenen Buche wieder die gebührende Teilnahme zugewendet und es zuerst in Deutschland eingeführt zu haben. Selbst in Spanien war die letzte Aus-

gabe davon bereits 1642 erschienen, bis endlich Adalbert Keller in seiner Biblioteca Castellana (Stuttgart 1839) einen Wiederabdruck besorgte.

Die Geschichte Spaniens zeigt uns zwar den tapferen, glänzend begabten Infanten Juan Manuel, den Enkel des heiligen Ferdinand und Neffen Alfons des Weisen, nicht immer von der Seite, wie er in diesem Buch erscheint, sondern oft arglistig, gewalttätig, in Empörung gegen seinen König und Lehnsherrn; wir haben es hier aber auch nicht mit der historischen Person des fürstlichen Autors, sondern mit dem Geiste zu tun, der aus den ursprünglichen kernigen Erzählungen dieses moralisch-politischen Sittenspiegels uns so erquicklich entgegenweht. Daher bemerkt Eichendorff im Vorwort der Übersetzung, nachdem er die bewegten äußeren Schicksale des Verfassers kurz berührt hat, mit vollem Recht: „Der Reichtum eines so großartigen Lebens spiegelt sich denn auch überall in den nachfolgenden Geschichten, die uns überdies unmittelbarer als viele Historienbücher in die innerste Sinnesweise jener wunderbaren Zeit einführen. Manches darin mag uns noch unbeholfen, vieles aus der großen Ferne der Zeiten fremd und wunderlich erscheinen; aber ein tüchtiger Verstand, Ehre, echte Ritterlichkeit und Andacht gehen wie ein erfrischender Waldhauch durch das ganze Buch.“ Den Leser wird es überraschen, manches wohlbekannte Geschichtchen, unter anderem auch die von Shakespeare behandelte „Der Widerspenstigen Zähmung“, schon in diesem alten Buche zu finden, was, da der Spanier die vorgetragenen Geschichten nicht alle selbst erfunden, auf noch ältere, offenbar morgenländische Quellen zurückweist. In der vortrefflichen Übersetzung, die sich höchst anmutig liest, ist der Ton des Originals überall sorgfältig und mit Glück festgehalten, obgleich das veraltete Idiom und sein merkwürdig unentwickelter Satzbau Schwierigkeiten boten, die nur von einem des Originals kundigen Kritiker richtig gewürdigt werden können. Die ansprechende Gabe erfreute

sich eines so allgemeinen Beifalls, daß dem ersten Druck (Berlin bei M. Simion 1840) schon im Jahre 1843 eine zweite Auflage mit Zeichnungen Theodor Hofemanns folgen konnte. Neuerdings erschien das Werk 1923 im Rahmen der von Wilhelm Kosch begründeten „Romantischen Bücherei“.

Bei aller Anerkennung, die unserm Dichter bereits in den vierziger Jahren entgegengebracht wurde, fehlte es übrigens auch nicht an mancherlei feindlichen Stimmen. Nachdem insbesondere das einseitige leidenschaftliche „Manifest der Philosophie gegen die Romantik“ von Echtermeier und Ruge die Parole und nötigen Schlagworte ausgeteilt hatte, wurde gerade Eichendorff als der letzte lebende Vertreter der verfehmten Richtung dazu ausersehen, als Zielscheibe der immer wiederkehrenden Angriffe zu dienen. Aber schon die Urheber des Manifestes selbst sahen sich genötigt, den Dichter gegen solche Unbill und tendenziöse Verkennung einigermaßen in Schutz zu nehmen; mehrere Artikel in den weiland „Halleschen Jahrbüchern für deutsche Wissenschaft und Kunst“ waren in diesem Sinne geschrieben. Nachdem sie sich dagegen verwahrt haben, wie es gar nicht darauf abgesehen gewesen sei, ikonoklastisch zu zerstören, was einer früheren Richtung der Literatur Berechtigtes und Wahres zugrunde gelegen und was an echter Poesie sich aus ihr entwickelt, stellen sie Eichendorff schließlich das Zeugnis aus, daß er folgerichtig und unbeirrt mitten im Kampf des Tages seine Waffen: die rein und klangvoll tönende Rede, die Schneide des Wortes, sich hell und blank erhalten und ein Romantiker geblieben sei vom Wirbel bis zur Behe. „Durch diese Treue, durch dies sichere Fortschreiten auf einer Bahn, ohne alles Abschweifen und Experimentieren nach andern Richtungen hin, durch die weise Kunst des Sich-Selbst-Beschränkens ist Eichendorff ein großer Dichter geworden. Eine ungestörte Entwicklung hat ihn zu einem entschieden ausgemünzten Gepräge, zu einem im Ganzen und Vollen markierten

Charakter gefördert, was seine Erscheinung immer wohlthuend, befriedigend und liebenswürdig macht.“ Der Echtermeyersche „Musen Almanach“ für 1841 brachte sogar Eichendorffs Bildnis und einige seiner noch ungedruckten Gedichte.

1840 war Minister Altenstein gestorben, dessen schriftlichen Nachlaß Eichendorff im Auftrag des Königs geordnet hatte, und bald darauf Eichhorn an die Spitze des Kultusministeriums berufen worden. Der Personenwechsel zeitigte für unsern Dichter keine angenehmen Folgen. Von jenem hervorragenden Staatsmann hochgeschätzt, von diesem mehr bureaukratisch veranlagten Vorgesetzten dagegen, dem es für eine solche Stellung erforderlichen freien großartigen Auffassung gebrach, kaum verstanden, mußte Eichendorff den Wandel der Verhältnisse bald als geradezu unerträglich verspüren. Von vornherein fehlte das nötige Vertrauen, und die Beziehungen wurden noch kälter, als der Minister das Ansinnen stellte, Eichendorff möge die Angriffe, die das preußische Gouvernement in bezug auf die staatliche Behandlung der kirchlichen Angelegenheiten durch die Tagespresse erfuhr, in geeigneter Weise auf demselben Wege widerlegen, der Beauftragte aber sich dessen weigerte, weil er zu solcher Art literarischer Tätigkeit durchaus keinen Beruf in sich fühlte. Die Spannung, durch allerlei Zwischenfälle genährt, machte die gegenseitige persönliche wie amtliche Stellung immer verdrießlicher. Eichendorff glaubte sich bei verschiedenen Gelegenheiten mit Recht über unverdiente Zurücksetzungen beklagen zu müssen, und das Zerwürfniß erreichte zuletzt einen derart hohen Grad, daß der sonst bis zur Selbstaufopferung gehende pflichttreue Beamte sich entschloß, seine Entlassung aus dem Staatsdienst nachzusuchen, überzeugt, eine erfolgreiche amtliche Wirksamkeit sei für ihn unter den gegebenen Verhältnissen nicht mehr möglich. Dem Minister hatte er in gerechtem Unmut bemerkt, wie er sich längst alles Ehrgeizes begeben gelernt, allein zwischen diesem und der Ehre sei eine scharfe Linie,

die er nicht verlassen werde. Übrigens wurzelte das ihm entgegengebrachte Mißtrauen tiefer als in einer bloß persönlichen Auseinandersetzung. Schon 1837 hatte Schön in einem Familienbriefe geschrieben: „Durch die Geschichte mit dem Erzbischof von Köln ist man hier blind gegen die Katholiken und das äußert sich auch gegen Eichendorff. Das ist nicht gut . . .“

Die Entlassung erfolgte indessen nicht sogleich, vielmehr erhielt Eichendorff auf den Wunsch Schöns 1843 von seiten des Königs den Auftrag, eine Geschichte der Wiederherstellung des Schlosses Marienburg abzufassen, zu welchem Zweck er sich mit längerem Urlaub in die Provinz Preußen begab. In dem Bericht Schöns heißt es: „ . . . es scheint Pflicht gegen Mit- und Nachwelt zu sein, das, was von der jetzigen Generation für Marienburg geschah und wie es geschah, in vollem Lichte darzustellen. Der Baron von Eichendorff wäre der Mann dazu. Er hat jahrelang mit und neben Marienburg gelebt, er kennt den prosaischen Teil der Wiederherstellung, soweit davon hier nötig ist, die preußische Geschichte lebt ihrem Wesen nach in ihm, wie seine Gedichte für Marienburg zeugen, und als Dichter gerade für die Zeit, in der Marienburg blühte, steht er bedeutend da.“ Eichendorff verweilte zunächst einige Zeit in Marienburg selbst, um das dortige Schloßarchiv für seine Arbeit zu benutzen, ging sodann nach Königsberg, wo er sich mit Schön und Voigt besprach, und nahm zur Vollendung seiner Schrift schließlich einen längeren Aufenthalt in Danzig, dessen Wahl teils durch die Nähe Marienburgs, teils durch den Umstand bedingt worden war, daß daselbst zwei seiner Kinder lebten. Die Schrift während des Sommers 1843 vollendet, ist mit einem Grundriß der alten Marienburg vom Bauinspektor Gersdorff unter dem Titel „Die Wiederherstellung des Schlosses der deutschen Ordensritter zu Marienburg“ 1844 in Königsberg bei Dalkowski gedruckt und in Berlin von Alexander Duncker verlegt worden. Die geistvolle, mit Liebe und

Sachkenntnis verfaßte Monographie schildert in vier Abschnitten (Größe, Schuld und Buße — Die polnische Wirtschaft — Die Zopfzeit — Die Wiederherstellung) die Geschichte des Schlosses, die mit denen des Ordens so eng verbunden waren, in der neuesten Wiederherstellung zugleich einen Moment der Kulturgeschichte Preußens feierend. Die Darstellung ist durchweg höchst lebendig und von fast novellistischer Kunst. Besonders reizvoll, weil uns am nächsten liegend, ist der Abschnitt über die Wiederherstellung, an der Eichendorff selbst den tätigsten Anteil genommen hat, und die ein rühmliches Zeugnis von der nationalen Begeisterung des Landes ablegt; kaum der zehnte Teil dessen, was die Herstellung gekostet, ist aus andern als den freiwilligen Beiträgen der Provinz hergenommen worden.

Unmittelbar nach Abschluß dieser Arbeit kam Eichendorff wiederholt um seine Entlassung aus dem Staatsdienst ein, die ihm denn endlich auch mittels königlicher Order vom 30. Juni 1844 bewilligt wurde. Von nun an durfte er wenigstens ungestört und ungeteilt seinen literarischen Neigungen leben. Selbst sein körperliches Befinden, das während einer dreiunddreißigjährigen seelisch aufreibenden Dienstätigkeit gelitten hatte, besserte sich wieder zusehends.

Wie die späteren Lebensjahre Eichendorffs noch ungewöhnlich reich an mannigfachen Werken des Geistes waren, so blieb er auch in seltener Rüstigkeit sogar von kleineren Unpäßlichkeiten seitdem bis an sein Lebensende unberührt. Schön, der inzwischen ebenfalls den Staatsdienst verlassen hatte, schrieb dem Freunde damals aus Königsberg: „Lebten Sie doch jetzt hier! Gerade nun wir beide nichts Offizielles mehr an uns haben, denke ich, müssen wir uns noch interessanter sein. Im öffentlichen Leben geht die Gedankenlosigkeit more solito fort; ich schicke mich gleich Ihnen an, hier mit unpolitischen Menschen zu leben, denn die politischen sind entweder verbissen oder miserabel. Gott mit Ihnen!“

8. Die Jahre des Alters.

(1845—1855.)

Die Annehmlichkeit des Zusammenlebens mit seinen Kindern bewog Eichendorff, länger, als er ursprünglich beabsichtigt hatte, in Danzig zu verweilen, nachdem ihm inzwischen auch seine Gattin dahin nachgefolgt war. Ganz auf den Familienkreis sich beschränkend, lebte der Dichter in der nächsten Zeit nur diesem und seiner literarischen Tätigkeit. Vornehmlich war es die spanische Literatur, die ihn jetzt in Anspruch nahm, sowie die Ausführung eines lange gehegten Gedankens, Calderons „Geistliche Schauspiele“ (Autos Sacramentales) durch eine würdige Übertragung dem deutschen Volke zugänglich zu machen. Fortdauernd damit beschäftigt, hatte er schon 1845 die Übersetzung von fünf dieser Festspiele vollendet: Das große Welttheater — Gift und Gegengift — König Ferdinand der Heilige — Das Schiff des Kaufmanns — Balthasars Nachtmahl —, die in einem Bande vereinigt 1846 im Cotta'schen Verlag zu Stuttgart erschienen. Ein zweiter Teil (1853 ebendort) fügte diesem noch sechs andere Autos hinzu: Der göttliche Orpheus — Der Maler seiner Schande — Die eherne Schlange — Amor und Psyche — Der Waldesdemut Krone — Der Sünde Zauberei. Außerdem fand man später im Nachlaß eine druckfertige Handschrift „Der Ehezwist“.

Die Autos Sacramentales, schon seit dem 12. und 13. Jahrhundert eine Lieblingsunterhaltung des spanischen Volkes, waren dramatische Darstellungen zur Fronleichnamtsfeier. während der Oktav dieses Festes auf einer eigens dazu hergerichteten Straßenbühne mit vieler Pracht öffentlich aufgeführt. Ihren Inhalt bildete wie Fronleichnam selbst die Verherrlichung der Eucharistie, des Altarsakramentes, nach christlicher Weltanschauung des

tiefften und zentralsten Geheimnisses der göttlichen Liebe. Durch Calderon hatte diese Gattung von Dramen ihre höchste Vollendung und kunstvollste Ausbildung erhalten; er selbst erblickte gleich den Zeitgenossen in seinen Autos, deren er 73 hinterließ, die herrlichsten Blüten seines Dichtergenius, und auch die Kritik späterer Zeiten pflichtete dem Urteile bei. Einer der geistvollsten Kenner der spanischen Literatur Adolf Friedrich Graf von Schaß, sagt in seiner meisterhaften „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien“ über jene Schauspiele unter anderem folgendes:

„Wer zuerst in den Zauberkreis dieser Dichtungen eintritt, der fühlt sich von einem fremden Geiste angeweht und erblickt einen andern Himmel, der sich über eine andere Welt ausspannt. Es ist, als ob dämonische Mächte uns in finstern Stürme davontrügen, schwindelerregende Tiefen des Denkens tun sich auf; wunderbar räthelhafte Gestalten entsteigen der Finsternis, und die dunkelrote Flamme der Mystik leuchtet in den geheimnisvollen Born hinein, aus dem alle Dinge entspringen. Aber die Nebel zerteilen sich, und man sieht sich über die Schranken des Irdischen hinaus, jenseits von Raum und Zeit, in das Reich des Unermeßlichen und Ewigen gerissen. Hier verstummen alle Missetöne, bis hierher steigen die Stimmen der Menschenwelt nur wie feierliche Hymnen, von Orgelklängen getragen, empor. Ein riesiger Dom von geistiger Architektur nimmt uns auf, in dessen ehrfurchtgebietenden Hallen kein profaner Ton laut zu werden wagt; auf dem Altar thront, von magischem Licht umflossen, das Mysterium der Dreieinigkeit; ein Strahlenglanz, wie ihn irdische Sinne kaum zu erlangen vermögen, dringt hervor und umleuchtet die gewaltigen Säulenhallen mit einer wunderbaren Glorie. Hier sind alle Wesen in die Anschauung des Ewigen versenkt und blicken staunend in die unergründlichen Tiefen der göttlichen Liebe. Die ganze Schöpfung stimmt in einen Jubelchor zur Verherrlichung

des Urquells alles Lebens zusammen; selbst das Wesenlose redet und empfindet, das Tote gewinnt Sprache und den lebendigen Ausdruck des Gedankens, die Gestirne und Elemente, die Steine und Pflanzen zeigen Seele und Selbstbewußtsein; die verborgensten Gedanken und Gefühle des Menschen springen ans Licht, Himmel und Erde strahlen in symbolischer Verklärung. Auch abgesehen von dem tiefen inneren Gehalt dieser Dichtungen muß der Glanz in der Ausführung des einzelnen entzücken. Vielleicht in keinem ihrer andern Werke haben die spanischen Dichter den poetischen Reichtum, über den sie wie sonst niemand zu gebieten hatten, so konzentriert wie hier. Es ist ein Farbenschmelz, ein Blütenduft und ein Zauber des entzückendsten Wohllauts, der alle Sinne berauscht.“

Im besonderen charakterisiert Schack die Calderonschen Autos: „Die Nachwelt kann nicht umhin, die Bewunderung des 17. Jahrhunderts für diese Dichtungen zu teilen, sobald sie nur Selbstverleugnung genug besitzt, um sich aus dem so ganz verschiedenen Ideenkreise des Tages in die Weltanschauung und die Vorstellungsweisen zu versetzen, aus denen die ganze Gattung von Dramen hervorgegangen ist. Der, welcher sich auf diese Art in den Geist eines vergangenen Jahrhunderts zu versetzen vermag, wird die Wundergebilde von Calderons Autos etwa mit denselben Empfindungen vor sich aufsteigen sehen, mit denen ein Seher, das Auge mit weittragendem Rohre bewaffnet, ferne Himmelsräume durchfliegt, in denen sich die Milchstraßen zu Sonnen zerteilen und aus der dämmernen Tiefe des Alls neue Welten von ungeahntem Glanze emportauchen. Oder wählen wir ein anderes Gleichnis, so mag ihm zu Sinne werden wie dem Seefahrer, wenn er die weite Wasserwüste durchschritten und nun ein neues Erdreich betritt, das ihn mit unbekannten und wunderbaren Gestalten umgibt, in dem Brausen seiner Riesenwälder und Ströme mit geheimnisvollen Klängen zu ihm redet, und wo in einer andern Natur andere Gattungen von

Wesen ihn mit fremden Blicken anschauen. In der That, wie ein solches Reich der Wunder umfassen uns diese Dichtungen. Ein Tempel tut sich vor uns auf, in dessen Bau wie in dem Grabestempel des Tituel sich das ewige Wort sinnbildlich gestaltet hat. Beim Eintritt weht es uns entgegen wie ein Geisterhauch der Ewigkeit, und eine heilige Morgenröthe wie vom Glanz der Gottheit wallt durch den hehren Raum. Im Mittelpunkte ragt als Centrum alles Seins und aller Geschichte das Kreuz, an dem sich der unendliche Geist selbst in unendlicher Huld für die Menschheit geopfert hat. Am Fuße des hohen Symboles aber steht der Dichter als Hierophant und Prophet und deutet die Bilder an den Wänden und die stumme Rede der Ranken und Blüten, die sich an den Säulen empor-schlängeln, und die Töne, die klangreich vom Gewölbe herniederrinnen.“

Auch Eichendorffs „Geschichte des Dramas“ theilte dieses begeisterte Lob der Calderonschen Autos durchaus, deren Ideenkreis er als ursprünglicher Dichter und als gläubiger Katholik gegenüber dem protestantischen Epigonen Schack um soviel näher stand. Er sah in ihnen recht eigentlich und vorzugsweise eine Poesie des Unsichtbaren: „Vorzugsweise, denn im Grunde geht alle Poesie auf nichts Geringeres als auf das Ewige, das Unvergängliche und absolut Schöne, das wir hienieden beständig ersehnen und nirgends erblicken. Dieses aber ist an sich undarstellbar und kann nur sinnbildlich in irdischer Verhüllung und durch diese gleichsam hindurchschimmernd zur Erscheinung gebracht werden. Alle echte Poesie ist daher schon ihrer Natur nach eigentlich symbolisch oder, mit andern Worten, eine Allegorie im weitesten Sinne. Es kommt dabei nur auf die künstlerische Vermittelung, d. h. darauf an, daß das Ewige nicht als metaphysisches Abstraktum, das verhüllende Irdische nicht als bloße tote Formel dafür erscheine, sondern daß beide einander innig durchdringen und also die Allegorie lebendig wird —, die poetischen Gestalten nicht bloß bedeuten,

sondern wirkliche, individuelle, leibhaftige Personen sind. Und eben dieses Außerordentliche ist hier dem bewunderungswürdigen Genie dieses Dichters fast überall vollkommen gelungen. Indem das Göttliche menschlich, das Irdische aber, die ganze Natur, gottestrunken in Stern und Baum und Blumen mitredend, zum Symbol des Übersinnlichen wird, spielt das Ganze in einer Höhe, wo das Diesseits und Jenseits wunderbar ineinanderklingen und Zeit und Raum und alle Gegensätze in dem Geheimnis der ewigen Liebe verschwinden.“

Die Autos waren in Deutschland bis dahin so gut wie unbekannt gewesen, selbst gründlichere Kenner der spanischen Literatur hatten von ihnen kaum das eine oder das andere im Original gelesen, was bei der großen Seltenheit der Druckausgaben nicht wundernehmen kann. Übersetzungen waren gar nicht vorhanden bis auf die von Melchior Diepenbrock in seinem „Geistlichen Blumenstrauß“ (1829) veröffentlichte Verdeutschung des Festspiels: „Das Leben ein Traum“. Um so verdienstlicher ist daher das Unternehmen Eichendorffs, den herrlichen Schatz aus langer Verborgenheit wieder zutage gefördert und durch seine Kunst auch in Deutschland allgemein zugänglich gemacht zu haben. Die Verdeutschung, so große Schwierigkeiten sie nicht nur in Verständnis, Metrum und Reim, sondern auch in dem Mangel eines kritisch gesichteten Originaltextes zu überwinden hatte, ist anerkannt durchweg meisterhaft; sie ist für Calderon das geworden, was die Schlegelsche Übersetzung für Shakespeare geleistet hat. Dem Original sich überall möglichst treu anschließend, gibt sie dessen volle Schönheit ungeschwächt wieder und fließt in einer Pracht und Musik der Sprache so leicht und ungezwungen dahin, daß man eher glaubt, eine ursprüngliche Dichtung als eine Übersetzung vor sich zu haben; es ist gleichsam eine Wiedergeburt Calderons in deutschem Gewande, wie sie nur einem nachschaffenden und dabei doch wieder ursprünglichen Dichtergenius möglich war. Die Ausgabe fand denn

auch gleich beim Erscheinen die lebhafteste Teilnahme und einen wider Erwarten großen Leserkreis; ja einzelne der übersehten Festspiele wurden seitdem sogar, ganz ihrer inneren Bestimmung gemäß, in klösterlichen Erziehungsanstalten, später auch sonst als Weihespiele im deutschen Sprachgebiet da und dort wieder mit vielem Glück zur Aufführung gebracht. Dem Vorgang Eichendorffs folgten in den nächsten Jahren weitere Calderon-Übersetzer, darunter sein trefflicher Landsmann Franz Lorinser. Mochten manche sich noch enger an den Wortlaut halten oder, rein philologisch genommen, Einzelheiten schärfer fassen, keiner der Übersetzer erreicht ihn an poetischer Schönheit und Klangfülle.

Um dieselbe Zeit, wo jene geistlichen Schauspiele ans Licht traten, begegnen wir Eichendorff zum erstenmal zugleich auf einem andern, von ihm bisher noch unversuchten Gebiete, auf dem der Literaturgeschichte. Literarhistoriker, fachlich geschult wie die heutigen, gab es damals noch nicht. Um so rühmlicher muß man seine Leistung werten. Eröffnet wurden die neuen Studien durch eine Reihe höchst geistvoller, eigenwüchsiger und formgewandter Aufsätze, für deren Veröffentlichung er die Münchener „Historisch-politischen Blätter“ gewählt hatte. Die damals noch von ihren ersten Begründern Guido Görres und Georg Phillips vorzüglich geleitete Zeitschrift brachte in den Jahrgängen 1846 und 1847 eine Folge von Betrachtungen aus Eichendorffs Feder: „Zur Geschichte der neuern romantischen Poesie in Deutschland“; sodann „Brentano und seine Märchen“, — „Die deutsche Salonpoesie der Frauen“, — „Landsknecht und Schreiber“, — „Die neue Poesie Österreichs“, — „Die geistliche Poesie in Deutschland“, — „Die deutschen Volkschriftsteller“; sie sind ihrem wesentlichen Inhalte nach in späteren Schriften des Verfassers aufgegangen.

1845 hatte Eichendorff von Danzig aus mit seinem Bruder eine kurze Zusammenkunft auf dem Gut Sedlnitz in

Mähren gehabt, es war die letzte gewesen. Der Bruder, schon kränkelnd, trug sich mit dem Gedanken, ebenfalls den Staatsdienst zu verlassen und seine Lebenstage in Venedig zu beschließen, für das er stets eine besondere Vorliebe besaß. Bevor er diesen Entschluß jedoch zur Ausführung bringen konnte, ereilte ihn der Tod zu Innsbruck am 7. Januar 1849, wohin er während der Bewegungen des Jahres 1848 versetzt worden war. Der Verlust des Lieblingsbruders schlug dem Dichter eine schwere Wunde.

Im Herbst 1846 war Eichendorff mit seiner Gattin von Danzig nach Wien gereist, um daselbst im persönlichen Umgang mit nahestehenden Freunden einige Zeit zu verweilen. Unterwegs entledigte er sich noch der Aufgabe, eine junge Verwandte, die mehrere Jahre als Pflegetochter seinem Hause angehört hatte, in Breslau dem Mutterhause der Ursulinen als Novize zuzuführen. Er hatte lange gezögert, bevor er dem Wunsche des geliebten Bögling's nachgab; erst nach gewonnener Überzeugung, daß hier ein wirklicher innerer Beruf vorliege, mochte er sich dem Vorhaben des Mädchens nicht länger verschließen. Das fromme, treue Wirken der jungen Klosterfrau sollte ihm in der Folge nur aufrichtige Freude bereiten.

Der Aufenthalt in Wien, der sich fast auf ein Jahr ausdehnte, brachte für Eichendorff viel Angenehmes. Nicht nur, daß ihn so viele Erinnerungen seiner Jugend mit dieser Stadt verbanden, das jetzige Wien wetteiferte nunmehr auch darin, die Anwesenheit des berühmten deutschen Dichters in jeder Weise zu feiern. Wahrhaft begeisterte Huldigungen wurden ihm von allen Seiten dargebracht, wie sie eben der südlichen Lebendigkeit der Wiener entsprachen, wie sie aber Eichendorff in seiner Einfachheit weder gewünscht, noch erwartet hatte. Fast sämtliche öffentlichen Blätter drückten ihre Freude aus, ihn in den Mauern der Kaiserstadt zu wissen, wiederholte Abordnungen und Ständchen begrüßten ihn; die Schrift-

steller- und Journalistengesellschaft „Concordia“, der Wiener Musikverein, die Mitglieder des juridisch-politischen Lesevereins, die niederösterreichischen Landstände in ihren geselligen Abendzusammenkünften bereiteten ihm besondere Empfangsfeierlichkeiten, der Künstlerverein durch ein glänzendes Ballfest in den Sophiensälen, so daß Eichendorff über dieses Hallo, wie er es nannte, scherzhaft in einem Familienbrief bemerken konnte: „Was man in der Jugend sich wünscht, hat man im Alter vollauf. Dieser alte Spruch trifft hier in Wien auch bei mir ein, die Leute wollen mich durchaus zum berühmten Manne machen.“

Bei dem Feste der „Concordia“ wurde Eichendorff, als er eintrat, von der sich erhebenden Gesellschaft mit einem so endlosen Sturm von Jubel und Händeklatschen empfangen, daß er davon sichtlich überrascht und bewegt war; zwei Anwesende sprachen Gedichte an ihn, und einen großen Teil des Abends trugen Opernsänger Eichendorffsche Lieder vor, Compositionen Joseph Dessauers. Das eine der Willkommensgedichte, von Ludwig August Frankl verfaßt, weil es zugleich bezeichnend für die damalige Stimmung in Wien ist, möge hier Platz finden:

„Wir grüßen dich im Eintrachtsbunde'
Mit Jubel und zugleich gerührt,
Und nennen's eine schöne Stunde,
Die dich in unsern Kreis geführt.
Du weckst das Lied vergangner Tage
In unsrer Seele tief,
Da Er das Schwert warf in die Wage
Und ‚Wehe den Besiegten‘ rief.
Herb waren, doch auch schön die Zeiten,
Es galt der Mann noch, galt Gesang,
Stolz sah das Vaterland dich schreiten
Tyrtäisch kühn mit Schwert und Klang.
Und Funken sprühte deine Leier,
Und Lieder klang dein Schwert,

Du wurdest freudig ein Befreier,
 Zwiefachen edlen Lorbeers wert.
 Wir rängen gerne auch, doch wen befehlen?
 Der Feind ist da — doch unsichtbar!
 Wir sängen auch, ach, dürsten wir nur reden,
 Die Lust zum Singen stirbt fürwahr! —
 Vergib, wenn unserm Gruß die Spuren
 Sich eines Schmerzes angeschmiegt,
 Es ist, als ob durch sonnenhelle Fluren
 Ein Wolkenschatten eilig fliegt;
 Und sonnig ist es uns entglommen,
 Da du dem Kreise sich genahst, —
 So sei uns freudig denn willkommen,
 Du Mann des Liedes, Mann der Tat!“

Wenn der aufgeklärt - freisinnig - politische Unterton auch einigermaßen stören mochte, Eichendorff nahm die Huldigung hin als reiner Poet, ohne sich mit ihm an dieser Stelle auseinanderzusetzen. Vielleicht spielte bei manchen Anwesenden die Hoffnung mit, ihn ins Lager der Tendenzliteraten an der Donau hinüberzuziehen. Eichendorff blieb sich selbst und seiner heiligen Sendung treu.

Mehr als jenes an seine Person geknüpfte Gepränge galt ihm die Freundschaft einiger Männer, die hier in gemeinschaftlichem Wirken zusammenlebten und -strebten. Es war dies zunächst Karl Ernst Jarcke, der Publizist und Rechtsgelehrte, mit dem Eichendorff schon früher brieflich verkehrt und auf dessen dringenden Wunsch er hauptsächlich zu der Reise nach Wien sich entschlossen hatte; sodann Friedrich von Hurter, der berühmte Historiograph, und der Maler Joseph von Führich, Professor an der Akademie der bildenden Künste, dessen tiefsinnige wunderbar ergreifenden Kartons, Gemälde und Zeichnungen zu den hervorragendsten Schöpfungen der Spätromantik gehören. Der Umgang mit diesen geist- und gemütvollen Männern, an die sich die Hoffnung einer kulturellen Wiedergeburt

knüpfte, gewährte Eichendorff eine große Freude. Aber die Hoffnung selber trug. Die leitenden Männer, vor allem Metternich, verstanden es nicht, den Geist der Stunde zu beschwören und Eichendorff in Wien festzuhalten. Das alte Österreich war zur Zeit Maria Theresias gestorben, ihre Erben ließen es untergehen. Immerhin es war ein schönes Abendrot, in dem die Biedermeierzeit versank.

An den Sonntagabenden kam man regelmäßig zusammen, andere Teilnehmer schlossen sich an, so Joseph Fick, der Erzieher des nachmaligen Kaisers Franz Joseph, Johann Paul Kaltenbaeck, u. a.; oft verweilte der Kreis bis in die Nacht hinein in bedeutender, anregender Unterhaltung. Hier las Eichendorff zum erstenmal die Handschrift seiner neuesten Schrift über die Romantik vor, die mit Jubel begrüßt wurde.

Zahlreich waren auch die sonstigen wissenschaftlichen und geselligen Verbindungen, die der Dichter, weniger aufsuchend als von allen Seiten mit wahrhaft liebenswürdiger Teilnahme aufgesucht, in Wien damals anknüpfte. Wir nennen darunter insbesondere den gewandten vielseitigen Gelehrten Professor Stefan Endlicher, den sinnigen Denker Ernst Freiherrn von Feuchtersleben, den späteren Unterrichtsminister Grafen Leo Thun, die geistvollen Brüder Freiherren Klemens und Karl von Hügel, Metternichs Hausfreunde, von denen namentlich der Letzgenannte durch seine wissenschaftlichen Reisen, sein Werk über Kaschmir und nicht minder durch seinen prachtvollen Garten zu Hieking sich einen europäischen Ruf erworben hatte; ferner den Dichter Adalbert Stifter, Franz Baron Sommaruga, den Freiherrn Anton von Doblhoff, späteren österreichischen Gesandten im Haag, sowie endlich den Fürsten Friedrich von Schwarzenberg, den Verfasser der genialen Skizzen „Aus den Papieren eines verabschiedeten Landsknechts“, denen Eichendorff in seinem „Landsknecht und Schreiber“ betitelten Aufsatz eine ausführliche Würdigung widmete. Anastasius Grün, Grillparzer,

Halm, Bauernfeld, Castelli sah Eichendorff gleichfalls, ohne ihnen jedoch persönlich näher zu treten. Einem Engel der Charitas endlich begegnete er in der Herzogin Julie von Anhalt-Cöthen, einer durch Geist und Wohltun ausgezeichneten Frau, die ihm fortdauernd die wärmste Theilnahme bezeugte, leider jedoch während seiner Anwesenheit in Wien starb.

Das Werk über die Romantik hatte Eichendorff bereits in Danzig begonnen, in Wien gedieh es zur Vollendung, und noch im Frühjahr 1847 konnte es bei Liebeskind in Leipzig als Buch erscheinen: „Über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland“. Es ist die erste größere Schrift, in der der Dichter, Umschau haltend auf dem Gebiete einer der denkwürdigsten Literaturperioden, zugleich seine eigenen Ansichten über das Wesen der Poesie und ihre Bedeutung für die sittliche und nationale Bildung niedergelegt hat. Zweck und Inhalt der Schrift erscheinen in dem Titel genau bezeichnet. Ihre Aufgabe war, wie der Verfasser auch noch im Vorwort bemerkt, weder eine ästhetische Würdigung noch auch eine vollständige Geschichte der neueren Romantik überhaupt, sondern nur eine nähere Besprechung derjenigen deutschen Dichter, in denen die ethischen und religiösen Momente der romantischen Poesie oder ihre späteren Übergänge in ein anderes geistiges Gebiet besonders leuchtend hervortreten; sie wollte eben jenen Grundton der genannten Literaturepoche nachweisen und mitten in der Verwirrung von Zu- und Abneigungen, Mißverständnissen und Vorurteilen die Stellung klarmachen, welche die Romantik in dem allgemeinen Bildungsgange des deutschen Volkes einzunehmen berufen war. Zudem bedeutet es hohen Genuß, gerade Eichendorff als einen der edelsten und reinsten Vertreter jener Zeit, über diese wichtigen Fragen sich äußern zu hören; — und er hat es getan, der falschen Romantik die wahre entgegensetzend mit einem edlen, ihm wohl anstehenden Selbstbewußtsein.

Nachdem die Einleitung die der Romantik vorhergegangene Epoche des Rationalismus, in der aber schon Lessing, Hamann und Herder das Saatkorn einer neuen Zeit ausgeworfen haben, in ihren Hauptrichtungen skizzirt, geht der Verfasser zur Besprechung der Romantik selbst über, Größe und Schuld, Reichtum und Verfall derselben in ihrer inneren Nothwendigkeit darlegend. Die eigentliche Aufgabe der Romantik erblickt Eichendorff in der christlich-religiösen Durchdringung und Wiederbelebung von Kunst, Wissenschaft und Öffentlichkeit. Die wahre Poesie ist durchaus religiös und die Religion poetisch, und eben diese geheimnisvolle Doppelnatur darzustellen, bildete den großen Inhalt der Romantik; ihre Aufgabe war daher ebenso eine ethische wie eine ästhetische, was die Romantik selbst unternahm, ebenso sehr ein Werk der Gesinnung als der Kunst. Aber die Romantiker übersahen diesen Zusammenhang zum großen Theil und erfahnten ihre Aufgabe mehr und mehr als eine bloß ästhetische; sie hatten sich zwar, von frischer Jagdlust fortgerissen, durch das wuchernde Schlingkraut der rationalistischen Wüste tapfer durchgehauen, stützten aber, als sie nun plötzlich vor der vergessenen alten Kirche standen. Sie wollten allerdings das Positive, aber nicht aus gläubigem Eifer, sondern um des Geheimnisvollen und Wunderbaren, um des schönen Heiligenscheins willen, der das Positive umgibt, mit einem Wort, sie verfochten etwas, woran sie im Grunde selbst nicht mehr glaubten. Daher jene Unsicherheit und Verwirrung, und aus jener Verwirrung, weil sie den Nerv des Ganzen traf, jene innere Zerrissenheit, die namentlich einige Hauptvertreter der Romantik charakterisirt und nichts mehr weiß von der festen Zuversicht und Morgenfrische, mit der noch die ersten Romantiker im Vollgefühl des guten Gewissens ausgezogen waren. Nicht in ihren Endzielen beruhte der Verfall der romantischen Poesie, sondern in ihrem eigenen Abfall von diesen, der sich selbst auf dem eigentlich künstlerischen Gebiete in jener vornehm-

ironischen Behandlung des Inhalts und in einer den Inhalt erzeugenden bloßen Form und Manier kundgab.

Das alles ist in dem Buche prächtig gesagt, reich durchflochten mit den geistvollsten Bemerkungen über das Wesen echter Poesie und in einer eingehenden, wahrhaft kritischen Würdigung der einzelnen romantischen Dichter von Novalis, Tieck und den Brüdern Schlegel bis Hoffmann und dessen Zeitgenossen. Nicht berücksichtigt ist nur Eichendorff selbst, desgleichen die Spät- und Nachromantik der dreißiger und vierziger Jahre; doch werden führende Erscheinungen wie Stifter, Geibel und Drost-Hülshoff in ihrer Bedeutung bereits richtig erkannt und wenigstens am Schlusse erwähnt.

Die Romantik erhält ihr Recht gegenüber den Verunglimpfungen von anderer Seite, besonders in der Folgezeit, wenn auch ihre Irrtümer und Gebrechen, die sie mit allem Menschlichen gemein hat, nicht die geringste Beschönigung erfahren. Es wird darauf hingewiesen, wie der durch die Romantik bewirkte geistige Aufschwung nicht allein die Poesie von Grund aus verjüngt, sondern in gleicher Weise auch alle übrigen Richtungen der neueren Bildung, Politik, Philologie und Medizin nicht ausgeschlossen, erfrischend und belebend durchdrungen hat. Namentlich wird auch der gedankenlose Vorwurf, als habe die Romantik einem politischen Quietismus gehuldigt, gründlich abgefertigt. War sie es ja, die zuerst deutschen Sinn und deutsches Recht erweckte, an Tugenden erinnerte, die der Gegenwart not taten, unausgesetzt zur Umkehr aus der moralischen Verwesung mahnte, und das alles zu einer Zeit, wo Napoleon sein Schwert über Deutschland gelegt hatte, und wo es keine müßigen Spaziergänge europamüder Poeten galt, sondern wo es darauf ankam, das Leben für den Ernst des Lebens einzusetzen. Wie die Romantiker mittelbar und unmittelbar den großen Befreiungskampf rüsten halfen, so griffen sie auch persönlich in der Stunde der Entscheidung zum Schwert und opferten

selbst ihr Blut mannhaft für das Vaterland. Zugleich ist Eichendorffs eigener Standpunkt innerhalb der Romantik, mittelbar wenigstens, dadurch treffend bezeichnet. Sein Buch bedeutet, wie schon anderswo richtig bemerkt worden ist, eine wesentliche Bereicherung der Literaturgeschichte im Sinne ihres Altmeisters Friedrich Schlegel, ein unerläßliches Gegengewicht gegen mancherlei parteiische und daher wissenschaftlich sehr anfechtbare Darstellung und oberflächliche Auffassung; es ist ein Hauptzeuge für das große Zeitalter der Blauen Blume. In seinen späteren literarhistorischen Schriften — Geschichte des deutschen Romans, des Dramas und der poetischen Literatur Deutschlands — hat Eichendorff Veranlassung genommen, seine Darstellung der Romantik im einzelnen noch näher zu begründen.

Einen Teil des Sommers 1847 war Eichendorff unsern Wiens in dem reizenden Baden gewesen, wo er die Freude genoß, mit seiner seit mehreren Jahren dort lebenden hochbegabten, in den siebziger Jahren leider dem Trübsinn anheimfallenden Schwester Luise wieder zusammenzutreffen. Im Herbst des genannten Jahres endlich verließ er Wien, reich befriedigt von allem, was ihm dort zuteil geworden war, aber auch nicht ohne die bestimmte Voraussicht jener politischen Stürme, die über Österreich nicht minder wie über das gesamte deutsche Vaterland bald hereinbrechen sollten. Es gab wenige Kreise Wiens, in denen man nicht schon damals den revolutionärsten Gesinnungen begegnen konnte; die jüngere Literatenwelt trug diese sogar mit einer gewissen Absichtlichkeit bei jedem Anlaß öffentlich zur Schau, von einer sonst allmächtigen Polizei darin mehr gefürchtet als behindert. Die Spannung der Gemüther, die Unterwühlung der Autorität in der öffentlichen Meinung war unverkennbar eine solche geworden, daß es nur des ersten besten zündenden Funkens zu bedürfen schien, um die gewaltsamste Explosion herbeizuführen. Diese erfolgte denn

auch 1848 in einem Grade, der nur noch von der ähnlich vorbereiteten von 1918 übertroffen werden sollte.

Von den Freunden, die Eichendorff in Wien zurückließ, schieden mehrere bald aus dem Dasein, so Feuchtersleben, Klemens von Hügel, Endlicher, zum Teil als Opfer der traurigen politischen Ereignisse; auch Jarcke, mit dem er noch kurze Zeit in Briefwechsel stand, blieb nur bis 1852 am Leben.

Eichendorff beabsichtigte, seinen Wohnsitz fortan wieder in Berlin zu nehmen, wo ihm die reichlichsten literarischen Verbindungen zu Gebote standen, und wohin inzwischen auch sein Schwiegersohn, Ludwig von Besserer-Dahlfingen, als Hauptmann und Kompagniechef des Königlichen Kadettenkorps versetzt worden war. Aber der Aufenthalt daselbst sollte zunächst nur von kurzer Dauer sein.

Der Dichter hatte seinen 60. Geburtstag soeben noch im Kreise seiner ganzen, um ihn versammelten Familie heiter gefeiert, als wenige Tage darauf, am 18. März 1848, die Hauptstadt bereits in den vollsten Flammen des Auf-
rührs stand. Der Straßen- und Barrikadenkampf setzte sich gerade in dem von Eichendorff bewohnten Stadtteil mit besonderer Heftigkeit fest, so daß der Dichter mit seiner und des Schwiegersohns Familie während der Nacht zur Sicherung des Lebens wiederholt den Aufenthalt wechseln und in fremden Häusern Zuflucht nehmen mußte.

Am andern Morgen ging Eichendorff mit seiner von den Schrecken der Nacht erkrankten Gattin und den Kindern seiner Tochter nach dem friedlicheren Cöthen und im Juni 1848 endlich nach Dresden. In dieser heiteren, durch Kunst und Naturschönheiten so bevorzugten Residenz, dem deutschen Florenz, verweilte er fast volle zwei Jahre, obgleich ihn das Revolutionsfieber 1849 auch von hier wieder auf einige Zeit nach Cöthen vertrieb. Hier erwarb er in der damaligen Magdeburger Vorstadt, dem jetzigen Hausgrundstück Bernburger Straße 2, ein kleines Anwesen

nebst Garten, das er, wie seine Briefe ausweisen, in den Monaten April und Mai 1849, sowie von Ende Mai bis Ende Oktober 1855 bewohnte. Im übrigen hatte ihm Dresden so wohlgefallen, daß er mit dem Gedanken umging, sich dauernd dort niederzulassen; doch hinderten Rücksichten anderer Art die Ausführung. Geraume Zeit bewohnte er hier nach der Herstellung friedlicher Zustände das Linkesche Bad, hart an der Elbe gelegen und mit schöner Aussicht auf Fluß und Stadt, wo Konzerte und ein treffliches Sommertheater abendlich immer ein zahlreiches Publikum versammelten. Ein junger Dichter, Leberecht Dreves aus Hamburg, der sich im gleichen Haus eingemietet hatte, war damals sein steter, ihm sehr liebgewordener Gefährte. Eichendorff führte später dessen Gedichte mit einem Vorworte in die Welt ein, das erste und einzige Mal, wo er zu solchem Autordienste sich herbeiliess. Sonst lebte er in großer Zurückgezogenheit, seinen Umgang nur auf wenige Familien beschränkend, deren Bekanntschaft er zufällig gemacht hatte.

An den politischen Ereignissen jener erregten Tage nahm Eichendorff den lebendigsten Anteil. Es gab Augenblicke, wo er trotz seines Abscheus vor allem revolutionären Treiben sich dennoch der Hoffnung hingeben konnte, daß durch Gottes Zulassung aus dem allgemeinen Umsturz eine neue Ära wahrer Freiheit hervorgehen möchte; aber sein offener Blick täuschte ihn nicht über das Trügerische solcher Hoffnungen. Es war der Blick eines Mannes, der auch für weltliche Dinge und die Erscheinungen im Völkerleben keinen andern Maßstab kennt als den einer höheren sittlichen Ordnung. Der leichte Sieg der Reaktion kam ihm daher durchaus nicht unerwartet; aber so sehr sie auch durch das Vergangene bedingt sein mochte, sie durfte auch ihrerseits die gewiesenen Grenzen nicht überschreiten.

Wie Eichendorff über die Bedeutung jener Zeitbegebenheiten im allgemeinen geurteilt hat, ergibt sich aus einer

Stelle seines Werks über den deutschen Roman (1851): „Es ist von einer gewissen Seite her jetzt Mode geworden, dem Jahre 1848 alles nur ersinnliche Schlechte zuzuschreiben und ihm dagegen jede historische Bedeutsamkeit abzusprechen. Aber was da Verkehrtes geschehen, war nicht die Schuld jenes Jahres, sondern der früheren Dezennien. Das sollte man wohl bedenken und nicht das Neue nun wieder mit dem Alten anfangen wollen, das doch nach diesen Früchten unmöglich so überaus vortrefflich und unfehlbar sein konnte. Es ist töricht und von uns gehörigen Orts überall auch gerügt worden, daß die leichten Aufklärer und ihre terroristischen Nachfolger die ganze große Vergangenheit austreichen, um ihre kleine Gegenwart an die Stelle zu setzen; aber es ist ebenso töricht, die Gegenwart mit ihren unabweisbaren Existenzen zu ignorieren und das Vergangene als Zukunft fixieren zu wollen, als ob nicht alle drei Zeitverwandlungen ein unzertrennlicher Strom wären. Das Wahre ist freilich immer wahr und insofern stabil, aber es wiederholt und verjüngt sich, in Sitten wie in Staatseinrichtungen, stets in neuen zeitgemäßen Formen. Es nützt daher gar nichts, mit den Revolutionen zu brechen, sondern mit dem, was die Revolutionen erzeugt, und gegen unsichtbare Gedanken mit Bajonetten fechten, ist allezeit eine Donquichotterie; sie gehen wie ein Miasma durch die Luft über die Bajonette aller Sanitätskordons hinweg und lassen sich nieder, wo und wann ihnen die Atmosphäre eben zusagt . . . Vor allem aber sollten, da nun einmal die Religion fast überall in Politik umgeschlagen, die Regierungen es herzhast wagen, die Politik wieder religiös zu machen und in ihrem öffentlichen Leben mit dem engbrüstigen Egoismus, dem falschen Schein, mit einem Wort: mit der Lüge, die doch niemand mehr glaubt, zu brechen. Wir dürfen uns heutzutage keine vergeblichen Illusionen machen, die Völker haben mit dem religiösen Glauben auch die Ehrfurcht verlernt, ohne die keine Regierung möglich ist. Wie sollen sie dieselbe wieder-

gewinnen durch unmoralische Spiegelfechtereien und diplomatische Kunststücke? Schlaueit ist jederzeit nur eine Notwaffe der Dummheit, und nur der schon Schwankende fängt an, zu balancieren. Nicht auf dieser equilibristischen Weisheit daher, die doch über kurz oder lang vom Seile fällt, sondern auf der Gerechtigkeit beruht alle Ordnung; es gibt aber nicht zweierlei Gerechtigkeit auf Erden, eine nach unten und eine andere nach oben.“

Die Verfassungsänderung in seinem engeren Vaterlande Preußen begrüßte Eichendorff zwar als einen notwendigen wesentlichen Fortschritt, insofern der bisherige Zustand im Orangethale der Gefahr sich völlig ohnmächtig erwiesen hatte; über die Tragweite dieses Entgegenkommens an den Geist der Zeit machte er sich indes durchaus kein Trugbild und war weit entfernt, in ihr das Heilmittel für alle wirklichen und eingebildeten Mängel zu erblicken. Denn das Recht — wie er sagt — geht nicht von dem Vertrage, sondern der Vertrag von dem Rechte aus; es gibt dieses wohl jenem, nicht aber der papierne Vertrag dem Rechte Bestand, und nicht die Besiegelung, sondern die wechselseitige rechte Treue bleibt immer und überall die Hauptsache, der Vertrag an sich ist nur eine Arznei der erkrankten Treue.

Die Poesie Eichendorffs blieb von den Ereignissen und Stimmungen jener Zeit natürlich nicht unberührt. In einer großen Anzahl Gedichte, fast alle während des Aufenthalts in Dresden entstanden, hatte er sie zum Gegenstand seiner Betrachtung, Mahnung und Rüge gemacht. Die Mehrzahl dieser Zeitgedichte, die er selbst zu seinen gelungensten zählte, wurde freilich aus unbekannten Gründen leider von ihm wieder vernichtet; die wenigen übriggebliebenen, durch Kraft und Schönheit ausgezeichnet, lassen den Verlust nur um so mehr beklagen. Von der ironischen Seite faßt den Gang der Begebenheiten das köstliche Märchen „Libertas und ihre Freier“ auf, ebenfalls in Dresden 1849 niedergeschrieben.

Wie der große Nekromant Pinkus die landstreichende Libertas auf seinem modernen Feudalschlosse im Namen der Gesittung verhaftet und festgehalten, der schlaue Doktor Magog sich alsdann aufgemacht, um sie mit Hilfe des leicht beredeten Riesen Rüpel für seine selbstsüchtigen Zwecke zu befreien, statt der erhofften Libertas aber durch ein Mißverständnis nur des Pinkus Silberwäscherin Marzebille gewinnt, mit der er froh davoneilt, sie wahrscheinlich noch heute für die Libertas haltend, während der betrogene Rüpel, arm wie zuvor, verdrossen in seinen Urwald zurückkehren muß, die wirkliche Libertas dagegen, durch die Gespielen ihrer Jugend, die befiederten Säger des Waldes, inzwischen wirklich befreit, nach dem Traumschloß der Elfen entflohen sein soll, welches seitdem aber niemand wieder aufgefunden hat: dies und anderes ist in dem Märchen allerliebste erfunden und erzählt; ein heiteres Spiel der Phantasie, in welchem der Dichter den Inhalt der Zeit in poetischem Reflex wiedergibt. Es ist vom Dichter selbst nie veröffentlicht worden und erst nach seinem Tode in der Gesamtausgabe seiner Werke erschienen.

Offenbar erscheinen die tollen Verhältnisse des Jahres 1848 aufs Korn genommen. Geht die erste Fassung vom kirchlichen und agrarischen Standpunkt aus, so beschäftigt sich der Entwurf einer zweiten mit der städtisch-sozialistischen Bewegung, wobei ihm die revolutionären Umtriebe im industriereichen Sachsen vorgeschwebt haben mögen. Das Säbelregiment der Reaktion verwirft er womöglich noch entschiedener als das Pöbelregiment der Irreführten. Dem preußisch-deutschen Einheitsstaat gewinnt er ebensowenig Geschmaack ab wie dem kapitalistischen Bürgertum, dem Sozialismus und Radikalismus aller Spielarten. Pinkus verkörpert den Börsenfreisinn, die tonangebende Macht der neuen Zeit, Magog, der literarische Proletarier, die politischen Demagogen, Rüpel das Volk der kleinen Bürger und Bauern, Marzebille die verkehrte

Frauenemanzipation. Die Schloßuhr des geadelten Finanzmagnaten Pinkus geht trotz allem Fortschritt der Zeit rückwärts, „beinahe schon fünfzig Jahre zu spät“ und spielt frei nach der Weise der Freimaureroper „Die Zauberflöte“:

„In diesen heil'gen Hallen
 Kennt man die Rache nicht —
 Und Ruhe ist vor allen
 Die erste Bürgerpflicht.“

Die Bourgeoisie, die für ihren Geldsack fürchtet, ruft nach der Polizei. So ergibt sich die Militärdiktatur als notwendige Folge des Mammonismus. Eichendorff ist Föderalist, Großdeutscher und gegen jede Beschränkung der wirklichen Freiheit, komme sie nun von rechts oder von links.

Die sogenannte politische Poesie, wie die neuere Zeit sie in Aufnahme gebracht hatte, war übrigens durchaus nicht im Geschmacke Eichendorffs, sie galt ihm kaum mehr als Poesie. In seinem Werke über die Romantik sagt er darum ebenso treffend wie schön: „Die äußeren Staatsformen, sie mögen als Recht oder Mißbrauch, als Verfassung oder als öffentliche Meinung sich kundgeben, sind immer nur die Resultate der inneren Geschichte, des normalen oder verkehrten Bildungsprozesses eines Volkes; historisch gegebene Größen, aus welchen der ordnende Weltverstand, den wir Regierungskunst nennen, seine Gleichungen zu machen hat, um die unbekannte Größe des Ewigen zu finden. Die Aufgabe der Poesie dagegen ist nicht, das, was der Wogenschlag der Zeit als Begriffe abgelagert, prüfend zurechtzulegen, nicht das Erklärte, sondern der Kampf, das Werden, mit einem Wort: das Dramatische jenes Bildungsprozesses selbst darzustellen. Die Staatskunst ist wie die Astronomie; wie diese den Wandel der Gestirne, so sucht jene das ewige Gesetz der Bewegungen und Wechselbeziehungen der ethischen Kräfte der Menschheit zu entdecken, um das natürliche

Planeten-system der Gesellschaft herzustellen. Aber die unsichtbare bewegende Urkraft, von der dieses Geseh eben nur der Ausdruck ist, zu ergründen und zum waltenden Bewußtsein zu bringen, werde beide jederzeit der Philosophie und Poesie überlassen müssen. Will daher die Poesie auf dem Boden des Volkslebens bildend wirken — und welche echte Poesie hätte das nicht gewollt? —, so muß sie nicht über das *fait accompli* der Bildung, über die auf der Oberfläche treibenden Tatsachen unberufen mitschwagen wollen, sondern in die geheimnisvolle Werkstätte selbst, wo die Tatsachen geboren und die draußen auszuprägenden Metalle erzeugt werden, sich verdenken, die Erinnerungen, Kräfte und Tugenden weckend, aus denen heraus der gesunde Staat sich aufbaut oder verjüngt. Das kann sie aber nur, indem sie das religiöse Volksgefühl belebt, in welchem alle jene Tugenden wurzeln.“ Und an einem andern Ort fügt Eichendorff hinzu: „Nirgend liegt die Gefahr für die Poesie näher als gerade auf diesem Gebiete, die Gefahr nämlich ihrer völligen Unterjochung durch den Stoff, durch die sich ungestüm kreuzenden Interessen der Parteien und des Winkelpatriotismus, durch die feige Scheu vor dem Urtheil der Menge. Der Dichter soll nicht neutral sein, und es hat auch bei seiner erregbaren Natur gar keine Not damit; kein wahrer Dichter wird von den großen Bewegungen der Gegenwart im tiefsten Herzen unerschütterter bleiben. Aber er soll mit dem Ernst und der Treue, für welche jeder öffentliche Charakter vor Gott und Menschen verantwortlich ist, nur für das, was er nach dem Maß seiner Einsicht in der allgemeinen Verwirrung für wahr und recht erkennt, redlich Partei nehmen und nichts danach fragen, ob ihm die Menge ihr „Gut gebrüllt, Löwe!“ zurufe. Und eben das ist für den Dichter, weil ihm außer der Rettung des ewigen Rechtes und der Wahrheit zugleich auch die der Schönheit anvertraut ist, doppelt schwierig in solcher Zeit. Denn niemand kann mitten im Schiffbruch die Pracht des wogenden Meeres

beschreiben, die Woge geht über ihn hinweg, und der Schrei der Leidenschaft und Verzweiflung ist noch kein Gedicht.“

In solchem Sinn allein, dem höchsten und wahren, sind Eichendorffs patriotische Lieder, die seiner Jugend sowohl als die des späteren Alters, als politische zu bezeichnen, die deshalb aber auch mit den Wellen der Zeit nicht ver rinnend ihre ewige Geltung behalten, während alle lediglich im Dienste des Augenblicks stehende Tendenzpoesie mit diesem selbst in der Regel untergeht, wie sie gekommen.

Am 6. November 1849 schrieb Eichendorff von Berlin aus an Schön, er beabsichtige sich daselbst, wo ihm die meisten literarischen Verbindungen zu Gebote standen, dauernd niederzulassen. In glücklicher Ruhe und ungestört seiner Muse lebend, verweilte er die nächsten sechs Jahre am Ufer der Spree. Er selbst fühlte sich so durchaus wohl, heiter und frei, den Abend seines Lebens so reich gesegnet mit allem, was er billigerweise nur wünschen mochte, daß er in einem Familienbriefe voll Genugthuung sagen durfte: „Möge Dir der Himmel dereinst auch ein so ruhiges und zufriedenes Alter bescheren wie mir!“

Die älteren Berliner Freundeskreise waren durch den Tod schon vielfach gelichtet worden, um so treuer hielt Eichendorff zu den wenigen noch übriggebliebenen, und namentlich war es wieder der edle Savigny und dessen geistvolle Gattin, mit denen er viel verkehrte. Für Frau Luise von des Bordes, Savignys Schwägerin, verfaßte er damals eine herzliche Empfehlung ihrer neu-erscheinenden geistlichen Lieder; auch Bettina von Arnim, das geniale ‚Kind‘, sah er dort oft. Mit Joseph von Radowitz, Peter Cornelius und August Riß war Eichendorff in nähere Berührung getreten; mit dem Letztgenannten beriet er namens des Königsberger Denkmalsauschusses viel über das Standbild, das dem König Friedrich Wilhelm III. in Ostpreußens Hauptstadt gesetzt werden sollte

und jetzt eine Bierde derselben bildet. Sein eigenes gastliches Haus versammelte gleichzeitig wie in früheren Jahren zahlreiche Freunde von nah und fern; unter ihnen befand sich auch August Reichensperger, der bedeutende Parlamentarier, mit dem der Dichter später im Briefwechsel blieb. Von den jüngeren Zeitgenossen, die sich ihm anschlossen, gewann vornehmlich Jégor von Sivers aus Livland, der Verfasser der „Palmen und Birken“, seine volle Zuneigung; das schöne Abschiedslied vom Jahre 1853 bezeugt, welche Theilnahme Eichendorff dem wackern Poeten und Reisenden geschenkt hat.

Eine besonders ehrende Anerkennung ward Eichendorff zuteil, als ihm 1853 Bayerns König den neugestifteten Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst verlieh, um so mehr da, sein engeres Vaterland Preußen keine ähnliche Auszeichnung für ihn übrig hatte. Zwar legte er auf dergleichen nie sonderlichen Wert, aber im Hinblick auf die früher erlittenen Unbilden freute sie ihn doch.

Am 28. April 1853 war Ludwig Tieck hochbejahrt gestorben. Es gewährte einen wehmütigen Anblick, als man in dem stillen Zuge, der den ersten Begründer und Vorkämpfer der Romantik zum einsamen Friedhof geleitete, nun sogar den letzten aus jenem Zeitalter übriggebliebenen Ritter der Blauen Blume sah, wie er zwar rüstig einherschritt, allein auch schon als Greis.

Die Sommermonate pflegte Eichendorff nicht in Berlin, sondern, wie dies auch früher bisweilen geschehen war, auf seinem Gute Sedlnitz bei Freiberg in Mähren zuzubringen, einem alten Lehnsitz der Familie, inmitten des gesegneten Ruhländchens. Das Ruhländchen, an die waldigen Vorberge der Karpathen gelehnt und um die Quellen der Oder reich und fruchtbar sich hinziehend, ist der Wohnsitz einer durchaus deutschen braven Bevölkerung, die sich unvermischt in der slawischen Umwelt erhalten hat und zugleich bekannt ist durch eigentümliche Sitte und Dichtung. Die Volkslieder des Ruhländchens, von

Hugo Meinert 1817 zuerst gesammelt, haben es sogar literarisch zu einer gewissen Geltung gebracht.

Eichendorff verweilte in Sedlnitz immer außerordentlich gern, und auch die seit Jahrhunderten mit dem Geschlecht verwachsenen Ortsbewohner sahen den wohlwollenden Herrn stets mit erneuter Freude in ihr anmutiges Thal zurückkehren, ihn mit festlichen Aufzügen und Ständchen begrüßend. Es war das schönste Verhältniß gegenseitigen Vertrauens und Verstehens, das selbst die Wirren von 1848 nur wenig und vorübergehend zu trüben vermochten. In der grünen Abgeschiedenheit dieses Landsitzes wurde viel gedichtet und geschrieben. Eichendorff genoß hier, wie er selbst scherzhaft bekannte, eine wahrhaft klassische Muße, zugleich Körper und Geist kräftigend in der reinen Vergnügung der Karpathen und auf den täglichen ausgedehnten Spaziergängen in Wald und Feld. Selbst das alte barocke Schloß war ihm so lieb geworden, daß er dessen Unbequemlichkeiten nur ungern gegen eine Baulichkeit wohllicheren Charakters vertauscht hätte.

Nach Beendigung des Weltkrieges freilich wetteiferte das Innere des seit langer Zeit unbewohnten und während des Krieges als Lazarett verwendeten Schlosses, von niemandem betreut, an Verwahrlosung und Baulichkeit mit dem ruinenhaften Aussehen der Fassade. Es wird beabsichtigt, es in würdiger Weise wiederherzustellen. Die uralte Lindenallee, die während des Krieges abgeholzt wurde, ist allerdings nicht mehr zu ersetzen. Die Sakristei der Pfarrkirche dagegen birgt noch einen mit silbernem Eichenkranz geschmückten Messelch und eine künstlerisch gearbeitete Monstranz, verziert mit einem in Silber getriebenen Kranz aus Eichenlaub und Eicheln. Es sind Geschenke des Hauses Eichendorff, die zeitlich mit des Dichters Anwesenheit in Sedlnitz zusammenfallen.

Die literarische Tätigkeit des rüstigen Mannes, weit entfernt, in dem zunehmenden Alter eine Schranke zu finden, schien sich im Gegenteil mit den Jahren immer reicher zu

entfalten. Besondere Aufmerksamkeit schenkte Eichendorff jetzt vornehmlich der Literaturgeschichte. Außer der Schrift über die Romantik verdanken wir ihm noch andere Werke ähnlicher Art, die durch echte Kritik, geniale Auffassung und höchste Vollendung in Stil und anmutsvoller Darstellung sich auszeichnend, unser Schrifttum auch auf diesem Gebiete bereichert hat.

Bereits 1851 erschien das Buch „Der deutsche Roman des 18. Jahrhunderts in seinem Verhältnis zum Christentum“ (Leipzig bei F. A. Brockhaus). Von der Betrachtung ausgehend, daß die Poesie immerdar einen untrüglichen Spiegel für Sitte und religiöse Anschauungsweise bilde, bei uns Deutschen aber unter allen Dichtungsarten bis jetzt nur der Roman der einzig zuverlässige poetische Ausdruck der geistigen Zustände geblieben, da wir noch immer kein nationales Schauspiel besitzen, stellt sich das Buch die Aufgabe, die sittlichen und religiösen Wandlungen Deutschlands im vorigen Jahrhundert, die in unserm Roman hieroglyphisch angedeutet liegen, näher nachzuweisen.

Nachdem die Einleitung treffend dargelegt, wie der Roman wesentlich christlichen Ursprungs ist, indem das Christentum die Poesie immer mehr von der äußeren Welt nach der inneren, vom Wirklichen zu Gemütszuständen, von Handlungen zu Charakteren, vom plastischen Epos zur idealen Seelenschilderung überführte, die gerade das Eigentümliche des modernen Romans bildet, wird die Geschichte des Romans in Deutschland während der früheren Jahrhunderte in ihren Hauptzügen und hervorragendsten Erscheinungen besprochen, die fortlaufende Wechselbeziehung zwischen Leben und Dichtung beleuchtet und wie allmählich die Lineamente der neueren Zeit sich herausgebildet, auf deren Wetterscheide als Urtypus des Romans der „Simplizissimus“ erscheint.

„Das bewegende Prinzip des 18. Jahrhunderts ist die Aufklärung, ihr Kampf mit den widerstrebenden Kräften

um die Alleinherrschaft bildet fast den ganzen Inhalt dieses Zeitraums, im Leben wie in der Literatur. Keine geistige Aufgabe ist so häufig wie diese mißverstanden, von den einen hochgefeiert, von den andern verkehrt, und der Streit ist um so hartnäckiger und erbitterter geführt worden, da beide Parteien in gewissem Sinne recht haben. Es ist gewiß nichts so natürlich, edel und christlich als das menschliche Streben nach Licht, ein reformatorischer Gebrauch der Vernunft. Auch ist es an sich unverfänglich, daß dieses Streben, indem es eben alles, was das Licht bedeckt oder verhüllt, zu beseitigen sucht, ursprünglich verneinend erscheinen muß. Allein hier liegt auch schon das Verführerische für den menschlichen Geist, und es scheiden sich die Wege. Wo nämlich die Aufklärung ihre Waffe der Verneinung nicht mehr als bloßes Mittel zu höheren Zwecken betrachtet und vergißt, daß sie nicht selbst das Licht sei, sondern auf daß sie von dem Lichte Zeugnis gebe, — wo sie daher in vermeintlicher Konsequenz selber das Licht machen und alles Licht außer ihr verneinen will, da ist es eine falsche Aufklärung. Diese falsche Aufklärung ist keineswegs erst eine Erfindung der Reformation, sie wurzelt und beginnt vielmehr weit früher in dem allgemeinen Protestantismus der menschlichen Natur; aber sie hat sich vorzüglich der Reformation, ihrer Konsequenzen und wechselnden Stimmungen bedient, um sich endlich im 18. Jahrhundert als eine förmliche Philosophie des Lebens herauszubilden.“

Wie diese Lebensphilosophie nun, die verschiedensten Phasen durchlaufend, im Roman zum Ausdruck gelangt, als Naturreligion, Religion der bloßen Moral und Pietismus, Vernunft- und Humanitätsreligion, ästhetisches Christentum und Antichristentum, wird in lebendigen, ebenso anregend wie tiefsinnig geschriebenen Schilderungen vortrefflich ausgeführt; überall begegnen wir den eindringendsten Gedanken über Poesie und ihre Stellung zur Religion, über geistliche und politische Dichtung, über die

Aufgabe des sogenannten Volkschriftstellertums usw., denen zum Teil eigene Abschnitte gewidmet sind. Nach einem Rückblick auf die gegenwärtige Zeit und die Verirrungen der neueren jungdeutschen Poesie — die keinen Inhalt hat als ihre Leidenschaft und das dämonische Spiel der losgebundenen Elementargeister, und die an den äußersten Grenzen menschlicher Freiheit und Willkür angelangt, faustisch taumelnd über diese hinaus verlangt, und da auf dieser wüsten Höhe der Versucher an sie herangetreten, sich mit ihrem Herzblood ihm verschrieben und vor Baal das Knie gebeugt, der ihr dafür zwar Macht gegeben über alle Lande und Weltherrlichkeit, als falscher Gesell ihr aber zugleich heimlich den Stempel der Philisterei zum Emblem ihrer Weltherrschaft aufgedrückt —, schließt das Buch mit den schönen und charakteristischen Worten:

„Darum wollen wir indes die Kunst selbst nicht verkennen und verschmähen, weil jene sie zu teuer mit ihrer Seele erkaufte und mißbraucht haben, denn sie ist ein von Gott bestimmtes Gefäß himmlischer Wahrheiten. Aber gebt diesem entweihten Gefäß, bevor sie es ganz zerschlagen, den ursprünglichen Wein des Lebens wieder, gebt dieser jungbyronischen Poesie, gleichviel ob im Drama, im Roman oder im Liede, wieder jene große, tiefsinnige Weltansicht, welche, indem sie das Diesseits an das Jenseits knüpft, aller irdischen Erscheinung eine höhere Bedeutung, Wahrheit und Schönheit verleiht. Ob und wie bald oder spät der frische Lebenstrank dem von jenem potenzierten Schnaps verbrannten Gaumen der Menge munden wird, ist menschlicherweise nicht vorauszu sehen. Aber in Zeiten gärenden Kampfes kommt es darauf an, sich vor allem seiner eigenen Stellung klar bewußt zu werden, gegen das erkannte Böse, unbekümmert um die Ordonnanzen des Journalismus, nach bestem Wissen und Gewissen Einspruch zu tun, um so das ewige Banner, das die Nachwelt von uns fordern wird, wenigstens für eine bessere Zukunft unbefleckt über dem Getümmel aufrechtzuerhalten!“

Nicht minder wertvoll ist das 1853 verfaßte Werk „Zur Geschichte des Dramas“ (Leipzig bei F. A. Brockhaus 1854), worin Eichendorff seine Gedanken über Wesen und Bedeutung dramatischer Dichtung niedergelegt hat, diese Gedanken in kurzen historischen Umrissen näher begründend. Wie das Drama die höchste Blüte der Zivilisation darstellt, wesentlich tragischer Herkunft und im genauesten Zusammenhang mit dem religiösen Kultus, bei Griechen und Römern, im christlichen Mittelalter und von da ab bis in die neueste Zeit bei den verschiedenen Nationen Europas, in Deutschland, Spanien, England, Italien, Frankreich sich entwickelt und fortgebildet hat, ist schön und lichtvoll ausgeführt; auch hier überall eine Fülle der grundlegendsten feinsten Bemerkungen und eine meisterhafte Charakteristik der führenden Dichterpersönlichkeiten von Aeschylos, Sophokles, Aristophanes durch die Jahrhunderte bis zu Calderon, Shakespeare, Schiller und Goethe herab. Der Vorwurf, daß das Christentum einer gesunden Entwicklung des Schauspiels hemmend entgegenstanden habe, wird aus dem Wesen und geschichtlichen Bildungsgänge beider siegreich widerlegt. So mächtig vielmehr war gerade das höhere dramatische Element im Christentum, daß es, nachdem es die alte Bühne überwunden hatte, sofort den Bildungsprozeß von seinem religiösen Ursprung ab wieder aufnehmend, das neue Schauspiel aus der Kirche selbst, in den sogenannten Mysterien und Moralitäten herausbildete, und zwar am selbständigsten in Deutschland, wo die Erinnerungen an das Antike am wenigsten verbreitet, die heimatlichen heidnischen Überlieferungen aber noch nicht künstlerisch genug ausgeprägt waren, um wesentlich störend einzuwirken. Daß aber trotzdem gerade Deutschland im nationalen Drama später so weit hinter den übrigen Völkern zurückbleiben konnte, war die traurige Folge unserer religiös-politischen Verhältnisse. Die Reformation hatte zuerst den goldenen Faden zerrissen, auf dem sich

die eben aufkeimende Volksbühne kräftig fortbilden mochte; sie und ein dreißigjähriger Bruderkrieg ganz Deutschland auf Jahrhunderte hinaus gleichsam in zwei feindliche Völkerschaften, Katholiken und Protestanten, gespalten; mit dem Untergang der politischen Freiheit, da das Drama nicht mehr ungestraft von dem, was das Volk bewegte, zum Volke sprechen durfte, siechte und verkümmerte es immer mehr. Der Niedergang von Religion und öffentlichem Leben hat den Verfall des Dramas verschuldet; wo und so oft es diese Wurzeln seines Daseins nicht verleugnet, hat es auch die höchste Blüte erreicht. —

In seinen Betrachtungen bei der Gegenwart angelangt, die noch so weit vom wahren Drama entfernt ist, sagt der Verfasser zuletzt: „Fragt man aber, wie da zu helfen sei, so antworten wir: nicht durch Ästhetik, sondern einzig und allein durch das poetische Gewissen; das jede gleißende Lüge gründlich verabscheut, durch männliche Unterordnung jener zerstreuten und zerfahrenen Elemente unseres Dramas unter ein gemeinsames Prinzip, unter etwas, welches höher liegt als diese Zerfahrenheit und prickelnde Unruhe. Die Politik kann dies nicht sein, denn sie ist veränderlich und wesentlich diplomatisch wie aller Egoismus und keineswegs eins mit dem ewigen Recht. Die Philosophie auch nicht, denn sie ist nur ein Suchen und kein Gefundenes. Und noch weniger etwa der Schillersche Kosmopolitismus, da er bei uns allzu kläglich durchlöchert ist, um noch als anständige Theatermaske zu dienen . . . Unser Drama wird auf ein allgemein verständliches und nationales Gefühl zurückgehen müssen, das mit allen jenen Evolutionen verkappten Stolzes nichts zu schaffen hat, und das kann kein anderes sein als das religiöse, und zwar spezifisch christliche Gefühl, wie es z. B. in Shakespeares Schauspielen unsichtbar und doch unverkennbar waltet. Es kommt hier gar nicht auf christliche Stoffe an, sondern auf die religiöse Auffassung und Durch-

dringung des Lebens, die sich gerade an dem sprödesten Material der Wirklichkeit am wunderbarsten bewähren kann. Wir verlangen nichts als eine christliche Atmosphäre, die wir unbewußt atmen, und die in ihrer Reinheit die verborgene höhere Bedeutsamkeit der irdischen Dinge von selbst hindurchschimmern läßt, gleichwie ja dieselbe Gegend nicht dieselbe ist in dickem Schmutzwetter oder bei scharfer Abendbeleuchtung. Wer fragt im Frühling, was der Frühling sei? Wir sehen die Luft nicht, die uns erfrischt, und sehen das Licht nicht, das doch ringsum Laub und Blumen färbt . . . Es wird allgemein über den Verfall des Theaters geklagt und die Schuld bald den Intendanten, bald den Schauspielern oder der englischen Zensur zugeschoben. Die Tatsache des Verfalls liegt offen zutage, aber die Anklage muß, um gerecht zu sein, konziser formuliert werden. Nicht auf den Brettern, sondern unter den Theaterdichtern fehlt der rechte Held, ein durchgreifender Genius, der, unbeirrt von den kleinlichen Sympathien und Antipathien in den Staubwirbeln, welche sie aufwühlen, die sich leise formierende nationale Gestalt der Zukunft divinatorisch zu erkennen und herauszubilden vermöchte. Er würde aber schwerlich fehlen, wenn wirklich das rechte lebendige Bedürfnis, d. h. ein Publikum, zu solchem Verständnis schon vorhanden wäre. Denn das Publikum wird nicht durch die Bühne, sondern durch ein tüchtiges Leben für eine tüchtige Bühne gebildet. Die dramatische Poesie spricht nicht mit den Gelehrten und Gebildeten allein, sondern unmittelbar zum Volke; sie kann mithin eine höhere Bildung der Zukunft nur bis zu einem gewissen Grade antizipieren und ist mehr als jede andere Dichtungsart ein Kind ihrer Zeit, ihrer Leiden und Freuden, ihrer Wahrheiten und Irrtümer. So lange daher unsere Zeit nicht von großen Gedanken, die jetzt nur erst blitzartig hin und her fahren, wieder dauernd durchleuchtet, und die grobe Abgötterei mit dem Materialismus gebrochen wird, so lange wir in Religion und Politik nur noch ex-

perimentieren, solange wird auch unser Drama ein bloßes Experiment bleiben.“ —

Neben diesen literargeschichtlichen Arbeiten beschäftigte sich Eichendorff nicht nur anhaltend mit der Übersetzung Calderonscher Autos, von der, wie bereits bemerkt, 1853 ein neuer Band erschien, sondern trat auch wieder mit poetischer Eigenschöpfung auf, den beiden erzählenden Gedichten „Julian“ und „Robert und Guiscard“.

Das Epos „Julian“ (Leipzig 1853 bei Voigt und Günther), 1852 in der Handschrift vollendet, führt uns in leicht aneinandergereihten Romanzen in die Zeit des letzten großen Kampfes zwischen Heidentum und Christentum, in dessen Mittelpunkt die beiden widerstreitenden, mit außerordentlicher Schärfe und Feinheit gezeichneten Charaktere des abtrünnigen Kaisers und seines Feldhauptmanns Severus gestellt sind. Die alte Heidenwelt steigt noch einmal wahrhaft berauschend mit aller Verführung und Farbenpracht empor, Fausta bildet ihr Symbol; aber wir fühlen, es ist nur der letzte Glanz des sinkenden Abends, hinter dem sich bereits in verklärender Glorie das Morgenrot des jungen christlichen Tages erhebt.

Das Gedicht ist mit einer Glut der Empfindung geschrieben, die an Eichendorffs beste Jugendlieder mahnt, keusch, rein und voll Tieffinn in der Ausführung, und von solcher Musik der Sprache, daß es wie Gesang im Leser fortklingt. Es können Worte kaum melodischer sein als z. B. jenes schöne Lied, mit dem Fausta dem Oktavian lockend zuruft:

„Hörst du nicht die Quellen gehen
Zwischen Stein und Blumen weit
Nach den stillen Waldesseen,
Wo die Marmorbilder stehen
In der schönen Einsamkeit?“

„Julian“ ist zugleich die erste größere Dichtung, in der Eichendorff einen spezifisch christlichen Stoff behandelt, wie er dies später noch einmal in dem Epos „Lucius“ getan hat.

Beide Dichtungen gelten nicht mit Unrecht als vorzugsweise religiöse, obgleich die religiöse Grundstimmung in allen Dichtungen Eichendorffs, in den Liedern sowohl wie in den Dramen und Erzählungen, unverkennbar dieselbe ist. Unsichtbar und überall gegenwärtig wie die Luft, die wir atmen, äußert sich jene Religiosität als die geistige Atmosphäre, in der sich seine gesamte Poesie bewegt, diese selbst einem Strom vergleichbar, der Erde und Himmel in seinem klaren Laufe spiegelt. Darum hat seine Muse auch das Eigentümliche, daß sie nicht durch spannende Effekte zu wirken sucht, nicht auf Umwegen ihrem Ziele zustrebt, ihre Erfüllung vielmehr schon von vornherein und in jedem Augenblicke gegenwärtig ist. Der Himmel, den der Dichter meint, wird uns nicht von fern angedeutet, um ihn nach mancher Irrung und schwer durchkämpften Reisen endlich zu finden; die Dichtung bringt ihn schon beim Eintritt mit sich, in seinem Lichte grünt und blüht seine ganze Schöpfung uns sofort entgegen, Natur und Menschen sind von ihm durchleuchtet. Die Harmonie, die dadurch über alles verbreitet wird, erfüllt auch den Leser mit der gleichen wohlthuenden Befriedigung; es ist die erhöhte Stimmung eines Sonntagsmorgens, die uns fast immer begleitet, und doch mit dem Gefühl, daß wir auf dieser schönen Erde nur Fremdlinge und Pilger sind, unsere eigentliche Heimat, das Ziel unserer Reise, aber weiter und höher liegt. Dieses Heimweh klingt in Lust und Ernst auch im kleinsten Liedchen wider, denn „Gedanken gehn und Lieder fort bis ins Himmelreich“; es ruht in den heitersten Bildern als wehmütiger Hintergrund, und Eichendorffs Poesie ist auch in dieser Beziehung eine wesentlich symbolische zu nennen. Wie macht sich dies selbst im äußeren Schmucke, in dem landschaftlichen Reichtum seiner Dichtungen fühlbar!

Die unvergängliche Schönheit der Natur hat sich vielleicht keinem andern Dichter je in solcher Ursprünglichkeit geoffenbart, ist von keinem so tief empfunden und bewußt gefeiert worden als von Eichendorff —

„Im Flug belauschen des Liedergottes rüstige Söhne,
Wenn alle Höh'n und Täler blühen und rauschen,
Im Morgenbad des Lebens ewige Schöne,
Die in dem Glanz erschrocken
Sie glühend anblickt aus den dunklen Locken.“ —

Es ist Symbolik der Natur, in denen seine Gedanken als in ihren eigenen Zauberkreis sich hüllen, — und doch glauben wir nicht, auch in dieser entzückenden Malerei gleichwie in der lebendigen Natur jenes Sehnen und Trauern zu erkennen, mit dem alle irdische Schöpfung ihrer Erlösung harret und von dem schon der Apostel spricht. Am positivsten und kernigsten drücken die religiöse christliche Gesinnung Eichendorffs seine vielen geistlichen Lieder aus, die in solchem Zusammenhang nochmals hervorgehoben zu werden verdienen, und die in ihrer erhabenen Wirkung an lautere Posaumentöne erinnern. Lieder wie „O wunderbares tiefes Schweigen“, „Nächtlich macht der Herr die Runde“, „Wie oft wollt' mich die Welt ermüden“, „Komm, Trost der Welt, du stille Nacht“, „Wen hat nicht einmal Angst befallen“, „Vergangen ist der lichte Tag“ usw. sind gleich den besten der gefeierten Zeitgenossin Luise Hensel, Ergüsse reinster Andacht und eines wahrhaft lebendigen Gottvertrauens. Treffend bezeichnen des Dichters hochgestimmten Sinn und christliches Streben die Worte seines „Morgengebetes“:

„Die Welt mit ihrem Gram und Glücke,
Will ich, ein Pilger, frohbereit
Betreten nur wie eine Brücke
Zu Dir, Herr, übern Strom der Zeit.
Und buhlt mein Lied, auf Weltgunst lauernd,
Um schnöden Gold der Eitelkeit,

Berschlag mein Saitenspiel, und schauernd
Schweig' ich vor Dir in Ewigkeit!"

Oder der einfach schöne Sinnspruch:

„Vergeht mir der Himmel
Vor Staube schier,
Herr, im Getümmel
Zeig Dein Panier!
Wie schwank' ich sündlich,
Läßt Du von mir,
Unüberwindlich
Bin ich mit Dir!"

Dem „Julian“ ließ der Dichter sehr bald, im Winter 1853 bis 1854, ein zweites Epos folgen: „Robert und Guiscard“ (Leipzig bei Voigt und Günther 1855). Eine Episode aus der französischen Revolution, das bewegte, mild sich lösende Geschick einer französischen Emigrantenfamilie bildet den Gegenstand des Gedichts. Die erzählte Begebenheit hatte Eichendorff während seines Aufenthalts in Heidelberg aus dem Munde der Beteiligten selbst vernommen, nachdem diese in der reizenden Neckarstadt ein glückliches Asyl gefunden. Es ist ein ungemein liebliches Idyll, die Verse fließen harmonisch und leicht in bequemer Grazie dahin, der Ton des Ganzen hat etwas eigentümlich Mildes und Wohltuendes; es gemahnt fast wie ein Spaziergang an lauem Sommerabend, wo uns der Dichter durch die blühende Neckarlandschaft führend mit den Bildern seiner schönen Jugend unterhält.

„Robert und Guiscard“ ist noch viel zu wenig gewürdigt. „Die schönsten Bekenntnisse, die ein Dichter über Heidelberg niedergelegt hat,“ schreibt Rudolf L. Goldschmidt in den „Preussischen Jahrbüchern“ 1923, „ruhen in Eichendorffs Briefen. Aber als er daran ging, dieses Schloßbild lyrisch auszuformen, war schon so lange Zeit seit seinem letzten Heidelberger Aufenthalt verflossen, daß er wohl noch in alter Kraft die Stimmung seiner Heidelberger Jugend-

erlebnisse nachklingen fühlte, aber nicht mehr in alter Schärfe die bildhaften Linienwirkungen. Eichendorff hat in diesen Schlußstrophen des „Robert und Guiscard“ eigentlich das romantischste Gedicht auf Heidelberg geschrieben. Mehr als irgendein anderes Gedicht haben diese Strophen Eichendorffs Beziehungen zur romantischen Malerei. Wie in der romantischen Malerei, so ist auch bei Eichendorff das Gesamtbild nicht in Einzelformen, in Lokalfarben zerlegt, sondern atmosphärisch erfasst. Nicht das spezifische Talbild, nicht das isolierte Schloßbild, nicht das Stadtbild, sondern die Gesamtstimmung beherrscht das Gedicht. Diese Sonnenluft, die Eichendorff um die Stadt weben läßt, ist romantische Luft. Und was er erblickt beim Einzug in Heidelberg, ist alles romantisch verklärt: rauschende Brunnen in den Gassen, Hirtenfang, der fern von den Bergen klingt, fröhliche Gesellen beim duftigen Wehen der Gärten rings in wunderlichen Trachten, die vor der Liebsten Tür Ständchen darbringen, der Wald, der von uralten Sagen rauscht: Kann es Stimmungen geben, die stärker vom romantischen Leben eingegeben sind?“

Als Hauptquellen für „Julian“ kommen (ob nun mittelbar oder unmittelbar, bleibt dahingestellt) einerseits Ammianus Marcellinus, der Hauptvertreter der weltlichen Überlieferung dieses Stoffes, anderseits Gregor von Nazianz, der kirchliche Berichterstatter, in Betracht. Zu den historisch-legendarischen Motiven gesellen sich märchenhafte, die uns aus der „Zauberei im Herbst“ und dem „Marmorbild“ geläufig sind. Auch Anklänge an Schiller und Calderon machen sich bemerkbar. Selbsterlebtes verkörpern vor allem die drei männlichen Träger der Handlung: Julian, Oktavian, Severus. Der Letztgenannte als Vertreter der guten alten Zeit spiegelt die reife Lebenserfahrung des alten Dichters wider, während Oktavian und Julian in ihrem Gegenspiel die Jugendkämpfe Eichendorffs andeuten, bevor er selbst den Einklang zwischen

Glauben und Wissen, Ideal und Wirklichkeit gefunden hat. Noch einmal erwacht in seinem Innern der große Zwiespalt zwischen dem Sinnentaumel der Wiener Kongreßzeit und der religiösen Gnadenfülle, die aus der Gesellschaft des Hl. Klemens Hofbauer ausströmt. Mit Vorliebe erscheint die Nibelungenstrophe verwendet. Auch dies erinnert an Wien und seinen bedeutendsten Tendenzpoeten Anastasius Grün, dessen „Spaziergänge“ in der Revolutionszeit nicht lange vorher entstanden sind.

„Robert und Guiscard“ wieder reicht in der inneren Entstehungsgeschichte nicht minder weit zurück. Die Verwendung des Gedichts von der Freiheitsklage aus dem politischen Märchen „Libertas und ihre Freier“ deutet schon darauf hin, daß naheliegende Zeitereignisse auf das Epos ihre Schlagschatten werfen. Die achtundvierziger und die französische Revolution, diese freilich bloß in ihren Folgeerscheinungen, hatte der Dichter miterlebt. Die Heidelberger Studentenzeit ebenso wie das ihn gleichzeitig neuerdings beschäftigende Lubowitzer Idyll, immer noch in seinem Herzen lebendig, erwachte zu neuem Dasein und erblühte darin zum wunderbarsten Abschiedsgruß der unvergeßlichen Heidelberger Romantik.

~~~~~



## 9. Reize.

(1856—1857.)

Mit dem Jahre 1855 begann in dem bisher so glücklichen Familienleben Eichendorffs eine Zeit vielen Kummers und schwerer Heimsuchung. Seine Gattin hatte in den letzten Jahren schon mehrfach gekränkelt, ohne daß ihr Zustand gerade zu ernstern Besorgnissen Anlaß gab; im Frühling 1855 ward sie jedoch von einem heftigen Übelsein ergriffen, das leider keinen Zweifel darüber ließ, daß sich ein gefährliches Leberleiden ausgebildet hatte. Eichendorff benutzte die erste günstige Jahreszeit, mit seiner Gattin nach Cöthen zu eilen, wo er, dem Geräusch der Hauptstadt entrückt, für die Leidende größere Ruhe und Erholung erhoffte. Als die Krankheit trotzdem weitere Fortschritte machte, brachte er seine Frau in den ersten Tagen des Juni zum Gebrauch der Bäder nach Karlsbad, das er unter froheren Verhältnissen vor sechzig Jahren zum letztenmal gesehen hatte. Ein beinahe zweimonatiger Aufenthalt in dem Kurort schien überaus günstig zu wirken, und Eichendorff genoß die Freude, an eine Wiedergenesung der Kranken glauben zu dürfen; er sah sie bereits so weit hergestellt, daß sie mit gewohnter Lust und Leichtigkeit an den Schönheiten der sie umgebenden reizenden Landschaft teilnehmen konnte. Auch nach der Rückkehr aus dem Bade ließ sich einige Zeit hindurch alles noch recht günstig an; allein schon im November erfolgte ein Rückfall der Krankheit.

Ungeachtet ihrer nun rasch abnehmenden, fast ganz erschöpften Kräfte verlangte die Schwerkgeprüfte mit steigender Sehnsucht, zu ihrer Tochter gebracht zu werden, die sich seit kurzem in Reize an der Seite ihres dienstlich dahin versetzten Mannes aufhielt. Eichendorff erfüllte auch wirklich den Wunsch der Kranken; langsam und in

Begleitung des trefflichen Hausarztes fand die Reise statt. Die Ankunft erfolgte am 14. November. Die Gäste suchten sofort die Wohnung des Schwiegersohns, des Majors Ludwig von Besserer-Dahlfingen in dem Riegerschen Haus in der Breiten Straße in der Friedrichstadt auf und nahmen daselbst weiteren Aufenthalt.

In Reise angekommen, verließ Freisrau von Eichendorff das Krankenlager nicht mehr; wenige Wochen darauf, am 3. Dezember 1855, schied sie aus dem Leben, im Alter von 62 Jahren.

Der Dichter war durch diesen Verlust auf das tiefste erschüttert; wenn er ihn auch mit wahrhaft christlicher Ergebung trug, die alte Freudigkeit kehrte bei ihm nicht wieder, und der Gedanke seines eigenen Todes beschäftigte ihn seitdem unausgesetzt. Mehr als 40 Jahre hatte er mit der Verstorbenen in der glücklichsten Ehe gelebt, Freud und Leid hatte sie treu mit ihm geteilt; ihm geistig verwandt und in ihrer Jugend selber zu dichterischen Versuchen aufgelegt, hatte sie ihren Beruf doch nur in der Erfüllung der Pflichten als Frau und Mutter gesucht, die sie mild und verständig übte. In ihrer vorwiegend auf das tatsächliche Leben eingestellten Richtung, die auch in religiösen Dingen sich geltend machte, war sie recht eigentlich Ordnerin des Hauses, der Eichendorff gern und unbedingt vertraute, das Bild einer edlen, würdigen Matrone. Ihr Tod hatte eine jähe Lücke in sein Dasein gerissen; der Schmerz um sie, der ihn nie verließ, blieb jedoch zu groß und frisch, um sich irgendwie in poetischer Verklärung auszusprechen. Sogar sein dichterischer Nachlaß enthält nichts, was auch nur entfernt an jenes traurige Ereignis erinnerte. In den Liedern seiner Jugend freilich ist seine Liebe unsterblich geworden, ihr gelten die meisten jener Gesänge, die in dem Abschnitt „Frühling und Liebe“ sich finden, die dann austönen in dem wehmütigen Schlußgedicht:



„Wir sind durch Not und Freude  
Gegangen Hand in Hand,  
Vom Wandern ruhn wir beide  
Nun überm stillen Land.

Rings sich die Täler neigen,  
Es dunkelt schon die Luft,  
Zwei Lerchen nur noch steigen  
Nachträumend in den Duft.

Tritt her und laß sie schwirren,  
Bald ist es Ruhenszeit,  
Daß wir uns nicht verwirren  
In dieser Einsamkeit.

O weiter stiller Friede!  
So tief im Abendrot:  
Wie sind wir wandermüde —  
Ist das etwa der Tod? —“

In einem Familienbriefe schrieb Eichendorff damals:  
„Die Mutter ist von uns geschieden. Heute früh um acht  
Uhr ist sie, nachdem sie vor einigen Tagen die heiligen  
Sterbesakramente empfangen, bewußtlos und sanft ent-  
schlummert. Ich bin bis in den Tod betrübt und kann heute  
nichts weiter schreiben. Gott gebe ihr die ewige Seligkeit  
und uns die Kraft, es zu tragen; mir ist, als könnte ich  
nie wieder froh sein. Beten wir für ihre arme Seele!“  
Und eine Woche später am 10. Dezember: „Die arme  
Mutter hatte sich sehr darauf gefreut, Reiße wieder-  
zusehen, wo sie als junges Mädchen in Pension gewesen.  
Die Freude ist ihr nicht mehr geworden, denn es war  
schon dunkel, als wir ankamen, und seitdem ist sie nicht  
einmal mehr ans Fenster gekommen. Die ersten Tage  
brachte sie noch mitten unter uns auf dem Sofa liegend zu,  
dann verließ sie das Bett nicht mehr vor großer Schwäche.  
Gerade noch zu rechter Zeit hat sie zu ihrem und unserm

Troste fromm gebeichtet, kommuniziert und die letzte Ölung empfangen. Denn schon tags darauf schwand ihr alle Erinnerung. Du kannst Dir denken, wie uns dies allen das Herz zerriß. Die letzten Tage schwieg sie gänzlich, versank in völlige Bewußtlosigkeit und war auch, wie es scheint, ganz schmerzlos. Am 3. Dezember früh um acht Uhr ist die gute Mutter ohne Todeskampf sanft und ruhig entschlummert. Das liebe, liebe Angesicht hatte sich gar nicht verändert, als schliefe sie bloß . . . Ach, ich leide unsäglich, meine ganze Zukunft kommt mir noch ganz unmöglich vor. Doch genug. Die gute Mutter hat ja das bessere Theil erwählt, wir wollen aus Herzensgrund für sie beten, und ich will meinen Schmerz möglichst zu bewältigen suchen, denn so erfülle ich gewiß ihren Wunsch am besten. Gott gebe uns allen Kraft und Ergebung!“

Von nah und fern gingen dem Dichter Beweise der aufrichtigsten Theilnahme und Worte des Trostes zu. Unter den vielen Schreiben, die er empfing, hatte ihn ein tief empfundener Brief besonders erfreut, den Berthold Rumpelt, Privatdozent für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Breslau, übersandte. Eichendorff erwiderte am 11. Dezember dem ihm bis dahin Unbekannten: „Wie soll ich Ihnen für so viel Liebe und unverdiente Theilnahme gebührend danken? Ich vermag es nicht, so gern ich es möchte . . . Ein rechter Seelenschmerz sehnt sich nach verwandtem Mitgefühl gleichwie das Gebet nach einer Gemeinde; und dem Dichter kann nichts Tröstlicheres begegnen, als wenn seine wohlgemeinten Jugendklänge nicht verloren sind, sondern in solchen Gemüthern lebendig nachhallen. Denn das Alter macht einsam. Sie sind mir fortan kein Fremder mehr, ich werde Ihr Angedenken treu und dankbar lebenslang bewahren, und so reiche ich Ihnen denn recht aus Herzensgrunde die Freundeshand.“

Eichendorff mochte sich nach dem Tode der Gattin nur ungern von Reiße trennen und gab daher leicht den Bitten



der geliebten Tochter nach, bei ihr und in ihrem Familienkreise fortan zu weilen. In stiller Zurückgezogenheit, ein Gegenstand liebevoller Sorge für seine Umgebung, lebte er hier die beiden nächsten Jahre, bis auch ihn der Tod von dannen rief. Es war rührend, wie er den tiefen Kummer um die teure Verblichene nach außen stets zu verbergen suchte; er erschien mild und heiter wie vordem, Beruhigung und Friede um sich verbreitend, der treueste, hingebendste Vater und Freund. Eine herzliche Freude ward ihm zuteil, als ihn im Sommer 1856 auf längere Zeit sein bei der Aachener Regierung als Assessor angestellter Sohn mit seiner jungen, neuvermählten Frau besuchte und er bei dieser Gelegenheit noch einmal alle seine Kinder um sich versammelt sah.

Eichendorff bewohnte damals ein nächst der Stadt Reiße gelegenes Landhaus, St. Rochus genannt, aus dessen schattigem Garten man fast wie in Lubowik weit in die umgrenzende reiche Landschaft blicken konnte, und das ihm darum ganz besonders gefiel. In rüstigen Spaziergängen pflegte er von hier aus gern die schöne heimatliche Gegend zu durchstreifen, und hier war es auch, wo man die Ankunft des Dichters und neuen Mitbürgers durch ein sinniges, trefflich ausgeführtes Ständchen begrüßte.

Noch lange dachte Eichendorff an die mit seinen Kindern in St. Rochus verlebten Tage zurück, noch im März 1856 sprach er das Verlangen nach ungestörtem dauerndem Zusammenleben mit ihnen aus. Im nächsten Jahre (1857) freilich mußte er mit Rücksicht auf mancherlei Übelstände, die sich für die Familie von Besserer infolge der größeren Entfernung von der Stadt ergaben, auf den Sommeraufenthalt in St. Rochus verzichten. Am 15. März 1857 teilte er seiner Schwiegertochter die am 2. April bevorstehende Übersiedlung in die neue Wohnung (Mittelstraße 15) mit. Das vom Dichter bewohnte Landhaus wich in der Folgezeit einem geschmacklosen Neubau, der heute kaum mehr den traulichen Winkel von ehemals verrät.

Mit den meisten seiner älteren Freunde kam Eichendorff bei der Abgeschiedenheit seines letzten Aufenthaltes persönlich nicht mehr zusammen, mit einigen blieb er jedoch wenigstens in brieflichem Verkehr. Von Schön hatte er kurz vor dessen Tode (23. Juli 1856) noch ein Schreiben erhalten, das sich ausführlich mit den Ereignissen der Zeit beschäftigt und worauf er ihm u. a. erwiderte: „Ihre geistvolle und großartige Ansicht des Zeitgeistes und der gegenwärtigen Weltverhältnisse hat mich tief erfreut, ich theile sie durchaus und in allen Punkten. Möchte mir Gott noch einmal die Freude schenken, das alles mit Ihnen in guter alter Art mündlich durchsprechen zu können!“ Die konservative Staatsauffassung einte die beiden bis ans Ende.

Der literarische Briefwechsel nahm Eichendorffs Zeit übrigens außerordentlich in Anspruch, da jüngere Autoren selten versäumten, dem Meister die Früchte ihres Talents vorzulegen, oder ihn mit Wünschen und Anfragen aller Art angingen, der Dichter aber zu wohlwollend war, um solche Zuschriften ganz unerwidert zu lassen, wo er ein ernsteres Streben erkannte, sie vielmehr stets eingehend beantwortete.

Unter die erfreulichsten Erfahrungen seiner letzten Lebensjahre rechnete Eichendorff die warme Teilnahme, mit der ihm der Fürstbischof von Breslau, Dr. Heinrich Förster, entgegenkam. Der Dichter hatte diesen hochgebildeten und verdienten, auf theologischem Gebiet und durch seine Lebensskizze des Kardinals Melchior von Diepenbrock auch als Schriftsteller bekannten Kirchenfürsten im Frühjahr 1856 zum erstenmal gesehen und blieb ihm seitdem in herzlichster Freundschaft verbunden. Dringendst eingeladen, jeden Sommer einige Zeit auf dem fürstbischöflichen Schloß Johannesberg in Österreichisch-Schlesien zu verbringen, nahm Eichendorff daselbst während der nächsten beiden Sommer für mehrere Wochen Aufenthalt.

Die große Bedeutung der Literatur für Kirche und



Klerus, im guten und schlimmen, die Gefahren und Hoffnungen auf diesem Gebiet bildeten oft den Gegenstand eines eifrigen Ideenaustausches zwischen Gast und Gastgeber. Förster selbst war unablässig bemüht, die ihm unterstellten Geistlichen auch literarisch auf der Höhe der Zeitbildung zu erhalten, da er klar erkannte, wie notwendig es sei, dem rastlosen Feinde, dem sogenannten Fortschritt, dessen letzte Ziele und Folgen freilich erst nach dem Weltkrieg offenbar werden sollten, hier wie überall scharf und gerüstet ins Auge zu sehen. Hätte man den wohlmeinenden Ansichten von Männern wie Eichendorff damals rechtzeitig Gehör geschenkt, so wäre die hemmungslose Radikalisierung des öffentlichen und privaten Lebens in Deutschland nicht derart schroff in Erscheinung getreten, wie wir sie jüngst erlebt haben.

Nicht wenig trug zur Annehmlichkeit des Johannesberger Aufenthaltes die prachtvolle Lage der von Förster in der erwähnten Biographie recht anschaulich geschilderten bischöflichen Sommerresidenz bei. Johannesberg nämlich ist ein altes, ehrwürdiges Schloß auf hohem Felsen, an dessen Fuß sich das Städtchen Jauernig malerisch herumzieht. Der Bau selbst wird von einem ausgedehnten, wohl erhaltenen Park umfriedet, den Waldbäche durchrauschen, und während auf der einen Seite der Blick auf Felsen und grünen Waldschluchten ruht, eröffnet sich von der andern die unermessliche Aussicht in die reichbebaute Ebene Schlesiens. Es ist eine wahrhaft fürstliche Einsiedelei, wo die feierliche Naturstille und köstliche Vergnügung allein die Brust schon freier atmen macht.

In den Briefen, die Eichendorff mit Förster gewechselt hat, finden sich neben den Ausdrücken der wärmsten Freundschaft zugleich die treffendsten Urtheile über literarische Fragen oder wichtige Ereignisse der Zeit.

Fast jugendlich reich blieb bis zum letzten Augenblick die Schöpferkraft des bereits der Schwelle des Greisenalters zueilenden Dichters. Während 1856 die vierte

Auflage des „Taugenichts“, sowie die der gesammelten, wiederum stark vermehrten „Gedichte“ erschien, vollendete Eichendorff jetzt zunächst seine „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands“ (Paderborn 1857, bei Ferdinand Schöningh).

Es war seit langem ein dringender Wunsch vieler Freunde gewesen, daß der Verfasser der Bücher über die Romantik, über das Drama und den deutschen Roman dem landläufigen, mit Unrecht so genannten Liberalismus gegenüber, der die Geschichtschreibung der deutschen Literatur bisher fast ausschließlich in Anspruch genommen und die einseitigsten gewissenlosesten Urteile weithin in Umlauf gesetzt, nunmehr auch in einer, die Gesamtheit der poetischen Literatur umfassenden Schrift sein gewichtiges ernstes Wort vernehmen lasse. Es entsprach dies auch Eichendorffs eigenen Absichten, die Vorarbeiten zu einem solchen Werk beschäftigten ihn schon seit mehreren Jahren, 1856 endlich gedieh es zum letzten Abschluß.

Die „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands“ ist indessen keine Literaturgeschichte im gewöhnlichen Sinn des Wortes, die vollständig in alle Einzelheiten einginge, mit Namenlisten und Jahreszahlen; sie will vielmehr, wie der Verfasser sich ausdrückt, nur orientieren, d. h. aus der Masse die bedeutendsten Momente, die dem Ganzen Farbe und Gestalt geben, hervorheben und auf diese Weise aus dem reich zusammengetragenen Material ein klares organisches Bild herausarbeiten; sie ist daher ebenso oft Betrachtung über Geschichte als Geschichte selbst.

Seinen Standpunkt hat Eichendorff in der meisterhaften Einleitung, die in engstem Raum eine Fülle von Gedanken birgt, klar bezeichnet. Den Beruf unserer Nation, mehr eines Volkes der Gedanken als der That, sieht er noch immer vorzugsweise in der Literatur, die darum nicht als etwas Außerliches, als bloße Luxus- und Unterhaltungssache, sondern als ernste Geistesarbeit von uns geübt wird. Unsere



Poesie, durch welche die Literatur am entschiedensten vertreten wird, hat mehr als bei andern Nationen ihre innere Notwendigkeit in dem allgemeinen Organismus der Volksbildung; sie ist so mannigfaltig wie diese Bildung selbst, und ihr Einzelnes wird nur aus dem Ganzen verständlich.

Indem der Verfasser in einer anziehenden Skizze den beständigen Parallelismus zwischen der deutschen Dichtung und den verschiedenen Richtungen der philosophischen Spekulation treffend nachweist und überall das Hauptgewicht auf den Zusammenhang der Dichtkunst mit dem gesamten Geistesleben der Nation legt, konnte der Standpunkt, der sich ihm für die Betrachtung der Literaturgeschichte darbot, weder der einseitig ästhetische, noch der bloß chronologisch-geographische, sondern nur der nationale und religiöse sein.

„Denn tiefer schon greift der nationale Gesichtspunkt, die Würdigung nämlich einer Literatur nach ihrer Übereinstimmung mit dem Geiste der Nation, welcher sie angehört. Wir haben den deutschen Nationalgeist als einen vorzugsweise nach innen gewandten bezeichnet und als natürliche Folge davon die freie Ausbildung individueller Eigentümlichkeiten erkannt, woraus wieder die auffallende Mannigfaltigkeit unserer Literatur sich von selbst erklärt. Und in diesem Sinne dürfen wir allerdings, wenn wir von weltlichen Interessen und untergeordneten Partezwecken absehen, die deutsche Literatur unbedenklich eine nationale nennen.“

Das Leben unserer Nation ist ein beständiges Ringen und Kämpfen. „Betrachten wir aber diesen Kampf genauer, so erkennen wir, daß derselbe in seinen Grundzügen unausgesetzt gerade den höchsten Gütern des Lebens, der Erkenntnis Gottes und der überirdischen Dinge gilt. Der durchgreifende Gesichtspunkt zur Beurteilung der deutschen Literatur, der hiernach zugleich auch den nationalen mitumfaßt, wird alsdann nur der religiöse sein können. —

Es geht durch alle Völker und Zeiten ein unabweisbares Gefühl von der Ungenüge des irdischen Daseins und daher das tiefe Bedürfnis, dasselbe an ein höheres, über diesem Leben, das Diesseits an ein Jenseits anzuknüpfen, Vergangenheit und Gegenwart beständig mit der geheimnisvollen Zukunft zu vermitteln. Und dieses Streben, durch welches alle Perfektabilität und der wahre Fortschritt des Menschengeschlechts bedingt wird, ist eben das Wesen der Religion. Wo aber dieses religiöse Gefühl wahrhaft lebendig ist, wird es sich nicht mit müßiger Sehnsucht begnügen, sondern in allen bedeutenderen Erscheinungen des Lebens sich abspiegeln, am entschiedensten in der Poesie, deren Aufgabe, wenngleich auf anderm Gebiete und mit andern Mitteln, offenbar mit jenem Grundwesen der Religion zusammenfällt, also in ihrem Kern selbst religiös ist . . . Wir scheuen uns daher nicht, diesen höchsten Maßstab alles Lebens auch an die bedeutendste Manifestation des Geisterreichs, an die Literatur, anzulegen. Und diesen großen Weltgang namentlich in den einzelnen Zweigen und Evolutionen unserer Poesie näher nachzuweisen, ist die Aufgabe, die wir nachstehend zu lösen versuchen wollen, auf die Gefahr hin, daß dann vielleicht manches Hochgepriesene klein, manches Geringsgeachtete groß erscheinen dürfte.“

Von diesem Standpunkt aus führt der Verfasser in sieben Gruppen — Das alte nationale Heidentum — Kampf und Übergang — Die christliche Poesie — Weltliche Richtung — Die Poesie der Reformation — Die Poesie der modernen Religionsphilosophie — Die neuere Romantik und was ihr folgte — die Erscheinungen unserer Literatur an uns vorüber; in dem Abschnitt von der neueren Romantik ist der Inhalt der früheren Schrift über denselben Gegenstand mit wenigen Zusätzen wieder aufgenommen worden, weil der Verfasser seine dort ausgesprochenen Ansichten und Überzeugungen seitdem in keiner Weise geändert und die ausgedehntere Besprechung der Romantik



zugleich in dem Organismus des gegenwärtigen Werkes wohlbegründet erschien.

Die Ausführung entspricht dem vorgesezten Zwecke vollkommen. Wir gewinnen durch das Werk ein überaus lichtvolles Gesamtbild unseres geistigen Bildungsganges, alle hervorragenderen Erscheinungen finden eine eingehende Würdigung und werden in lebendigen, scharf umrissenen Bügen uns nahegerückt. An der Hand des Verfassers folgen wir mit sicherem Blick den Wandlungen eines fast tausendjährigen Geisterkampfes, wo Licht und Schatten, himmlische Ahnung und irdische Schwere, Tugend und Sünde beständig miteinander ringen. Es ist allerdings sehr wahr, daß Eichendorff durchaus als Christ, als katholischer Christ fühlt und spricht, und sein Buch ist daher gleich den früheren Schriften ähnlichen Inhalts gerade aus diesem Grunde von mancher Seite heftig angefeindet worden. Allein so widersprechend und unbequem die Ansichten des Buches auch oft den bisher Vernommenen sein mögen, der vorurteilsfreie kundige Leser wird, selbst wenn er auf dem Boden einer andern Weltanschauung steht, die mannigfachste Belehrung und geistreichste Anregung davontragen. Gerade die voraussetzungslose Wissenschaft muß Eichendorffs Werk als eine geradezu notwendige Ergänzung und Berichtigung der ausgesprochen freisinnigen Literaturgeschichten betrachten. Schon deshalb, nicht bloß wegen der blühenden Sprache und des glänzenden Stils kann es nie veralten.

Der Herausgeber des vielverbreiteten Neudrucks (Sammlung Kösel, Rempten und München 1906) bezeichnet Eichendorffs Stil als wuchtig und volkstümlich, wobei nicht bloß die zahlreichen urwüchsigen Ausdrücke gemeint sind, sondern auch die von Humor und Ironie begleitete, eindringende Tiefe der Auffassung. Ernst und Scherz weiß Eichendorff stets an der richtigen Stelle zu gebrauchen. So bestätigt er gern, daß die Schäferzeiten zu Opitz' Zeiten, wo Hirten mit Haarbeuteln und Hirtinnen

im Reifrock mit den Schäferromanen an Unnatur wetteifernd, galante Diskurse miteinander führen, in der That etwas frappant Schafmähiges haben, und wendet sich eine Seite später voll heiliger Entrüstung gegen die Geschmacklosigkeit, brutale Roheit und Sittenlosigkeit der Pöbelkomödie. Stets wechselt er die Front. Bald als Satiriker, bald als zürnender Prophet sucht er unsere Theilnahme herauszufordern, unsere Zustimmung zu verstärken, unsere Verachtung zu steigern. Zwar enthält dieser Vorzug im Temperament Eichendorffs scheinbar einen ebenso großen Nachteil. Ihm, der niemals zum Standpunkt des kühl und gleichmäßig betrachtenden Kritikers gelangt, traut man zunächst weniger Objektivität zu als der besonnenen Ruhe anderer Historiker. Und doch würden wir irren, wollten wir aus dem Überwiegen der Gemütskräfte auf einen unersetzbaren Mangel des Verstandes, ein schwaches Urteilsvermögen schließen. Treffend bezeichnet er oft mit einem einzigen Satz eine ganze Richtung, mit einem einzigen Wort einen ganzen Mann. Wenn Eichendorff den Verfasser des „Sebaldu Nothanker“ einen Kameraden Lessings, nicht aber einen Helden nennt, so haben wir Nicolais literarisches Charakterbild deutlich vor Augen. Was bezeichnet die Doppelnatur des Pietismus besser als die einfache Feststellung, er habe einerseits die pantheistischen Dithyramben, anderseits die schafmähigen Liebesseufzer vom Lämmlein Jesulein ausgeboren? Immer behält Eichendorff die Zeit im Auge, und das ist ein weiterer Vorzug seines Werkes. „Es ist ungerecht, große Geister außerhalb ihrer Zeit beurtheilen zu wollen,“ sagt er selbst. Und zu dieser wahrhaft kulturgeschichtlichen Auffassung gesellt er den modernen Zug der Literaturbetrachtung, die Dichter, wo er sie, wie die Romantiker, eingehender charakterisiert, immer selbst sprechen zu lassen. So treten diese lebendig vor uns hin, nicht wie der Verfasser sie schaut, sondern wie sie sich selbst geben.



Die Anfänge der Eichendorffschen Literaturgeschichte waren von dem Dichter-Ästhetiker Friedrich Theodor Vischer und dem Philosophen Hermann Lohse kritisiert worden. Jener bezeichnete sie in den Schweglerschen „Jahrbüchern der Gegenwart“ als literarische Sonderbündlerei und als eine ebensolche Anomalie der Gegenwart wie die Sonderbündlerei der Eidgenossen. Dieser dagegen begrüßte in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen“ Eichendorffs Stimme als eine, „der die Geschichte der deutschen Dichtung nicht nur ein Gegenstand dialektischer Hyperkritik sind, die vielmehr das alles, für eine noch fortzuführende Lebensaufgabe ansehend, mit beredter Freude ausspricht, was sie in jener Poesie Unvergängliches gefunden und mit zürnendem Schmerze von ihren Verirrungen sich abwendet. . . .“ Was aber am meisten an der ganzen Darstellung Interesse erwecke, sei das Heilmittel, das der Verfasser für die erkrankte poetische Stimmung der neueren Zeit darbiete — die Rückkehr zum Katholizismus. Daß im wesentlichen hier kein larmoyanter Aberglaube gepriesen sei, werde jeder sich sagen, der die tüchtige, wahrhaft ritterliche Weise des Verfassers aus seinen eigenen Werke kennen und sich der frischen Empfänglichkeit erfreut habe, mit der er die Bilder der Welt aufnehme, freilich nicht, um sie von einer tabula rasa, sondern von einem tiefreligiösen Hintergrunde seines Gemütes widerzuspiegeln. „Damit müssen wir uns getrösten,“ meint Lohse, „und darin werden wir ihm auch beipflichten, daß es dieser Zeit, die sich ihres Gesinnungsreichtums überhebt, vor allem not tue, nur erst wieder zu dieser Tüchtigkeit der Gesinnung zurückzukehren, wie sie oft dunkel, oft mißleitet, aber gewiß mit großer Intensität die längst für überwunden geachtete Romantik besaß. Poesie wird gewiß nie blühen ohne einen volkstümlichen Glauben, der das Ganze der Welt auch wirklich zu einem Ganzen zusammenfaßt, und ohne jene Pietät gegen die individuellen Bildungen der Geschichte, die damals auf eine vielfach verkannte Weise auch den

politischen Sinn der Deutschen zuerst und erfolgreich belebt hat.“

Eichendorffs Literaturgeschichte selbst erschien in einer ungünstigeren Zeit als die kleineren Schriften, die im Vormärz herausgekommen waren. Daher verhielt sich die Kritik jetzt womöglich noch zurückhaltender oder gar ablehnender. Nur Wolfgang Menzel in seinem „Literaturblatt“ und Hermann Marggraff in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ suchten Eichendorffs Standpunkt zu verstehen und zu würdigen, wenn auch unter mancherlei Einwendungen. Marggraff gibt zu: „Wenn man Literaturgeschichte vom ästhetischen, vom pragmatisch-historischen, vom universellen, vom nationalen, vom ultrakonservativen, vom radikalen, vom humanitären und vom erzprotestantischen Standpunkt hat, so wird man sich schon gefallen lassen müssen, wenn man auch . . . die Literatur unter dem katholischen Gesichtspunkt zusammenfaßt.“ Menzel wieder geht von dem beklagenswerten Zustand des zeitgenössischen Publikums aus: „Dichter von der verwerflichsten Tendenz sind in den Himmel erhoben worden, von viel besseren hat man keine Notiz genommen. Im allgemeinen war die Poesie der letzten Jahrhunderte der Renaissance, dem heidnischen Geschmaç, dem Unglauben, der heidnischen Philosophie verfallen, daher direkt allem Katholischen feindlich. Da nun Herr von Eichendorff ein gläubiger Katholik ist, glaubt er ein gutes Recht zu haben, die Notabilitäten der negativen Seite einmal mit dem Maßstab der positiven zu messen.“ — Und noch einmal bricht der ehrliche Protestant für den gesinnungsverwandten Katholiken seine Lanze. Als die zweite Auflage der Eichendorffschen Literaturgeschichte erschienen war, flüchtete der greise Rufer im Streite, der einst an der Seite Uhlands für Württembergs Liberalismus gekämpft hatte, mit seiner Stimme in ein ausgesprochen konservatives Blatt. Im Aachener „Echo der Gegenwart“ (1861) finden wir Menzels bezeichnendes Bekenntnis, Eichendorffs Werk gehöre zu



dem Besten, was über deutsche Poesie geschrieben worden sei, weil es sich von dem klassischen Bopfe frei halte: „Seine Ansicht wird dereinst siegen, und die, wenn auch jetzt noch vorherrschenden Bopfansichten, wonach nur das Nichtdeutsche und das Nichtchristliche poetisch sein soll, werden fallen. Herr von Eichendorff war Katholik und hat als solcher einen besonderen Beruf, seine Glaubensgenossen über die Täuschungen aufzuklären, denen sie sich hingaben, wenn sie arglos hinnahmen, was ihnen von protestantischer Seite seit Lessing als Literaturgeschichte geboten wurde. Die Götter Griechenlands galten nicht etwa bloß unserm enthusiastischen Schiller, sondern auch den trockensten Literaturhistorikern für etwas unendlich Höheres und Besseres als Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist. Und die antike Unzucht galt tausend und zehntausend deutschen Professoren für bewunderungs-, ja anbetungswürdig, während sie die alte deutsche Bucht und Sitte als Barbareien verachteten. Gegenüber dieser greulichen Annatur, welches die Protestanten leider noch immer als das Palladium ihrer Lehrfreiheit verteidigen, waren zunächst die Katholiken berechtigt, dem christlichen Glauben und dem deutschen Nationalgefühl sein heiliges Recht zu vindizieren bei der Beurteilung der deutschen Poesie und Literatur. Herr von Eichendorff hat das Verdienst, hierin vielen andern mutig vorangegangen zu sein.“

Franz Ranegger hat eingehend die Quellen von Eichendorffs literarhistorischen Schriften, ihre äußere und innere Entstehungsgeschichte in einer Reihe erschöpfender Abhandlungen untersucht und festgestellt, daß dieser sich von allen seinen unmittelbaren Vorgängern und Zeitgenossen von Roberstein und Gervinus bis Hettner und Selzer durch seinen Standpunkt unterscheidet, dabei jedoch den Faden wieder aufnehmend, der mit Friedrich Schlegels „Geschichte der alten und neuen Literatur“ verloren und in Vergessenheit geraten war.

Der Eichendorffschen Literaturgeschichte schloß sich un-

mittelbar das kleine Epos „Lucius“ an (Leipzig 1857, bei Voigt und Günther), eine Erzählung aus der Zeit der ersten Christenverfolgungen zu Rom. Während die Fabel ganz der Erfindung des Dichters gehört, sind die gewaltigen Gegensätze, welche die damalige Welt bewegten, in den einzelnen Gestalten des Gedichtes ebenso wahr als tief-ergreifend zur Anschauung gebracht, ein seelenvolles Bild im engsten Rahmen. Die ganze Fülle Eichendorffscher Lyrik steigt noch einmal wie in lichter schlanker Flamme zum Himmel auf, aller Wohl laut süßester Liebe, alle Tragik entfesselter Leidenschaften — man denke nur an das erschütternde Rachelied Stephans — wirken wechselnd auf uns ein, bis sich die Beziehungen des Gedichts in dem Gottesfrieden lösen, der den Müden als Gnade von oben endlich zuteil wird.

„Ich staunte“, schrieb ein Verehrer des Dichters, Hubert Josef Reinkens, Professor an der Universität Breslau, später altkatholischer Bischof, „im Hinblick auf diese Schöpfung, wie in dem Greise mit der Erhabenheit christlicher Anschauung die jugendliche Frische und Blütenfülle wetteifert; an ihm hat sich's erwiesen, daß die Seele immer geflügelt bleibt, wenn sie sich in die Freiheit der Kinder Gottes erhebt.“

Eine unnachahmliche Musik ist zugleich über das Ganze gebreitet, Worte und Verse gehen überall in die weichsten Melodien über, die im Gehör noch lange zauberisch nachklingen. Eigentümlich berührt das schöne Gedicht auch dadurch, daß es der Schwanensang Eichendorffs geworden ist; in den ersten Monaten des Jahres 1857 niedergeschrieben und im Mai desselben Jahres veröffentlicht, ist es die letzte Arbeit, die der Unvergessliche nicht bloß vollendet, sondern auch noch selbst zum Druck befördert hat.

Mit derselben ungeschwächten Kraft, die wir noch in der Literaturgeschichte und im „Lucius“ bewundern, beschäftigte sich der rüstige Greis unausgesetzt mit immer neuen Plänen. Durch strenge, gewissenhafte Einteilung und



Benutzung seiner Zeit, die ihm von jeher eigen, machte er es möglich, mehrere weitangelegte Arbeiten gleichzeitig zu fördern; sie zu beenden, war ihm bei der nur noch kurzen Lebensfrist nicht mehr beschieden. Seine Tätigkeit entwickelte sich gerade in der letzten Zeit so vielseitig, daß man fast zu dem Glauben neigen mochte, er fühle selbst, wie die Stunden seines Schaffens schon gezählt seien und es nun gälte, mit den wenigen um so treuer hauszuhalten.

Während der Johannesberger Tage war durch den Fürstbischof Förster in Eichendorff der Gedanke angeregt worden, das Leben der heiligen Hedwig, der Herzogin und Landespatronin von Schlesien, zu schreiben. Der Gegenstand besaß für diesen viel Anziehendes, und er unterzog sich der Arbeit, die vorhandenen geschichtlichen Quellen sorgfältig zu Rate ziehend, mit großer Liebe. Hedwig, aus dem durch Helden und Heilige hochberühmten Geschlechte der Grafen von Meran, gleich ihrer Nichte Elisabeth von Thüringen eine Heilige auf dem Throne, der Schlesien sein Deutschtum verdankt und deren Andenken noch heute von der Kirche allerorten gefeiert wird, sollte ganz in ihrer herrischen Größe, als strenge Herrschergestalt und demütige Büsserin, nach ihrem innern und äußern Wandel sowie in ihrer sittlichen und politischen Bedeutung für Schlesien dargestellt werden.

Eine ausführliche Einleitung war dazu bestimmt, über die Heiligen, ihre Geltung und Verehrung in der Kirche, über die Bedeutung der Wunder, die Stellung der Nationalitäten innerhalb des Christentums und der Kirche, über Geist und Charakter des Mittelalters sowie über die allgemeinen Zustände Europas und insbesondere Schlesiens zur Zeit der heiligen Hedwig sich näher zu verbreiten.

In dem uns erhaltenen skizzierten Entwurf zu der Einleitung finden wir wahrhaft programmatische Worte, bezeichnend für die Welt- und Lebensanschauung nicht bloß Eichendorffs, sondern auch der gesamten christlich-nationalen Spätromantik, an die wieder anzuknüpfen die wichtigste

Kulturaufgabe gerade des chaotischen 20. Jahrhunderts wäre: „Es walten im Leben der Menschen seit dem Sündenfalle zwei geheimnisvolle Kräfte, die beständig einander abstoßen und in entgegengesetzten Richtungen feindlich auseinandergehen. Man könnte sie die Zentripetal- und die Zentrifugalkraft der Geisterwelt nennen. Jene strebt erhaltend nach Vereinigung mit dem göttlichen Zentrum alles Seins, es ist die Liebe, während die andere verneinend nach den irdischen Abgründen zur Absonderung, zur Zerstörung und zum Hass hinabführt. Der Kampf dieser beiden Grundkräfte, je nachdem im Wechsel der Zeiten die eine oder die andere die Oberhand gewinnt, bildet die Weltgeschichte, deren große Aufgabe der endliche Sieg jener göttlichen Grundkraft ist. Durch Kunst und Philosophie des ganzen Altertums sowie durch den träumerischen Instinkt aller wilden Völker geht rührend die unabweisbare Ahnung einer höheren Natur, das Heimweh nach einem ursprünglichen, halbvergesenen, schöneren Vaterlande, mit dem sie sich durch Opfer zu versöhnen streben; ein prophetisches Sehnen nach der Zeit der Erlösung, wo Christus erbarmend in die Welt tritt und allen zuruft: Ich bin das Leben, der Weg und die Wahrheit. — Gleichwie die ganze äußere Natur beständig aus den Totenkammern der Erde nach dem Lichte ringt und hinauf-  
langt und von dem Lichte berührt, allmählich wachsend wunderbar in Blüte, Duft und Klang ausbricht, so ist auch jene himmlische Liebe und Sehnsucht ein ewiges Werden der Menschheit. Und so gewahren wir denn über den Profangeschichten der verschiedenen Nationen immerfort den geheimnisvollen leisen Gang einer höheren Weltgeschichte, durch den Schleier der mannigfach wechselnden Gestaltungen den ernstesten, heiligen Hintergrund alles irdischen Lebens.“

„Wir sind in der neuesten Zeit überall bemüht, den berühmten Kriegshelden, Staatsmännern, Gelehrten und Künstlern würdige Denkmale zu errichten. Ein löblicher



Eifer, denn es ist gewiß recht, das Große und Schöne dankbar in dem Andenken der nachfolgenden Geschlechter zu bewahren. Fassen wir aber die Geschichte wie billig in ihrer höchsten und am Ende einzig gültigen Bedeutung als Vorschule nämlich und Erziehung des Menschengeschlechts eines jenseitigen höheren Daseins, so wird sich hiernieden groß und klein, Lob und Tadel vielfach anders stellen als in dem Geräusch der alltäglichen Gegenwart. Wir werden dann erkennen, daß bei weitem das meiste, was jene Heroen getan und erstrebt, jenen Entwicklungsgang nur indirekt gefördert, ja häufig sogar retardiert hat, indem sie eine falsche Selbstgenüge und Vergötterung der bloßen Menschenkraft herbeiführten. Wir werden daher ohne Zweifel denjenigen Helden, welche unmittelbar für den höchsten Zweck durch Beispiel, That und Lehre gewirkt und nicht selten ihr Leben darangesetzt haben, ganze verlorene Völker dem Himmel zuzuwenden, zu noch viel größerem Danke verpflichtet sein. Diese Heroen aber sind die Heiligen . . . .“

„Das Vorurteil aber besteht bei den Protestanten in der seltsamen Meinung, daß wir Katholiken (die Mitglieder der Kirche) die Heiligen anbeten, mithin gewissermaßen einem Götzendienste verfallen sind. Ein Blick in die Religionshandbücher und in die Litaneien, wo zu Christus, Erbarme Dich unser, zu den Heiligen aber: Bitte für uns gesagt, lehrt indes, daß wir die Heiligen nicht um unmittelbare Hilfe, sondern lediglich um ihre Fürbitte bei Gott anflehen. Was ist hierbei Verkehrtes? Es wäre trostlos, wenn das Diesseits vom Jenseits durch eine undurchdringliche Schranke, wie zwei ganz fremde Welten, geschieden wäre. Das Christentum lehrt vielmehr einen fortwährenden mystischen Zusammenhang zwischen Erde und Himmel; dasselbe lehrt ferner eine jenseitige Vergeltung von Gutem und Bösem, und daß mithin die Vorzüglichen hiernieden jenseits auch eine bevorzugte Stellung einnehmen werden. Nun aber trauen wir sündigen Menschen uns die Kraft

des Gebetes zu. Wie sollten wir denn also der Fürbitte jener bevorzugten Geister nicht noch eine größere Kraft zutrauen? —“

„Auf diesem Zusammenhange zwischen Zeit und Ewigkeit beruht auch der schöne Gedanke, daß jeder Mensch hiernieden seinen Schutzengel habe, der für uns wacht, usw. usw. Man sagt, die Kinder sähen ihn, wenn sie im Schlummer lächeln. Ihr Schutz besteht in der Kraft der Fürbitte. Müssen wir nun jenen mystischen Zusammenhang und die Kraft des Gebetes jener bevorzugten Geister anerkennen, so müssen wir auch die Heiligen gleichsam als Schutzengel betrachten. Denn Gott ist freilich an sich schon barmherzig, aber nur dann, wenn unsere Liebe der seinigen entgegenkommt, gleichsam eine Gemeinschaft der Liebe, Liebe um Liebe . . . .“

Eichendorff, der Dichter, entwickelt sich hier zum Religionsphilosophen. Die Universalität seines Wesens erinnert an diejenige Goethes, nur daß sein Genius mehr intuitiv als intellektuell arbeitet. „So geht also“, sagt er weiter, „über der Historie aller Staaten beständig eine höhere Weltgeschichte der Menschheit, die, ohne sich an Raum und Zeit zu binden, durchaus in größeren Dimensionen dichtet, indem sie, die heilige Bestimmung des Menschengeschlechts im Auge behaltend, die Vergangenheit prophetisch an die Zukunft knüpft und daher jenen Evolutionen erst ihre wahre Bedeutung und Stellung gibt . . . . Der Gang dieser höheren Weltung ist aber, wie die ganze Geschichte lehrt, nicht stationär, Zweck und Ziel bleiben ewig dieselben, die Führung zu diesem geheimnisvollen Ziele aber ist, je nach dem geistigen Maß und Wachstum der zu Leitenden, fühlbar verschieden. —“

„Das Mittelalter aber ist die Jugend der christlichen Völker: die Phantasie vorherrschend, eine noch elastische Tatkraft, ein gläubiger Mut und gewaltiges Wagen und Ringen im Guten und Schlimmen. Wie im Frühling bricht alles in Knospen und Blüten aus und verbreitet



eine wunderbare Schönheit über das Christentum im Mariendienst, in Bauwerken, Schmuck, Künsten usw. usw. — Seitdem ist ein anderes Geschlecht gekommen: älter geworden, verständig, besonnen usw. Es mag uns daher oft schwer werden, in jenen wuchernden Frühling, gleichsam mit der Botanisiertrommel die Blüten prüfend usw., uns hineinzudenken . . . .“

„Das Mittelalter war — wie alle Jugend — Ideal. Sein ganzes Leben, seine Staatseinrichtung war nicht auf ein mechanisches Gleichgewichtssystem, nicht auf das gemeine Bedürfnis, auf ein wechselseitiges Verfahren usw. begründet, sondern nach einer idealen Weltanschauung geordnet . . . . Die Kirche war der eigentliche Mittelpunkt, um den sich alles gruppierte. Von der Kirche empfing der Kaiser seine Berechtigung und Weihe, und seine höchste Aufgabe und Ehre war es, Schirmherr der Kirche zu sein. In weiterer Gliederung nach unten gruppierte sich um den Kaiser das Rittersium, in seinem innersten Wesen gleichfalls ein kirchlich religiöser Verein, um auch in untergeordneten Kreisen die Gerechtigkeit usw. Gottes auf Erden darzustellen: Schutz der Witwen und Waisen, Verehrung der Frauen als eines Abglanzes der heiligen Maria, der Mariendienst usw. usw. Die Riesentrümmer dieser Zeit und Gesinnung ragen in den alten Münstern usw. noch bis zu uns herüber. Die Blüte des Rittersiums waren die Kreuzzüge und die daraus hervorgegangenen geistlichen Ritterorden . . . . Es war damals wirklich eine ecclesia militans auf Erden und, damit korrespondierend, jenseits in den hinübergewandten Heldengestalten, die das Irdische auf diese Weise glorreich überwunden, eine ecclesia triumphans, also durchaus eine große Gemeinschaft der Heiligen. — Der ganze Verband basierte auf einem idealen Prinzip: auf der wechselseitigen Lehenstreue. Daher war auch sein Leben durchaus poetisch, auf Bergen in freien Burgen hausend, im Frieden als Minnesänger umherziehend, tjosstierend usw. Ebenso daher seine Ge-

schichte im ganzen großen ideal: die Begeisterung der Kreuzzüge um ein rein ideales Gut. Daher ihre Bauwerke Kirchen; alles gipfelte sehnsüchtig nach oben . . .“

„Es geht mit der Religion wie mit der Poesie. Beide waren im Mittelalter wesentlich in das Element des Gemüts versenkt, das in bewußtlosem Drange ohne Wahl und Schwanken fortbildete; beide waren daher noch mit dem Leben verbunden, die Blüte des Lebens. Seitdem sind beide Sachen der Reflexion geworden und mehr oder minder als abgetrennter Gegenstand, Studium, aus dem Leben herausgetreten und haben Wahl und Schranken zur natürlichen Folge. Ohne Zweifel kann die Poesie durch solche größere Klarheit vielleicht größeren Effekt machen, und in der Religion konnte der dunkle Trieb des Gemüts auf mancherlei Irrwege geraten. Allein in beiden ruht beständig ein mystischer Grund, den der Verstand durchaus nicht zu ergründen und darzustellen vermag. Aber man sagt: die Welt ist jetzt zivilisierter und gebildeter als im Mittelalter und muß daher, erhaben über vielfachen Aberglauben und Vorurteile, der geläuterten Idee und Religion auch um so näher stehen. Aber waren die alten Griechen etwa nicht gebildet genug und standen sie darum der göttlichen Wahrheit näher? Und noch in neuerer Zeit waren die Azteken bei der Entdeckung Mexikos in vieler Hinsicht zivilisierter als ihre christlichen Eroberer; und doch fröhnten sie einem bluttriefenden Molochdienst mit scheußlicher Menschenschlächtereien. Es kommt also hier überall weniger auf Zivilisation, sondern vielmehr auf die auf das Göttliche gerichtete Kraft des Gemütes an. —“

„Ebenso natürlich aber, daß einzelne bevorzugte und gewaltigere Charaktere, gleichsam ungeduldig, hienieden schon aus diesem Organismus herausstrebten, den flughindernden Körper abzutöten suchten und daher mehr oder minder, geistig und physisch schon in eine nähere mystische Verbindung mit dem Jenseits traten. Und dies war der Lebenslauf der Heiligen . . .“



„Allerdings greller Gegensatz zwischen unserm modernen Leben und dem Leben der Heiligen. Wir stützen uns immer auf unsere Vernunft. Was ist nun aber vernünftiger: den Körper, Wohlstand usw. pflegen, da wir doch wissen, daß dies alles vergänglich; oder die Sinnlichkeit zu verachten und lediglich nach dem Ewigen, nach Gütern, die uns ewig bleiben, zu streben? Würden wir nicht mit Recht den für einen Toren halten, der sich im Nachtquartier einrichten wollte? Und doch ist das ganz dasselbe. — Wie aber könnten wir in unserer Zeit heilig werden? Ebenfalls durch großartige Entsagung. Bei uns würde aber die körperliche Züchtigung durch Geißeln, Fasten usw. wenig fruchten oder doch keineswegs genügen. Wir haben andere Laster zu brechen: Hochmut, Dünkel des Wissens usw. usw. — Die Liebe und Demut ist es, die uns not tut. Die Aufgabe ist jetzt eine andere geworden, als sie im Mittelalter war. Damals war der Glaube noch stark und allgemein, und es galt nur die überwiegende Sinnlichkeit zu brechen. Jetzt dagegen ist der Zweifel in die Welt geworfen, wir können ihn nicht ignorieren; da hilft das ins Einsiedlerische-Zurückziehen nichts, gleichwie etwa der Vogel Strauß dadurch, daß er den Kopf unter die Flügel steckt, darum dem Feinde nicht entgeht. Es ist daher jetzt mehr ein geistiges Ringen mit der geistigen Welt in uns und außer uns . . .“

„Die ganze Sache ist der jetzt, wie niemals früher, heftig entbrannte Kampf zwischen Verstand und Gemüt, deren Versöhnung die Demut ist. Der Verstand soll nur recht redlich und treu fortarbeiten! Denn je schärfer er denkt, je sicherer wird er erkennen, daß ihm ein Geheimnis, ein ewiges Rätsel übrigbleibt, das er nimmer zu lösen vermag, und daß der Mensch mithin noch nicht auf der höchsten Staffel der Himmelsleiter steht . . . Man erkennt dies z. B. an unserer jetzigen Naturwissenschaft. Je kühner sie forscht und kombiniert, je näher rückt sie der Evidenz, daß der eigentliche Urgrund außerhalb der menschlichen

Forschung liegt. — Das Gemüt aber soll seine ihm eingeborene Sehnsucht vom Irdischen läutern und veredeln. Das Resultat dieser wechselseitigen Manipulation aber wird der alleinseligmachende Glaube sein. Denn mitten in unserer Welt liegt eine wunderbare Sphinx, die dem, der ungerufen die Lösung ihrer ewigen Rätsel wagt, den Hals bricht. Aus allem diesem folgt also, daß wir uns vor dem Feinde nicht verstecken, sondern ihm in Gottes Namen mutig ins Auge sehen sollen.“

„Die heilige Hedwig“, zu welcher vielleicht kein anderer so berufen erschien wie Eichendorff, versprach nach allem, was wir davon besitzen, ein in jeder Hinsicht bedeutendes Werk zu werden. Die Ausführung war ihm nicht mehr vergönnt, es ist unvollendet geblieben.

Das gleiche Los teilte eine zweite größere Schrift, mit der sich Eichendorff ebenfalls im letzten Lebensjahre mehrfach beschäftigte, die Abfassung seiner Memoiren. Unter dem Titel „Erlebtes“ beabsichtigte er die Zeit, in der er gelebt, und, soweit sein eigenes Leben mit ihr in unmittelbarem Zusammenhang stand, auch dieses in Skizzen und Betrachtungen darzustellen. Außer einem Vorwort sind uns zwei Kapitel vollständig erhalten, und zwar die beiden Aufsätze: „Der Adel und die Revolution“, worin die sozialen Zustände des Adels, die er als Kind mit durchlebt und in denen er zum Teil noch aufgewachsen, treffend und mit Laune geschildert werden, und „Halle und Heidelberg“, ein anziehendes Bild des dortigen frischen freien Lebens während der Jahre 1806 bis 1809, in der Art von Goethes „Dichtung und Wahrheit“, als Geschichtsquelle nur im übertragenen Wortsinne benutzbar.

Die wunderbare Frische, die noch den „Lucius“ zu einer einzigartigen Altersdichtung stempelt, läßt schon darauf schließen, daß die dichterische Schaffenskraft Eichendorffs hinter seiner sonstigen Tätigkeit nicht zurückblieb. In der That beschäftigten seine nimmermüde Phantasie selbst bis in die letzten Lebensmonate allerlei Entwürfe zu neuen



Schöpfungen: eine Erzählung in Versen, die den gewaltigen Kampf der Glaubensspaltung in dem Ringen zweier großartiger tatkräftiger Charaktere darstellen sollte; ein episches Gedicht, dessen Held Johannes von Gott, Gründer des Ordens der barmherzigen Brüder war; ein Idyll, komisch und parodierend „aus der alten guten Zeit des Bopfes“; „Tröstensamkeit, aus dem Tagebuch eines Einsiedlers“, in charakteristischen Erlebnissen, Betrachtungen, Ansichten über Vergangenheit und Gegenwart und die wahren ewigen Aufgaben alles Menschenlebens, u. a., alles nur zum Teil und in den ersten Umrissen ausgeführt. Unter den kleinen Gedichten dieser letzten Periode verdient besondere Hervorhebung das in Form und Inhalt gleich ausgezeichnete Sonett „Mahnung“ („Was blieb dir nun nach so viel Müh' und Plagen . . .“).

Andere im Nachlaß vorgefundene Bruchstücke und Entwürfe sind: außer dem vaterländischen Trauerspiel „Hermann“ (1810) und der Urform „Der Freier“, der Komödie „Wider Willen“ (aus dem zweiten Jahrzehnt), wo durch allerlei Verwicklungen und Mißverständnisse immer das Gegenteil von dem geschieht, was die Handelnden beabsichtigen und einer dem andern wider Willen in die Hände arbeitet, eine köstliche Parodie damaliger Zustände, die Novelle „Unstern“ (1838), humoristisch ausführend, wie Unstern, der gute Junge, alles mögliche auf Erden erreicht hätte, wenn er nicht eben Unstern gewesen; sogar die Erzählung, eine Selbstbiographie Unsterns, muß gleich mit dem zweiten Kapitel beginnen, weil ihm das erste unglücklicherweise verlorengegangen ist. Einen ähnlichen Charakter behandelt Friedrich Wilhelm Weber in seinem „Pechvogel“. Dann „Johann von Werth“, ein Schauspiel (1843), dessen Held eine kecke lebensfrische Reiternatur, leidenschaftlich, aber echt ritterlich, dem Kaiser und Reich unerschütterlich ergeben, zugleich deutsche Art und deutschen Sinn gegen das falsche Fremde verteidigend. Schließlich „Bernhard von Weimar“, eine

Tragödie, und „Das Wiedersehen“, eine Novelle; alle unausgeführt.

Nachdem Eichendorff im Sommer 1857 einige Zeit auf seinem Gut Sedlnitz in Mähren verbracht hatte, ging er im August wie im Vorjahr nach Johannesberg. Einige Wochen später nach seiner Abreise von hier schrieb ihm wie im Vorgefühl, daß er den Freund zum letzten Male gesehen, Fürstbischof Förster: „Indem ich für die lieben Zeilen, welche mir Ihre glückliche Ankunft in Reiße melden, danke, wird es mir schwer, Ihnen die Gefühle zu schildern, mit welchen ich Sie diesmal habe scheiden sehen. Im vorgeschrittenen Lebensalter ist es ohnehin immer eine tiefe Wehmut, welche die Trennung von lieben Freunden erzeugt; diesmal mochte das längere Gewohntsein an Ihre mir so werthe Nähe und meine Kränklichkeit diese Wehmut noch verstärken. Auch haben Sie uns nicht nur sich selbst, sondern auch den lieben blauen Himmel und die Schwalben unter dem Himmel und die Blumendüfte und die letzte Sonnenwärme und ich weiß nicht, was alles mit fortgenommen, und wir sehen nichts als Regenwetter und hören nichts als das Gausen des Sturmes und fühlen nichts als die bittere Kälte. Heute endlich blickt die Sonne wieder licht und rein vom Himmel nieder und wünschte ich, daß sie auch bald wieder so warm scheine als die Grüße sind, die ich Ihnen von meinem alten Felsenschlosse hinabsende in die grüne Ebene . . .“

In der That waren bereits die letzten Lebenstage des Dichters genäht. Eichendorff hatte sein Winterquartier in Reiße kaum bezogen und sich häuslich dort eingerichtet, als er infolge der rauhen Novemberwitterung von einer heftigen Erkältung befallen wurde, die anfangs noch ungefährlich schien, aber bald in eine Lungenentzündung überging.

In dem nachstehend abgedruckten Briefe berichtet Eichendorffs Tochter Therese, Gattin des im Jahre 1858 verstorbenen Majors und Direktors der Divisionschule zu Reiße, Ludwig von Besserer-Dahlsingen, ihrem damals



als Regierungsassessor in Aachen lebenden Bruder Hermann über die letzten Lebenstage des Vaters. Weggelassen sind lediglich die Trauerrede des nachmaligen Pfarrers von Ottmachau und Dompredigers in Breslau Hertlein und einige nur für die nächsten Angehörigen bestimmte Mittheilungen.

„Seit der Mutter Tode war er nicht mehr der alte. Wir haben wenig über diesen Verlust gesprochen, aber wie der arme Vater darunter gelitten hat, weiß ich am besten. Im Sommer, da Du ihn zuletzt gesehen hast, waren seine Kräfte schon sehr geschwunden. Wenn er trotzdem alle Ausflüge mitmachte, so geschah dies in der freudigen Erregung. Er freute sich sehr Euerer Anwesenheit, mußte sich indessen nach Euerer Abreise förmlich von den Anstrengungen ausruhen. In Sedlnitz und Johannesburg ist er freilich im vergangenen Sommer noch gewesen, doch war er jedesmal froh, wieder in die häusliche Ruhe und Bequemlichkeit zurückzukehren. Bei der im vorigen Monat plötzlich einsetzenden Kälte war er nicht dazu zu bewegen, seinen Pelz anzulegen. Der gute Vater sagte immer: ‚Ich kann mich doch nicht in dieser Weise verwöhnen‘. So hat er sich denn wahrscheinlich eines Morgens, als er mit mir, wie alle Tage zur Kirche ging, erkältet. Am Mittwoch, den 18., war er nicht wohl und blieb zu Hause. Als ich aus der Kirche kam, befand er sich beim Frühstück. Bald darauf stellte sich heftiger Frost ein. Der herbeigerufene Arzt schickte ihn wegen heftiger Erkältung ins Bett. Damit er nicht so einsam sei, ließ ich sein Bett herunterbringen und in meiner Wohnstube, einem großen freundlichen Zimmer, aufschlagen. Bis Sonnabend ging es leidlich, wir gaben uns der Hoffnung hin, daß er in wenigen Tagen wieder aufstehen könne. Sonnabend nachmittag stellte sich eine entschiedene Lungenentzündung, aber schwachen Grades heraus. Die zur Linderung verwendeten Mittel blieben ohne Erfolg. Am Sonntag bat mich der Vater, doch ja nicht den rechten Zeitpunkt für die Reichung der hl. Sakramente zu verabsäumen. Am nichts zu versehen, aber in der festen Überzeugung, daß es

nicht das lehtemal sein würde, schrieb ich an unsern Beichtvater, den Kaplan Hertlein, der auch schon die Mutter versehen hatte, und bat ihn, am nächsten Morgen dem Vater hilfreich zu sein. Abends fand Willmann wegen der zunehmenden Lungenbeschwerden einen Aderlaß für nötig, wonach dem Vater, den ich unterdessen selbst anfang, für schwer erkrankt zu halten, entschieden besser wurde. Montag früh empfing Papa bei vollem Bewußtsein und in würdiger Haltung die Sterbesakramente; seine Kräfte aber waren so erschöpft, daß er nur sehr schwer zu verstehen war, selbst wenn wir uns über ihn neigten. Die letzten vier Nächte haben wir abwechselnd bei ihm gewacht, Besserer, ich, Anna und die Maly. Für jede Handreichung bedankte er sich und war so sanft und still, daß ich nicht ohne tiefe Rührung daran denken kann. Eine Nacht hatte ich mich für einige Stunden hingelegt in die Nebenkammer und hörte dort, daß er nach mir verlangte. Wie ich an sein Bett trat, fragte ich ihn, ob er etwas wünsche. „O nein,“ sagte er, „nur sprechen will ich Dich, mir ist so bange!“ — Ich würgte die Tränen hinunter und blieb bei ihm. Das war die Nacht vor seinem Tode. Er fragte später, wann der 3. Dezember wäre. Also hat er wohl sich selbst mit seinem Tode beschäftigt. Nach der Helene, seinem großen Liebling, fragte er viel, und zwar immer, wo ist denn das Blümchen? Im ganzen hat er sehr wenig gesprochen. An seinem Todestag war er sehr still und so ruhig und schmerzlos, daß ich wirklich wieder anfang für sein Leben zu hoffen. Er bekam, so oft er wollte, stärkende Sachen, nachmittags lag er zwei Stunden so unbeweglich, daß ich glaubte, er schlief; aber es war Täuschung. Ich setzte mich an sein Bett, und außer daß er dann und wann einen ihm gereichten Löffel Ungarwein nahm oder den Kopf hob, um zu sehen, ob ich noch da sitze, verriet er kein Lebenszeichen. Die letzten Stunden lag er ganz unbeweglich, ein Bild der tiefsten Ruhe, und atmete langsam und immer langsamer, bis der Atem stockte und zuletzt ganz sanft, ohne Todesröcheln aufhörte. Wir waren alle gegenwärtig,



auch unser Vetter Viktor, der gekommen war, um nach ihm zu sehen . . . Besserer hat sich als ein wahrhaft treuer Freund gezeigt, er selbst war so gewaltig erschüttert, wie ich ihn noch nie gesehen, hat mir aber alle die vielen kleinlichen Sorgen von den Schultern genommen. Am andern Tage wurde die Leiche von barmherzigen Schwestern in ein weißes Sterbekleid gehüllt und ihr ein kleines Kreuz in die Hand gegeben . . . Verehrerinnen des Vaters brachten am Sonntag Kränze von Lorbeer und Immergrün . . . Montag früh um 9 Uhr war das Begräbniß angesetzt. Kurz vorher kamen Onkel, Tante und Gertrud aus Neustadt an. Die beiden Vettern Viktor und Alwin waren schon anwesend. Die Leiche wurde in meinem Wohnzimmer inmitten zahlreicher Randalaber aufgebahrt. Eine Anzahl Bekannte hatten sich angesammelt, um dem Vater die letzte Ehre zu erweisen. Kaplan Hertlein hielt im Hause eine kurze, aber hübsche Rede, die ich Dir abschriftlich mitteilen will. Nach derselben sprach er die üblichen Gebete, verbunden mit Gesang der hiesigen Mendikanten, einer Schar sehr gut singender Knaben. Dann trug man den Sarg in die kleine, auch Euch bekannte Kirche zu St. Jerusalem, wo ein Requiem gehalten wurde. Nach erfolgter Einsegnung in der Kirche wurde der Sarg dicht neben der Mutter Grab eingesenkt . . .

Papiere sind nur wenig vorhanden, da der Vater erst im vergangenen Sommer, als wenn er eine Ahnung seines nahen Endes gehabt hätte, furchtbar darin gewütet hat. Sämtliche Briefe von ihm, die wir noch etwa finden, sollen seinem Wunsche gemäß verbrannt werden . . . In seinen Memoiren hat Papa angefangen zu schreiben; wie weit er damit vorgeschritten ist, weiß ich noch nicht. Ich mache mir jetzt Vorwürfe, daß ich ihn nicht gebeten habe, dies zu unterlassen, da er mir gesagt hatte: „Wenn ich meine Memoiren schreibe, sterbe ich, ehe sie vollendet sind.“ —

Der Fürstbischof hatte ihn gebeten, doch das Leben der hl. Hedwig zu schreiben, und er war eben mit dem Zusammentragen von Notizen beschäftigt, als ihn der Tod

überraschte. Aus der hiesigen Gymnasialbibliothek hatte er zu diesem Zweck zwei Bücher entliehen. Als ich sie auf Begehren zurücksandte, habe ich mit heißen Tränen die von ihm hineingelegten Zeichen herausgezogen . . . . — Hier folgt die Abschrift des Briefes vom Fürstbischof: . . . . Nicht ohne viele Tränen sage ich Ihnen meinen Dank für die gütige Nachricht von dem unerwarteten Dahinscheiden meines teuren, edlen, unvergeßlichen Freundes. Von allen Menschen, die mir in meinen späteren Lebensjahren näher getreten sind, war er mir der liebste. Mit seinem reichen Geiste und seinem reinen, anspruchslosen Herzen war er ein treuer Sohn der Kirche, ein redlicher Diener des Staates und ein liebenswürdiger, edler, herrlicher Mensch, der gewissenhaft hausgehalten mit den Pfunden, die ihm der Herr vertraut, welcher ihm nun seinen höheren Frieden nicht versagen wird. Möge sein Geist in seinen Kindern fortleben und fortwirken. Meine Verehrung und mein Gebet werden ihm bleiben . . .“

Im Januar beabsichtigte der Vater, einer wiederholten dringenden Einladung folgend, den Bischof auf vierzehn Tage in Breslau zu besuchen. Er würde sich dort, wo er so viele Verehrer hat, gewiß prächtig unterhalten haben. — Gott hat es anders gewollt . . .“

Ein schlichtes Denkmal aus schlesischem Marmor, wie er es selbst gewünscht, mit Namen und Daten, bezeichnet heute noch seine und der Gattin Ruhestätte. Die heimatliche Erde hat den müden Körper wieder empfangen, und dieselben Berge, die einst die Wiege des Dichters umstanden, blicken jetzt auch auf sein einsames Grab. Von dem geweihten Plaze aber und von dem unsterblichen Dichter gilt, was die Grabchrift jenes alten Meisters sagt:

„Hier liegt mein Leib, und der ist tot,  
Meine Werke leben und loben Gott!“

Zwar war die Romantik und die Poesie Eichendorffs zur Zeit seines Ablebens nicht gerade zeitgemäß, es blühte



vielmehr längst schon „der Tendenz Verpfeff'ung“, gleichwohl wurde nicht nur im engeren Kreise, sondern auch im gesamten Vaterlande die Kunde von dem Tod des Dichters voll schmerzlicher Teilnahme vernommen. Poetische Nachrufe in Zeitungen wechselten mit biographischen Besprechungen; sie alle drückten sich mit gleicher Wärme aus und bewiesen, daß Eichendorff im Andenken seines deutschen Volkes bereits eine bleibende Stätte gefunden hatte und seinem Wirken eine allgemeinere Anerkennung zuteil geworden war als er selbst in seiner Anspruchslosigkeit es wohl vorausgesetzt.

In besonders schöner Weise gedachte das alte Wien des Verewigten. Auf Anregung einiger Freunde war sogleich nach Empfang der Todesnachricht in der herrlichen Kirche „Maria zur Stiegen“ ein feierlicher Trauergottesdienst veranstaltet worden, dem namhafte Schriftsteller und Künstler der Reichshauptstadt, Mitglieder des kaiserlichen Hauses und zahlreiche Andächtige aus allen Klassen der Gesellschaft beiwohnten. Berlin dagegen verhielt sich stumm.

Die Stadt Reize bewahrte dem Dichter, dessen liederfroher Mund in ihren Mauern verstummt, stets ein treues Andenken. Die Stiftung der Gedenktafel am Sterbeuhause Eichendorffs im Jahre 1860 und die Errichtung des im Weltkrieg eingschmolzenen, später aber wieder hergestellten Denkmals im Jahre 1888 sind Zeugen der dem Dichter in Reize entgegengebrachten pietätvollen Verehrung.

Wenige Monate nach dem Hinscheiden des Dichters, an demselben Übel erkrankend, folgte ihm auch sein geliebter Schwiegersohn, Ludwig Besserer von Dahlen, in die Ewigkeit, ein junger, talentvoller, gesinnungstüchtiger Offizier, soeben erst zum Major und Direktor der Divisionschule in Reize befördert. Der älteste Sohn, der Verfasser der ersten Auflage dieses Buches, lebte als Geheimer Regierungsrat in Aachen und starb hochbetagt 1900 in Bonn.

An den kurzen Aufenthalt der Familie Eichendorff in Reize gemahnen bloß mehr drei Gräber.

## 10. Schluß.

Eichendorff hatte, als er schied, sein siebzigstes Lebensjahr beinahe vollendet, sein Äußeres und seine Lebensgewohnheiten dagegen verrieten das Greisenalter indessen noch nicht. Er war bis auf seine letzten Tage ein kräftiger, stattlicher Mann, mittlerer Größe und schlank gewachsen, von ungebeugter, durchaus vornehmer Haltung, körperliche Anstrengungen nicht scheuend und durch sie nur selten ermüdet. In seinen scharf ausgeprägten Gesichtszügen mit der denkenden, hochgewölbten Stirn und den feingeschnittenen Lippen sprach sich Willenskraft und ein männlicher, fast strenger Ernst aus; das beredte blaue Auge blickte zugleich aber so treu und gütig, in der klangvollen Stimme lag so viel Milde und Wohlwollen, daß schon der erste Eindruck sich unwillkürlich dadurch bestimmte.

In seinem Wesen verband sich Würde und die edelste Einfachheit; Bewegung und Rede waren leicht und lebhaft, sein Gespräch geistreich und anregend, immer herzlich und gemüthlich; eine gewisse Frische und Ursprünglichkeit, reiches Wissen und gutmütige Laune vermehrten den Reiz der Unterhaltung. Über seine eigenen Angelegenheiten, insbesondere über sein literarisches Schaffen, war er nur kurz in der Mitteilung; ausschließlich ästhetische Kreise liebte er nie, er zog es vielmehr vor, als Mensch unter Menschen zu leben.

Von Natur zu leidenschaftlicher Aufwallung geneigt, hatte Eichendorff diese gefährliche Mitgabe durch Übung und Selbstüberwindung schon früh so zu bemeistern gewußt, daß kaum mehr eine Spur davon übriggeblieben war; wo er haßte, galt sein Haß immer nur der Sache, nie den Personen, sein Zürnen nur dem entschieden bösen Willen; persönlicher Spott kam fast nie über seine Lippen. Schmerz,



Kummer, Verdruß trug er stets verschlossen in seinem Innern, nach außen allen in der gleichen Stimmung mit gewohnter Milde und herzugewinnender Heiterkeit be-  
gegrend.

Seiner Familie war er stets der treueste liebeichste Gatte und Vater, in der Freundschaft beständig, zuverlässig, zu allem Opfer bereit, gegen jedermann wohlwollend und aufmerksam. Seine zahlreichen Freunde hat er lebenslang gefesselt, einen wirklichen Feind mag er kaum im Leben beseßen haben. Persönliche Bedürfnisse kannte er fast gar nicht; seine Lebensweise war stets so einfach und streng, daß man solche Entäußerung alles dessen, was sonst zum bequemen Schmuck des Daseins gerechnet wird, namentlich im höheren Alter kaum ohne inneren Vorwurf wahrnehmen konnte. Von seiner rastlosen Tätigkeit, die erst im Tod eine Schranke finden sollte, war wiederholt schon die Rede; diese Tätigkeit galt ihm jederzeit als wahres Lebensbedürfnis.

Den Ansichten und Grundsätzen, die er einmal als richtig erkannt, ist Eichendorff sein ganzes Dasein hindurch treu geblieben, er hat ihnen in Wort und Tat nie etwas vergeben, mit Wärme vielmehr sie bekannt und verfochten, wo es nur irgend darauf ankam, unbekümmert, ob ihm dabei die Gunst der Tagesmeinung zufiel oder nicht. Er war als Dichter und Mensch eine feste, geschlossene Persönlichkeit, ein ganzer, voller und klarer Charakter. Es mag selten einen Mann gegeben haben, der so wenig Wandlungen erfahren, so wenig Schwankungen unterworfen, so ganz aus sich und ungestört sich entwickelt als gerade der seine. Wie Eichendorff als Jüngling im ersten öffentlichen Auftreten sich gezeigt hat, derselbe blieb er unentwegt auch später und im Alter; selbst das Feuer und die Tatkraft der Jugend wußte er sich immerdar zu erhalten. Und doch lag ihm nichts ferner als Starrheit und Befangenheit; mit genialem Verständnis würdigte er auch die entgegengesetzten Standpunkte; wenn er sie

bekämpfte, verließ er nie seinen Wahlspruch: *Suaviter in modo, fortiter in re!*

Was Eichendorffs Erscheinung den eigentümlichen Zauber verlieh, dem sich nicht leicht jemand zu entziehen vermochte, war vor allem der Ernst und Adel seiner Gesinnung, die Schönheit seines Herzens. Sie verbreiteten über sein Wesen jene würdevolle Anmut und Harmonie, die so wohlthuend in Gebärde, Wort und Werken jederzeit hervorblickte. In dieser großmütigen Seele war in der That kein Falsch und kein Makel, Niederes hatte in ihr nie Raum gefunden; des Mannes Streben galt immer nur dem Höchsten, was eines Menschen Brust bewegen kann, ihm diente er treu und begeistert bis zum letzten Atemzuge.

Harmonisch, mild und liebend wie sein innerstes Wesen hatte sich ihm denn auch der Gang des äußeren Daseins gefügt, wenn man davon absehen will, daß er keine seinen Neigungen und Fähigkeiten voll entsprechende Lebensstellung fand. Im großen und ganzen waren ihm glückliche Jahre beschieden, auf die er wohl mit Dank und Befriedigung zurückblicken durfte; die wenigen trüben Momente, mit wahrhaft christlichem Sinn getragen, dienten nur zu um so größerer Läuterung.

Aber in Eichendorffs Herzensgüte beruhte freilich auch seine Schwäche. Arglos und uneigennützig bis zur Selbstentäußerung, traute er den Menschen oft zu viel, und streng gegen sich selbst, übte er häufig Milde und Rücksichten auch da, wo beides nicht verdient, ja das Gegentheil bisweilen eine höhere Pflicht gewesen wäre. Wer mag mit ihm darüber rechten, es war immer nur die Schwäche eines schönen Herzens.

Dasselbe edle Gemüt, diese Frische und Freudigkeit, diese Genialität des Herzens, wie man es anderswo treffend genannt hat, war auch der Pulsschlag der Eichendorffschen Dichtung. Eine Poesie der Gesinnung ebenso sehr wie des Talentes sind Phantasie und Sittlichkeit in ihr durchaus



nicht geschieden, die sittliche Schönheit eins mit der dichterischen. Darin stimmte er mit der Ästhetik etwa Adalbert Stifters vollkommen überein. Innigkeit, Treue und Keuschheit des Gefühls haben kaum je einen rührenderen Ausdruck gefunden als bei ihm, und weil seine Dichtungen, insbesondere die Lieder, so ganz mit dem Herzen geschrieben sind, darum sind sie auch wieder zu den Herzen gegangen und werden unvergänglich in ihnen fortleben. Selbst in Eichendorffs kritischen Schriften, wo alle Waffen des Geistes im mannhaftesten Kampfe eingesetzt werden, welche Milde zugleich und welche Achtung des Menschen! Kann man sanfter töten? möchte man hier oft mit einem neueren Beurteiler jener Schriften fragen.

Eichendorff war ein lauterer tiefer Christ, seine Frömmigkeit, sein ganzes Leben bezeichnend, war eine schlichte, einfache und natürliche, die sich gern den Augen der Welt zu entziehen suchte. Durch Abkunft und Erziehung gehörte er der katholischen Kirche an, er war aber auch aus voller warmer Überzeugung ihr Mitglied. Wie er die Religion als das Höchste im Leben des einzelnen und der Völker ansah, durch die unser ganzes Dasein erst seine Bedeutung und Weihe erhält, so galt ihm als der vollkommenste Ausdruck dieser religiösen Bestimmung allein die katholische Kirche. In diesem Grundelement seiner Weltanschauung kannte er keine Zugeständnisse, an dieser Überzeugung, für ihn ebenso Sache des Herzens wie die Frucht fortgesetzter geschichtlicher und dogmatischer Studien, hielt er unverbrüchlich fest, zu ihr hat er sich stets und offen bekannt. Die Übungen seiner Religion vernachlässigte er nie. Es verging selten ein Tag, wo er nicht in aller Frühe die Kirche besucht und dem Gottesdienste beigewohnt hätte; die Werke seiner christlichen Nächstenliebe, meist im Verborgenen gespendet, sind nur Gott bekannt. Konfessionelle Befangenheit konnte man ihm in keiner Weise vorwerfen; nicht die Ansicht, der gute Wille war für ihn auch hier allein das Entscheidende, und zu seinen lang-

jährigen besten Freunden gehörten selbst protestantische Geistliche und Freigesinnte wie Schön, deren religiöse Überzeugungen mit der seinigen oft im schärfsten Gegensatz standen.

Über den tiefreligiösen Charakter seiner Dichtungen braucht kein Wort weiter verloren zu werden. Die Beziehungen des Menschen zu dem einen, ewigen Mittelpunkt alles Lebens bilden ihr mannigfach erörtertes Thema, und in diesem Sinn ist Eichendorffs Poesie mit Recht eine wesentlich symbolische genannt worden. Und weil er in der wahren Romantik, wie er sie verstand, die gleiche religiös begeisterte Anschauung erkannte, die ihn selbst beseelte, darum ist er ihr treu geblieben bis an sein Lebensende, der einzige, der das Wesen der Romantik in die moderne Gegenwart herübergerettet und ihr trotz aller Zeiten Ungunst durch seine eigene Erscheinung neue Achtung und neue Freunde erworben hat. Schon Vilmar rühmte von ihm mit Recht: „Gedichte und Erzählungen von so seelenvoller Wahrheit wie Eichendorffs Poesien und sein ‚Leben eines Taugenichts‘ hat die ältere romantische Schule nicht zu schaffen vermocht.“

Wie Eichendorff den Beruf wahrhafter Poesie in unserer Zeit auffaßte, hat er unter anderm in den Schlußworten seiner Literaturgeschichte ausgesprochen; sie besitzen bleibende Bedeutung. Nicht durch juvenile Wiedererweckung der Romantik soll dem poetischen Unwesen entgegengearbeitet werden, nicht durch absichtsvolle Kontrovers- und Tendenznovellen, „sondern einzig durch die stille, schlichte, allmächtige Gewalt der Wahrheit und unbefleckten Schönheit durch jene religiös begeisterte Anschauung und Betrachtung der Welt und menschlichen Dinge, wo aller Zwiespalt verschwindet und Moral, Schönheit, Tugend und Poesie eins werden; Gesundheit und Freudigkeit gegen blasierte Zerrissenheit, fromme Naturwahrheit gegen gespreizte Lüge, eine Poesie der Liebe gegen die Poesie des Hasses. Es sei keine Propaganda



des Katholizismus, aber eine allem Unkirchlichen durchaus fremde Gesinnung, die alles Leben nur an dem mißt, was allein des Lebens wert ist; das Ganze umgebend wie die unsichtbare Luft, die jeder atmet, ohne es zu merken. Denn das ist ja eben das poetische Geheimnis des religiösen Gefühls, daß es wie ein Frühlingshauch Feld und Wald und die Menschenbrust erwärmend durchleuchtet, um sie alle von der harten Erde blühend und tönend nach oben zu wenden. Es sei mit einem Wort: eine der Schule entwachsene Romantik, welche das verbrauchte mittelalterliche Rüstzeug abgelegt, die katholisierende Spielerei und mystische Überschwenglichkeit vergessen und aus den Trümmern jener Schule nur die religiöse Weltansicht, die geistige Auffassung der Liebe und das innige Verständnis der Natur sich herübergerettet hat. Es ist nicht not, in der Kunst das Vortreffliche anzuschaffen, es ist not, das Schlechte, Falsche, Verkehrte abzuschaffen; denn alles Vortreffliche erblüht aus dem Rechten und Wahren. Was hat der ewige Himmel mit jenen vorüberziehenden schmutzigen Staubwirbeln zu schaffen? Wandeln doch die alten Sterne noch heute wie sonst die alten Bahnen und weisen noch immer unverrückt nach dem Wunderlande, das jeder echte Dichter immer wieder neu entdeckt.“ — Worte, die gewiß ewig ihre Geltung behalten werden, und womit Eichendorff zugleich den Geist seiner eigenen Dichtung treffend gezeichnet hat.

Eichendorffs Leben fiel in eine große bewegte Zeit, ihren Leiden und Erhebungen hat er nicht gleichgültig in müßiger Betrachtung zugeschaut, sondern rüstig und wacker als Jüngling und Mann stand er stets unter den Vorderen im Kampf mit dem weltlichen Schwert und mit den scharfen Waffen des Geistes. Davon zeugt sein ganzes Leben, zeugen seine Schriften. Sein großes Vaterland insbesondere liebte er mit dem ganzen Feuer seiner Seele, ihm hat er im Unglück und Glück treu gedient als Krieger und Beamter, mit Rede und Lied. In den Tagen der Not

ertönten zuerst jene patriotischen Gesänge voll männlicher Begeisterung, zürnend und weckend, deren beredte Sprache auch kommenden Geschlechtern noch zur Stärkung und Sammlung gereichen mag, und als er selbst auf dem Schlachtfelde gestritten und Freiheit und Friede dem Vaterlande zurückerobert waren, da sprach er wieder von der Aufgabe der Zeit in dem herrlichen Gedicht: „An meine Freunde 1815“, wo er daran mahnt, daß der blutige Krieg zwar das Schlechte umgestürzt, der Kampf aber von der Welt darum noch nicht genommen sei und zum Aufbau des Besseren sich fortan im Volk ein anderer — Geisteskampf — lebendig rühren müsse, an dem jeder treulich mitzuwirken habe, da ohne Kampf nur neuer Tod:

„Nennt mir die Palme eures hohen Strebens!  
Bequeme Rast ist nicht des Lebens wert.  
Nach Ruh' sehnt sich die Menschenbrust vergebens,  
Erkämpft will sein, was hoher Sinn begehrt!  
Ein Krieger bleibt der größ're Mann zeitlebens  
Er kämpf' durch Worte, Bücher oder Schwert,  
Und rechter Friede wird nur dort geschlossen,  
Wo jedem Streiter seine Palmen sprossen.

Wild rast der Krieg. Land, Herzen, Städte brennen,  
Der Tag, er kommt und scheidet blutigrot;  
Doch spannt der Friede ab die tapfern Sennen,  
Drum hüte dich, mein Volk, vor größ'rer Not!  
Denn tief'res Wehe weiß ich noch zu nennen:  
Erschlafftes Ruhen ist der Völker Tod.  
Umsonst geflossen ist das Blut im Kriege,  
Sind wir unwürdig selbst der hohen Siege.

So laßt uns unser Deutschland denn umstellen,  
Bewachend brüderlich in treuer Hut,  
Mit Lehren, Rat und Sang, die Herzen schwellen,  
Daß sie bewahren rein die heil'ge Glut,



Den Ernst, den sie erkämpft in Bluteswellen,  
Der Ehre Hort, Eintracht, den freud'gen Mut.  
Friede dem Herd und ew'ger Krieg dem Bösen,  
So mag uns Gott von aller Schmach erlösen!"

Und diesem Wort entsprach die eigene That. Unausgeseht seitdem seine Zeit und Kraft dem Vaterlande widmend, sehen wir ihn als Dichter, Literaturhistoriker, Geschichtsschreiber und politischen Schriftsteller mit mächtigem Zuspruch überall auf den Binnen der Zeit, ein Herold alles Schönen, Großen und Wahren; und Wort und Lied verstummen nur mit dem letzten Atemzug des irdischen Lebens.

Aber wenn der Dichter seiner Nation lieb und wert geworden, es war nicht durch das reiche Talent allein und die Kraft der Gesinnung, sondern ebenso sehr auch durch die deutsche Eigentümlichkeit, die bewußt und unbewußt den Grundton seiner Dichtungen bildet, durch ihren echt heimatischen, bodenständigen Charakter.

Eichendorff hat alle literarischen Zeitmoden überdauert. Seine Poesie gehört zum eisernen Bestand der deutschen Kultur überhaupt. Seine Lieder werden gesungen am Rhein und an der Donau, auf dem hohen Gebirge und an den Ufern des Meeres, diesseits und jenseits des Ozeans, so weit die deutsche Zunge klingt. Ja, es zeugt gewiß nur für den inneren Wert dieser Lieder, wenn das singende Volk über dem Lied den Dichter vergessen hat und kaum mehr weiß, wem es die wunderbaren Strophen verdankt. Sind doch nicht wenige Lieder Eichendorffs so in den Mund des Volkes übergegangen, daß sie schon oft für alte Volkslieder gehalten worden sind.

Seit der Jahrhundertwende beschäftigt sich auch die Wissenschaft immer eindringlicher mit dem Lebenswerk dieses einzigartigen Mannes. Eine große historisch-kritische Gesamtausgabe Eichendorffs (bei J. Habel in Regensburg) gibt den reinen Urtext gesichtet und gesiebt mit ausführlichen Anmerkungen wieder. Das romantische Jahr-

buch „Eichendorff-Kalender“, das einzige Unternehmen dieser Art, das selbst während des Krieges und nach dessen unglücklichem Abschluß ungehindert hat weitererscheinen können, bildet eine Sammelstätte romantischer Forscherarbeit. Die Zeitschrift „Der Wächter“ endlich geht gleichfalls von Eichendorff aus und kehrt immer wieder zu ihm zurück. So steht er mitten im Leben des deutschen Volkes, heute mehr denn je.

~~~~~


Annalen.

1788	März 10.	Geburt des Dichters auf Schloß Lubowiz bei Ratibor.
1791	Dez. 27.	Des Dichters Schwester Henriette Sophie geboren.
1792	Juni 18.	Luiſe von Lariſch, Eichendorffs Gattin, zu Niewiadam bei Rybnik geboren.
1793	Okt. 22.	August Adolf, Bruder des Dichters, geboren.
1794	„ 26.	Erſter erhaltener Brief an eine Verwandte.
1797	März 26.	August Adolf geſtorben.
	April 7.	Henriette Sophie geſtorben.
1798	Jan. 7.	Begann Eichendorff, vereinzelte Tagebuchaufzeichnungen zu machen.
	Sept. 21.	Johanna Freifrau von Eichendorff geb. von Salifch, des Dichters Großmutter, in Radoschau geſtorben.
1799	Mai 24.	Karl Wenzel Freiherr von Kloch, Großvater des Dichters, in Lubowiz geſtorben.
	Juni 13.	Eichendorffs Schwester Luiſe Antonie geboren.
		Reiſe nach Dresden, Karlsbad und Prag.
1800	Sept. 7.	Des Dichters Bruder Guſtav geboren.
	Nov. 11.	Begann Eichendorff, eine Naturgeſchichte mit kolorierten Bildern zu ſchreiben.
	„ 14.	Von dieſem Tage ab wurden die Tagebücher regelmäßig geführt.
1801	Okt. 5.	Abreiſe von Lubowiz nach Breslau.
	„ 16.	Erſter Schulbeſuch.
1802	Febr. 28.	Aufführung des Schauſpiels „Edelmut“ im Konvikttheater. Eichendorff ſpielte den Franz von Mülen.
	März 1.	Aufführung des Luſtſpieles „Der Fähdrieh“. Eichendorff als Sophie.
		Aus der Breslauer Schulzeit ſind uns 49 Gedichte und zahlreiche Proſaentwürfe erhalten, davon 11 aus dem Jahre 1802.
1803	April 25.	Starb Eichendorffs Bruder Guſtav.
	Mai 20.	Wurde das Gedicht „Am Grabe unſeres Bruders“ in den Schleiſiſchen Provinzialblättern veröffentlicht.

1804	Febr. 12.	Aufführung der Posse „Wirrwarr“. Eichendorff spielte die Babet.
	„ 16.	Tod von Eichendorffs Schulfreund Jakob Müller. (Das Gedicht „An dem Grabe meines Freundes Jakob Müller“ ist uns erhalten.)
	April 13.	Luise Antonie Nepomucene Johanna, Schwester des Dichters, geboren.
1805	März 25.	Beendigung der Gymnasialstudien.
	April 20.	Abfahrt von Lubowitz nach Halle.
	Juli 8.	Vorlesung Galls über Schädellehre, der auch Goethe bewohnte.
	Aug. 3.	Aufführung des „Göz von Berlichingen“ unter Goethes Augen in Lauchstädt.
	Sept. 10.	Antritt einer Reise nach Hamburg und Lübeck.
	„ 12.-14.	Besteigung der Roßtrappe, des Brodens, Besuch der Baumanns- und Bielschöhle.
	„ 27.	Rückfahrt nach Halle.
1806	Aug. 1.	Antritt der Ferienreise nach Lubowitz.
	Okt. 16.	Einnahme von Halle durch Bernadotte nach heftigen Straßenkämpfen.
1807	Mai 4.	Abfahrt von Lubowitz nach Heidelberg.
	„ 19.	Erstes Zusammentreffen mit Görres.
	Nov. 15.	Lernete Eichendorff den Grafen Otto Heinrich von Loeben (Isidorus Orientalis) kennen.
1808	Jan.	Ankunft Arnims in Heidelberg.
	März 29.	Sandte Eichendorff, auf Anregung Loebens, Gedichte an Professor Friedrich Ast in Landshut, in dessen „Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst“ sie im gleichen Jahre unter dem Dichternamen „Florens“ erschienen.
	April 5.	Antritt einer Reise nach Paris.
	„ 29.	Eintreffen Brentanos in Heidelberg.
	Mai 4.	Rückkehr nach Heidelberg.
	„ 12.	Abreise nach Lubowitz.
	Nov. 3.	Ließ Eichendorff von dem Bildnis- und Historienmaler Joseph Raabe in Breslau ein Miniaturporträt für seine Braut anfertigen.
1809	„ 9.-19.	Fahrt auf der Oder bis Frankfurt.
	„ 20.	Ankunft in Berlin.
	„ 28.	Zusammenkunft mit Adam Müller.
	Dez. 3.	Erkrankung an Nervenfieber.

1809	Dez. 23.	Einzug des Königspaares in Berlin, dem Eichendorff in Rührung und patriotischer Begeisterung beiwohnte.
	" 24.	Erneuter Ausbruch der Krankheit.
	" 25.	Maria Eleonore von Knoch geb. von Hayn, Eichendorffs Großmutter, in Lubowik gestorben.
1810	Jan. 16.	Mit Brentano bei Adam Müller.
	Febr. 1.	Brentano bei Eichendorff.
	" 15.	Erster Ausgang als Rekonvaleszent.
	März 2.	Zusammenkunft mit Arnim und Brentano in deren Wohnung.
	" 5.	Rückfahrt nach Lubowik.
	Oktober	Entstehung des Liedes „Abschied“ („O Täler weit, o Höhen“) und „Der Jäger Abschied“ („Wer hat dich, du schöner Wald“).
		Antritt einer Reise nach Wien.
	Spätherbst	Beginn der Niederschrift von „Ahnung und Gegenwart“.
		Trauerspiel „Hermann und Ihusnelde“ (unvollendet).
		Entstehungszeit des Liedes „Das zerbrochene Ringlein“.
1811	April 26.	Zeugnis über die 1. Semestralprüfung (1. Klasse mit Vorzug).
	Juli 20.	Zeugnis über die 2. Semestralprüfung (1. Klasse mit Vorzug).
	Aug. 4.	Nachmittags bei Schlegel mit Philipp Veit zusammengetroffen.
	" 5.	Zu Mittag bei Adam Müller.
	" 19.	Abends bei Adam Müller.
1811	Sept. 22.	Zusammentreffen mit Erzherzog Karl bei dessen Adjutanten, dem Grafen Ferdinand von Loeben.
1812	Jan. 26.	Nachmittags bei Schlegel. Theodor Körner im „Lothringer“ kennengelernt.
	Febr. 3.	Bei Schlegel, wo auch Philipp Veit und Klemens Maria Hofbauer.
	" 9.	Abends bei Schlegel.
	" 13.	Bei Schlegel. Veit und Körner getroffen.
	" 23.	Bei Adam Müller.
	Herbst	Den Roman „Ahnung und Gegenwart“ vollendet.

1813	Febr. 3.	Aufruf Friedrich Wilhelms III. zur Bildung freiwilliger Jägerkorps.
	April 3.	Abreise von Wien behufs Eintritt in das neugebildete Lützowsche Freikorps.
	„ 18.	Einkleidung.
	„ 29.	Einstellung in das von Friedrich Ludwig Jahn befehligte 3. Bataillon.
	Juni 4.	Während des Waffenstillstandes (4. Juni bis 10. August Besuch) in der Heimat.
	Juli 14.	Austritt aus der Freischar.
	Okt. 7.	Ernennung zum Leutnant im 17. (nachmals 2.) schlesischen Landwehrregiment.
	Dez. 22.	Verlegung des Regiments von Glas nach Torgau.
		Veröffentlichung des Liedes „In einem kühlen Grunde“ im „Deutschen Dichterwald“.
1814	Jan. 10.	Einzug des Regiments in Torgau.
	März	Immediatgesuch des Offizierkorps, das Regiment zur Armee ins Feld zu berufen.
	Mai (Anf.)	Mit Urlaub nach Oberschlesien.
	Dez. 2.	Entlassung aus dem Kriegsdienste.
		Gedicht „Soldatenlied“ entstanden (wohl der schönste Schlachtgesang der Romantik).
1815	März	Anstellung als Expedient im Kriegsministerium.
	April 7.	Vermählung mit Luise Anna Vittoria von Larisch in Breslau.
	„ 22.	Abreise von Berlin zum Blücherschen Hauptquartier.
1815	Mai 4.	Ankunft in Lüttich.
	„ 7.	Mittags bei Sneisenau.
	„ 11.	Kommando nach Aachen behufs Mitwirkung bei der Einrichtung der Landwehr in den neu erworbenen rheinischen Provinzen.
	„ 17.	Görres getroffen.
		Übernahme einer Kompagnie des 2. Rheinischen Landwehrregiments.
	Juli	Ordonnanzoffizier bei Sneisenau.
	August	Rückkehr zum Truppenteil.
		Gedicht: „An die Freunde“.
		Drucklegung von „Ahnung und Gegenwart“ bei Johann Leonhard Schrag in Nürnberg.
1816	Jan. 12.	Auflösung des Regiments und Rückreise nach Schlesien.

1816	Dez. 24.	Anstellung als Referendar bei der Breslauer Regierung.
1817	Sommer	Wiedersehen mit dem Bruder Wilhelm in Lubowiz.
1818	April 27.	Niederschrift der Novelle „Das Marmorbild“. Tod des Vaters. „Über die Folgen von der Aufhebung der Landeshoheit der Bischöfe und der Klöster in Deutschland,“ 1866 gedruckt unter dem Titel „Die Aufhebung der geistlichen Landeshoheit und die Einziehung des Stifts- und Kloster-gutes in Deutschland“.
1819	Januar.	Zum Landrat des Kreises Pleß in Vorschlag gebracht.
	Okt. 16.	Große Staatsprüfung in Berlin.
	Nov. 24.	Ernennung zum Regierungsassessor.
	Dezember	Begegnung mit Holtei. Novelle „Das Marmorbild“ in Fouqués „Frauentaschenbuch“.
1820	Frühjahr	Zusammenkunft mit Wilhelm von Eichendorff in Wien.
	Okt. 14.	Berufung als Hilfsarbeiter beim Kultusministerium in Berlin.
	Dez. 22.	Übertragung der kommissarischen Verwaltung der Geschäfte eines katholischen Konsistorial- und Schulrates beim Oberpräsidium und Konsistorium der Provinz Westpreußen, sowie bei den Regierungen zu Danzig und Marienwerder.
1821	Jan. 21.	Abreise nach Danzig (2 Rthlr. Diäten).
	Sept. 5.	Ernennung zum Regierungsrat (1200 Rthlr.).
1822	April 15.	Tod der Mutter.
	Juni 20.	Festmahl in der Marienburg zu Ehren des preußischen Kronprinzen.
		Vollendung des dramatischen Märchens „Krieg den Philistern“.
1823	Herbst	Zur Vertretung eines erkrankten Rates ins Kultusministerium berufen. Einige Szenen aus „Krieg den Philistern“ in den „Deutschen Blättern für Poesie, Literatur usw.“ (Nr. 18–24) abgedruckt. Ein Kapitel aus „Aus dem Leben eines Taugenichts“ in den „Deutschen Blättern“ (Nr. 152 bis 158).

		Entstehung des Liedes „O Maria, meine Liebe“ (auf Wunsch des Bischofs von Ermland Prinz Joseph von Hohenzollern).
1824	Sept. 23.	Abreise nach Königsberg als Oberpräsidialrat und Mitglied der Ostpreussischen Regierung (1500 Rtlr.). „Krieg den Philistern“, Berlin bei Ferd. Dümmler.
1825	März 15.	Dimmissionspatent als Sekondeleutnant im 1. Landwehrregiment.
1826		„Aus dem Leben eines Taugenichts“ und „Das Marmorbild“. Zwei Novellen. Berlin, Vereinsbuchhandlung.
1827		„Meierbeths Glück und Ende“, Tragödie mit Gesang und Tanz. „Gubihens Gesellschafter“.
	Sommer	Mehrmonatiger Aufenthalt in Pogrzebin.
1828		„Meierbeths Glück und Ende.“ Berlin, Vereinsbuchhandlung. „Ezelin von Romano.“ Trauerspiel. Königsberg, Vornträger.
1830		„Der letzte Held von Marienburg.“ Trauerspiel. Königsberg, Hartungs Hofbuchdruckerei. „Die konstitutionelle Preßgesetzgebung in Deutschland.“ Politische Abhandlung über preussische Verfassungsfragen. „Preußen und die Konstitutionen.“
1831	Juni 6	Abreise nach Berlin behufs Verwaltung einer Ratsstelle im Kultusministerium.
1832	März 24	Anna Hedwig Josephine, Tochter des Dichters, im Alter von zwei Jahren gestorben. Auf sie bezieht sich der Liederzyklus „Auf meines Kindes Tod“. „Viel Lärmen um nichts.“ Novelle. Gubihens „Gesellschafter“.
1833		„Über Preßfreiheit.“ „Über (Verfassungs-) Garantien.“ „Die Freier.“ Lustspiel. Stuttgart, Fr. Brodhag.
1834		„Dichter und ihre Gefellen.“ Novelle. Berlin, Dunder und Humblot. „Auch ich war in Arkadien.“ Eine Phantasie.

1835	Juni 16.	Johann Nepomuk von Larisch, Eichendorffs Schwiegervater, in Ratibor gestorben.
		„Eine Meerfahrt.“ Novelle.
1836		„Wider Willen.“ Lustspiel.
		Begann Eichendorff, sich mit dem Studium der älteren spanischen Literatur zu beschäftigen.
		„Gedichte.“ Berlin, Dunder und Humblot.
		Als Erscheinungsjahr ist auf dem Titelblatt 1837 angegeben.
1837		„Das Schloß Dürande.“ Novelle. Urania.
1838	Mai 17.	Reise nach München. Dort wiederholte Zusammenkunft mit Brentano.
		„Unstern.“ Novelle (unvollendet).
1839	März 11.	„Helene von Larisch geb. von Ezentner (Mutter der Gattin Eichendorffs) gestorben.
		„Die Entführung.“ Novelle. Urania.
1840		An Stelle des verstorbenen Freiherrn von Altenstein wurde Eichhorn an die Spitze des Kultusministeriums berufen.
		„Der Graf Lucanor.“ Berlin, M. Simion.
		Rede zur Eröffnung des Huldigungslandtags in Königsberg, gehalten von Schön.
1841	Jan. 12.	Ernennung zum Geheimen Regierungsrat.
		„Die Glücksritter.“ Novelle. Rhein. Jahrbuch für Kunst und Poesie.
		„Erzählung des stolzen Landsknechts Schreckenbergers“ (zu den Glücksrittern). Entwurf zu einer „Tragikomödie.“
1841		„Das Incognito“ („Alt und Neu“). Puppenspiel.
		„Werke.“ Berlin, M. Simion. (Ein Teil der Ausgabe ist 1842 datiert).
1843		Wurde Eichendorff mit der Abfassung einer Geschichte der Wiederherstellung der Marienburg beauftragt.
		„Johann von Werth.“ Schauspiel (unvollendet).
1844	Juni 30.	Entlassung aus dem Staatsdienst.
		„Die Wiederherstellung des Schlosses der deutschen Ordensritter zu Marienburg.“ Königsberg.
1845		Zusammenkunft mit dem Bruder Wilhelm in Sedlnitz.
		Abertragung von 5 Festspielen Calderons.

1846	Herbst	Übersiedlung von Danzig nach Wien. „Geistliche Schauspiele von Don Pedro Calderon de la Barca.“ 1. Band. Stuttgart und Tübingen. Zur Geschichte der neueren romantischen Poesie in Deutschland. Hift.-pol. Blätter, Bd. 17.
1847	Herbst	„Landsknecht und Schreiber.“ Rezension. Übersiedelung nach Berlin. „Über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland.“ Leipzig, Liebestind. „Brentano und seine Märchen,“ „Die deutsche Salonpoesie der Frauen,“ „Ida Gräfin Hahn-Hahn.“ Hift.-pol. Blätter.
1848		Nach kurzem Aufenthalt in Cöthen nach Dresden übergesiedelt. „Die neue Poesie Oesterreichs,“ „Die geistliche Poesie Deutschlands.“ Hift.-pol. Blätter.
1849	Jan. 7.	Wilhelm Freiherr von Eichendorff in Innsbruck gestorben. „Libertas und ihre Freier.“ Ein Märchen. „Preußen und die Konstitution.“ Gedichte von Leberecht Dreves herausgegeben. Berlin, A. Dunder.
1850	November	Rückkehr nach Berlin.
1851		„Der deutsche Roman des 18. Jahrhunderts in seinem Verhältnis zum Christentum.“ Leipzig, Brockhaus.
1852	Nov.	Beginn der Ausarbeitung des Epos „Julian“.
1853	Nov. 28.	Verleihung des bayerischen Maximiliansordens für Wissenschaft und Kunst. „Zur Geschichte des Dramas.“ Niederschrift. „Julian.“ Leipzig, Voigt und Günther. „Geistliche Schauspiele von Don Pedro Calderon de la Barca.“ 2. Bd.
1854		„Zur Geschichte des Dramas.“ Leipzig, Brockhaus.
	Nov.	Beginn der Niederschrift des Epos „Robert und Guiscard“.
1855		„Robert und Guiscard.“ Leipzig, Voigt und Günther.
	Frühjahr	Erkrankung der Gattin. Erholungsaufenthalt in Cöthen.

1855	Anfang Juni bis Mitte Juli	Kurgebrauch in Karlsbad. Übersiedlung nach Reiße.
	Dez. 3.	Tod der Gattin Eichendorffs.
1856	Frühjahr	Besuch des Fürstbischofs Förster auf Schloß Johannesberg.
	Sommer	Aufenthalt in Rochus bei Reiße. Besuch des ältesten Sohnes mit seiner jungen Gattin.
	Juli 23.	Tod Theodor von Schöns. Abschluß der „Geschichte der poetischen Lite- ratur Deutschlands“.
1857		Vorwort zum „Tagebuch eines Einsiedlers“. „Geschichte der poetischen Literatur Deutsch- lands.“ Paderborn, F. Schöningh.
	Februar	Vollendung des Epos „Lucius“.
	Juli	„Lucius.“ Leipzig, Voigt und Günther. „Leben der heiligen Hedwig.“ Entwurf. Memoirenskizze „Erlebtes“.
	Spätherbst Nov. 26.	Besuch in Johannesberg. Tobestag.

Literatur.

Hier erscheint bloß die wichtigste Eichendorff-Literatur in Buchform verzeichnet. Im übrigen sei auf die bisher erschienenen Jahrgänge des „Eichendorff-Kalenders“ und der Zeitschrift „Der Wächter“ verwiesen. Auch im „Euphoriön“, im „Gral“, in der „Zeitschrift für deutsche Philologie“ usw. sind seit 1888 viele Aufsätze und Besprechungen veröffentlicht worden. Einzeluntersuchungen und weitere Quellenangaben teilt die Historisch-kritische Eichendorff-Ausgabe (siehe unten) mit. Ein Band Eichendorff-Bibliographie von Karl Freiherr von Eichendorff ist in der Handschrift abgeschlossen.

* * *

Brandenburg, Hans, Joseph von Eichendorff. Sein Leben und sein Werk. München 1922.

Demuth, Otto, Das romantische Lustspiel in seinen Beziehungen zur dichterischen Entwicklung Eichendorffs (Prager deutsche Studien, herausgegeben von Adolf Hauffen, Primus Lessink und August Sauer, 20. Heft). Prag 1912.

Eichendorff, Werke in sechs Teilen. Mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von Karl Hanns Wegener. Leipzig, Hesse u. Becker. (Beste Auslese: Lebensbild, Gedichte, Julian, Robert und Guiscard — Ahnung und Gegenwart — Dichter und ihre Gefellen — Novellen — Krieg den Philistern, Der letzte Held von Marienburg, Die Freier — Erlebtes, Die neuere Romantik.)

Eichendorff, Joseph Freiherr von, Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe in Verbindung mit Hugo Häusle, August Sauer, Hilda Schulhof, Marie Speyer u. a. herausgegeben von Wilhelm Rosch. Regensburg, J. Habel. Bisher sind erschienen: Bd. 1 1. Hälfte: Gedichte, 2. Hälfte: Epen, Bd. 3: Ahnung und Gegenwart, Bd. 10: Historische, politische und biographische Schriften, Bd. 11: Tagebücher, Bd. 12: Briefe von Eichendorff, Bd. 13: Briefe an Eichendorff.

Erdmann, Julius, Eichendorffs historische Trauerspiele. Halle an der Saale 1908.

Faßbinder, Franz, Eichendorffs Lyrik. Eine Studie zur Analyse ihrer Stoff- und Motivreise (Vereinschrift der Görres-Gesellschaft). Köln am Rhein 1911.

- Häusle, Hugo, Eichendorffs Puppenspiel: Das Incognito. Eine politisch-literarische Satire aus dem Zeitalter Friedrich Wilhelms IV. (Deutsche Quellen und Studien, herausgegeben von Wilhelm Kosch, Heft 6.) Regensburg 1910.
- Krüger, Hermann Anders, Der junge Eichendorff. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik. 2. Ausgabe. Leipzig 1904.
- Müller, J. E. V., Eichendorffs poetisches Bilderbuch. Ein Beitrag zur Kritik des Stils der deutschen Romantik (Jahresbericht der Hansaschule). Hamburg 1908.
- Nadler, Josef, Eichendorffs Lyrik (Prager deutsche Studien, herausgegeben von Karl von Kraus und August Sauer, 10. Heft). Prag 1908.
- Reinhard, Ewald, Eichendorffstudien (Münstersche Beiträge zur neueren Literaturgeschichte, Heft 5). Münster in Westf. 1908.
- Schulhof, Hilde, Eichendorffs Jugendgedichte (Prager Deutsche Studien 23. Heft) Prag 1915.
- Stiegeler, Helene, Die stofflichen Elemente der Lyrik des Freiherrn von Eichendorff. Berner Doktordissertation 1910.
- Weshta, Friedrich, Eichendorffs Novellenmärchen „Das Marmorbild“. (Prager Deutsche Studien, Heft 25.) Prag 1916.
- Wesemeier, R., Joseph von Eichendorffs satirische Novellen. Marburger Doktordissertation 1915.

~~~~~

### Druckfehlerverzeichnis.

|         |         |                |   |   |                             |
|---------|---------|----------------|---|---|-----------------------------|
| Seite 9 | Zeile 6 | muß es heißen: |   |   | Balkon statt Balken.        |
| " 13    | " 11    | "              | " | " | Wandsbek statt Wandsbeck.   |
| " 29    | " 1     | "              | " | " | Schmalz statt Schmalz.      |
| " 30    | " 30    | "              | " | " | Marcon statt Markos.        |
| " 66    | " 23    | "              | " | " | mansisses statt mansiosses. |
| " 86    | " 21    | "              | " | " | Godwi statt Godwin.         |
| " 189   | " 7     | "              | " | " | Jegór statt Jégor.          |

~~~~~

Register.

1. Personen.

- Abel, Karl von, bayer. Minister 135.
- Marcon, Juan Ruiz de 30.
- Alexis, Willibald 112.
- Alfons X., König von Kastilien und Leon 162.
- Altenstein, Karl Freiherr von 102. 103. 126. 127. 164.
- Alwin 231; s. u. Larisch.
- Anhalt-Cöthen, Julie, Herzogin 177.
- Ammianus Marcellinus 201.
- Argenteau 77.
- Arnim, Achim von 37f. 42ff. 44. 53. 157: „Des Knaben Wunderhorn“ 38. 44. 157. „Einsiedlerzeitung“ 43. „Gräfin Dolores“ 86. „Kronenwächter“ 95.
- Bettina von 42. 188.
- Ast, Friedrich: Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst 39.
- Auerswald, Alfred von 117.
- Rudolf von 117.
- Aulike, Matthias 127.
- Baskerville, Alfred 159.
- Bauernfeld, Eduard 177.
- Bayer, Maly, Tochter des Eichendorffschen Gutsverwalters 230.
- Bernadotte 32. 74.
- Berthold, Friedr. Wilhelm 117.
- Bessel, Friedr. Wilhelm 116. 117.
- Besserer - Dahlfingen, Ludwig von 181. 203. 207. 228. 231. 233.
- Therese von 91. 181. 203. 207. 228ff.
- Besserer-Dahlfingen, Anna von 230.
- Helene von 230.
- Bethmann, Heinrich Eduard 20. 53.
- Beyer, Rudolf von 131.
- Bordes, des, Luise von 188.
- Bornträger, Gebr., Verleger 119.
- Boyen, Leopold Hermann Ludwig von 105.
- Bießer, Karl 76.
- Blücher, Gebhard, Lebrecht Fürst von 76. 87. 88. 89.
- Borel, Eugen 159.
- Bourges, Maurice 159.
- Brandenburg, Hans 112.
- Brentano, Clemens 37f. 42ff. 44. 53. 81. 86. 132. 136. 157: „Romanzen vom Rosenkranz“ 53. 95. „Godwi“ 86. „Godel, Hinkel und Gackeleia“ 136.
- Brodhaus, F. A., Verleger 159. 191. 194.
- Brodhag, Verleger 141.
- Brüggemann, Joh. Heinr. Theod. 127.
- Brünneck, Magnus von 105.
- Brunner, Sebastian 59.
- Budde, Heinrich Wilhelm: „Australis“ 38f.
- Bülów von Dennyewitz, Friedr. Wilh., Graf 80.
- Busch, Ludwig 116f.
- Büsching, Joh. Gust. Gottlieb 82.

- Calderon 30. 171. 172. 194.
201: „Autos Sacramentales“
161. 167 ff.
- Campe, Joachim Heinr., Kinder-
bibliothek 15.
- Castelli, Ignaz Franz 177.
- Cervantes, Miguel de: „Don
Quixote“ 86.
- Chamisso, Adelbert von 129. 159:
„Deutscher Musenalmanach“
159.
- Claudius, Matthias 13. 15.
- Collin, Heinrich von 59.
- Cornelius, Peter von 138. 188.
- Corrodi, August 159.
- Cotta, Verleger 167.
- Creuzer, Friedrich 44.
- Cziupke, Paul „Viktor“ 17. 32 ff.
36. 49. 86.
- Dabelow, Christian 29.
- Daltowski, Buchdrucker 165.
- Daroust, Louis Nicolas 73.
- Demuth, Otto: „Das roman-
tische Lustspiel in seinen Be-
ziehungen zur dichterischen
Entwicklung Eichendorffs“
142 f.
- Dessauer, Joseph 174.
- Diepenbrock, Melchior von,
Fürstbischof 208: „Geistlicher
Blumenstrauß“ 135. 171.
- Dohna, Alexander Graf zu 72.
- Dörnberg, Wilh. Kaspar Ferd.
von 73.
- Dreves, Leberecht 182.
- Droste-Hülshoff, Annette Freilin
von 179.
- Droste - Vischering, Klemens
August, Freiherr von, Erz-
bischof von Köln 127. 165.
- Dümmler, Verleger 111.
- Dunder & Humblot, Verleger
144.
- Dunder, Alexander, Verleger
165.
- Dürer, Albrecht 48.
- Echtermeier, Ernst Theodor 163.
— und Ruge: „Hall. Jahr-
bücher f. deutsche Wissen-
schaft u. Kunst“ 163. „Musen-
almanach“ 164.
- Eichendorff, Konrad von 6.
— Hartwig Erdmann Freiherr
von 7.
— Johanna Freifrau von, geb.
von Salisch (des Dichters
Großmutter) 11.
— Adolf Freiherr von 7. 8 ff.
12. 13. 16. 21. 25. 49. 50.
96 f. 110.
— Karoline Freifrau von 7. 9.
11. 12. 25. 48. 50. 81. 85.
97. 109. 110.
— Luise Freilin von 25. 85. 180.
— Wilhelm Freiherr von 9. 12.
16. 17. 20. 21. 22. 32. 33. 39.
51. 52. 55. 69. 86 f. 98 ff.
109 f. 135. 141. 152 ff. 172 f.:
„Die zauberische Venus“ 95.
Liederproben in Alts „Zeit-
schrift für Wissenschaft und
Kunst“ 39. Gedicht an den
Bruder 100 f.
- Luise Freifrau von, geb. von
Larisch 50 ff. 64 f. 69. 70.
81. 90. 91. 157. 167. 173.
181. 203 ff. 232. Gedichte
an Eichendorff 64 f. u. 70.
- Hermann Freiherr von 85.
90. 132. 207. 229. 233.
- Alara Freifrau von 207.
- Anna Freilin von 159.
- Therese Freilin von, s. unter
Besserer.

Eichendorff, Joseph Freiherr von (Florens).

Schriften: „Bilderbuch aus meiner Jugend“ 11. 77. „Der Adel und die Revolution“ 11. Illustr. Naturgeschichte, Schlachtenpläne, Trauerspiel aus der römischen Geschichte 12. „Tagebücher“ 13. 33f. 36. 37. 49. 53. 54. 68. „Ahnung und Gegenwart“ 13ff. 49. 58. 61. 67. 81f. 83ff. 86f. 89. 96. 131. 141. 143. 145. 150. „Robert und Guiscard“ 46. 197. 200. 201. 206. „Zauberei im Herbst“ 49. 95. 201. „Gedichte“ 13. 36. 39. 46. 49f. 52. 61. 62f. 64. 66f. 70. 80. 90. 95. 96. 109. 112. 113. 115f. 125. 132f. 152ff. 157f. 159. 160. 161. 164. 165. 184. 188. 189. 199. 204. 210. 227. 238. 240. 241. „Ezelin von Romano“ 92. 119ff. 123. 124. „Sizilianische Vesper“ 124. „Das Marmorbild“ 93ff. 95f. 112. 201. „Julian“ 95. 197f. 200f. „Aus dem Leben eines Taugenichts“ 95. 111. 112ff. 132. 134. 141. 157. 160. 210. 238. „Die Entführung“ 95. „Eine Meerfahrt“ 95. 160. „Viel Lärmen um nichts“ 96. 138ff. 152. „Über die Folgen von der Aufhebung der Landeshoheit der Bischöfe und der Klöster in Deutschland“ 97f. „Der letzte Held von Marienburg“ 107. 121ff. 123f. „Die Wiederherstellung des Schlosses der deutschen Or-

densritter zu Marienburg“ 108. 165f. „Krieg den Philistern“ 111f. 118. 141. „Meierbeths Glück und Ende“ 118f. 141. „Die konstitutionelle Preßgesetzgebung in Deutschland“ 136f. „Allgemeine Grundsätze zum Entwurf eines Preßgesetzes“ 136f. „Entwurf eines Gesetzes über die Presse und ihre Erzeugnisse“ 137f. „Über Verfassungsfragen“ 137f. „Preußen und die Konstitutionen“ 137f. „Über die kirchlichen Wirren“ 137f. Album mit poetischen Beiträgen bekannter lebender Dichter Deutschlands zum Besten des Kölner Dombaufonds 138. „Dichter und ihre Gesellen“ 141. 143. 144ff. „Die Freier“ 141ff. „Wider Willen“ 143. 227. „Die Entführung“ 143. 160. „Das Schloß Dürande“ 159f. „Die Glücksritter“ 160. Gesamtwerke 160f. „Der Graf Lucanor“ 161. 162. „Geistliche Schauspiele von Don Pedro Calderon de la Barca“ 167ff. 197. „Zur Geschichte des Dramas“ 170f. 180. 194. „Geschichte der neueren romantischen Poesie in Deutschland“ 172. „Brentano und seine Märchen“ 172. „Die deutsche Salonpoesie der Frauen“ 172. „Landsknecht und Schreiber“ 172. 176. „Die neue Poesie Österreichs“ 172. „Die geistliche Poesie Deutschlands“ 172. „Die deutschen Volks-

schriftsteller“ 172. „Über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland“ 176. 177 ff. 186. 191. „Zur Geschichte des Dramas“ 170 f. 180. 194. „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands“ 180. 210 ff. 238. Vorwort zu den Gedichten von Dreves 182. „Libertas und ihre Freier“ 184 ff. 202. Besprechung der geistlichen Lieder von Luise von des Vorges 188. „Der deutsche Roman des 18. Jahrhunderts in seinem Verhältnis zum Christentum“ 180. 182 f. 191 ff. „Lucius“ 198. 218. 226. „Leben der hl. Hedwig“ 219 ff. 231 f. „Erlebtes“ 27. 38. 226. 231. „Johannes von Gott“ 227. „Tröstensamkeit“ 227. „Hermann“ 227. „Unstern“ 227. „Johann von Werth“ 227. „Bernhard von Weimar“ 227. „Das Wiedersehen“ 227. Eichens, Eduard 161. Eichhorn, Johann Albrecht Friedrich 164 f. Ellguthen Tanten s. unter Klock. Endlicher, Stefan 176. 181. Ennemoser, Joseph 72. Ferdinand III., König von Kastilien und Leon 162. Feuchtersleben, Ernst Freiherr von 176. 181. Fichte, Johann Gottlieb 53. Fick, Joseph 176. Fischer, Nikolaus, Propst 135. Flottwell, Eduard Heinrich von, Oberpräsident 105.

Fontane, Theodor, „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ 76. Forche 32. 35. Förster, Heinrich, Fürstbischof 208. 228. 231 f. Lebensskizze des Kardinals Melchior von Diepenbrock 208 f. Fouqué, Friedrich Baron von 62. 63. 72. 78. 82. 83. 90. 93. 99: „Sigurd und Eintram“ 82. „Zauberring“ 82. 95. „Undine“ 82. 86. „Frauentaschenbuch“ 93. 96. Gedicht an Eichendorff 63. — Karoline von, geb. von Briest 93. Frankl, Ludwig August 174. Franz I., Kaiser von Österreich 98. Franz Joseph, Kaiser von Österreich 176. Friedländer, Hermann: „Ansichten von Italien“ 98. Friedrich Wilhelm III. 53. 69. 71. 79. 89. 188. Friedrich Wilhelm IV. 54. 107. 126. 127. 128. 138. 161. 164. 165. Froriep, Ludwig Friedrich 27. Fühlich, Joseph von 175. Gall, Franz Jos. 26. Geibel, Emanuel 134. 179. Gelzer, Heinrich 217. Genz, Friedrich von 60. 66. Gersdorf, Bauinspektor 107. 165. Gertrud, Äbtissin von Quedlinburg 6. Gertrud 231; s. unter Larisch. Gerwinus, Georg Gottfried 217. Gneisenau, August Graf von 81. 87. 89.

- Goedeke, Karl: „Grundriß zur
Gesch. d. deutschen Dich-
tung“ 131.
- Goldschmit, Rudolf L. 200.
- Görres, Guido, „Hist.-polit.
Blätter“ 172.
- Joseph von 37f. 41 ff. 47.
53. 88. 128. 135. „Rhei-
nischer Merkur“ 88. „Althana-
sius“ 135.
- Goethe 19. 24. 26. 29. 30. 31.
42. 50. 124. 129. 134. 156.
194. 222. 226. „Cellini“ 53.
„Wilhelm Meister“ 86. 95.
96. „Götz von Berlichingen“
124.
- Gregor von Nazianz 201.
- Gries, Johann Diederich 44.
45. 86: „Ariost“, „Tasso“,
„Calderons Schauspiele“ 45.
- Grillparzer, Franz 176.
- Grimmelshausen, Hans Jak.
Christ.: „Simplizissimus“ 53.
86. 191.
- Grün, Anastasius 176: „Spazier-
gänge“ 202.
- Guklow, Karl 46.
- Habbel, Joseph, Verleger: „Hi-
storisch-krit. Eichendorff-Aus-
gabe“ 241.
- Hagen, August 117.
- Hahmann, Karl, Justitiar 36.
- Benigna Sophie Amalie 36.
- Halm, Friedr. (Münch.-Belling-
hausen) 177.
- Happel, Eberh. Werner, „Hap-
peli Curiositates“ 93.
- Hartmann 107.
- Hartung, Verleger 121.
- Hasenhut, Anton, Schauspieler
61. 101.
- Haugwitz, Otto Graf von 22.
- Heinke, Bernhard 12. 17. 21.
- Heinrich I., deutscher König 6.
- Hensel, Luise 135. 199.
- Herder, Joh. Gottfr. von 117:
„Stimmen der Völker“ 44.
- Hertlein, Kaplan 229. 230. 231.
- Hettner, Herm. Theodor 217.
- Heyse, Paul 130.
- Hippel, Theodor Gottlieb 117.
- Hißig, Julius Eduard 130. 134.
- Hofbauer, Klemens Maria 59.
202.
- Hofer, Andreas 72.
- Hoffmann, Ernst Theod. Ama-
deus 117. 179.
- Hohenzollern, Joseph, Prinz
von, Fürstbischof von Erm-
land 104. 115.
- Holtei, Karl von 92. 140: „Vier-
zig Jahre“ 92.
- Hofemann, Theodor 163.
- Hoverden, Julie Gräfin von 50.
- Hüfer, von (Adjutant Blüchers)
76.
- Hügel, Karl Freiherr von 176.
— Klemens Freiherr von 176.
181.
- Hurter, Friedrich von, Historio-
graph 175.
- Iffland, Aug. Wilh. 25. 30. 53.
- Immermann, Karl 30. 144.
- Jarcke, Karl Ernst 175. 181.
- Jahn, Friedrich Ludwig 71. 73.
75. 77.
- Julius, Nikolaus Heinrich 38.
39f. 161.
- Kaltenbaeck, Johann Paul 176.
- Kant, Immanuel 28. 29. 105.
117. 125.
- Karl IV., deutscher Kaiser 6.
- Kayhler, Adalbert 23. 28.

- Keller, Adalbert: Bibliotheca Castellana 162.
- Kerner, Justinus 44. 62: „Deutscher Dichterwald“ 62.
- Kersting 76.
- Kieß, August 188.
- Kleist, Heinrich von 53. 66. 132.
- Klemens August s. Drost-Vischering.
- Kloch, Karoline, Freiin von s. unter Eichendorff.
- von („Ellguther Tanten“) 18.
- Kniewel, Theodor 107. 109.
- Koberstein, Karl August 217.
- Koch, Max 93.
- Köhler, Rektor 18.
- König 29.
- Körner, Theodor 59. 72.
- Kortüm, Schulrat 127.
- Kosch, Wilhelm: „Romantische Bücherei“ 163.
- Kösel, Verleger 213.
- Koheue, August von 18. 30.
- Krauseneß 105.
- Kugler, Franz 130.
- Lafontaine, Aug. Heinr. Julius 29f.
- Larisch, Johann von 51.
- Helene von, geb. v. Czentner 51.
- Anton Florian Blasius Heinrich von, Schwager Eichendorffs 231.
- Molly von, geb. v. Westphal 231 (Schwägerin Eichendorffs).
- Alwin von 231.
- Viktor von 231.
- Gertrud von 231.
- Luise von s. unter Eichendorff.
- Leopold II., deutscher Kaiser 7.
- Lessing, Gotthold Ephraim 56. 214. 217.
- Levin, Herbert: „Heidelberger Romantik“ 40.
- Lobeck, Christian Aug. 44.
- Loeben, Otto Heinrich Graf von: „Isidorus Orientalis“ 37ff. 48. 52. 60. 61. 62. 99. 143. 157. „Hesperus“ 60. „Arabien“ 60. 61. 85f.
- Lorinser, Franz 172.
- Liebeskind, A. G., Verleger 177.
- Lichtenstein, Fürst von 7.
- Liguori, Alphons von 59.
- Loke, Hermann, Göttinger Gel. Anzeiger 215.
- Louis Ferdinand, Prinz von Preußen 86.
- Luise, Königin von Preußen 53.
- Lühow, Ludw. Adolf Wilh. von 71. 72.
- Lyon, Komponist 129.
- Maly s. unter Bayer 230.
- Manso, Joh. Kasp. Friedr., Philologe 21. 66.
- Manuel, Don Juan 161. 162.
- Marggraff, Hermann: „Blätter für liter. Unterhaltung“ 216.
- Maria Theresia, Kaiserin 176.
- Marmier, Xavier 159.
- Maximilian, Erzherzog von Este 59.
- II., König von Bayern 189.
- Mayer, R., Schauspieler 62.
- Meinert, Hugo: „Volkslieder des Ruhländchens“ 189f.
- Mendelssohn 52.
- Benny 87: „Das germanische Europa“ 88.
- Emmi 130.
- Joseph, Bankier 81.
- Moses, Philosoph 57. 81.

- Mendelssohn-Bartholdy, Felix 129. 130. 133.
Menzel, Wolfgang 144: „Literaturblatt“ 216.
Metternich, Klemens, Fürst von 135. 176.
Mozart 19.
Müller, Adam 53. 59. 60. 98.
— Johannes von 66.
— Jakob, Mitschüler Eichendorffs 19.
— Wolfgang (von Königs-
winter) 132.
Napoleon 8. 31. 66. 69. 75.
77. 86. 179.
Neumann, David von, Oberst 35
Ney, Michel, franz. Marschall 87.
Nicolai, Christoph Friedrich 76:
„Sebalduß Rothanker“ 214.
Nicolovius, Georg Heinrich 127.
Novalis 24. 157. 179: „Heinrich
von Ofterdingen“ 95. 96.
Onkel 231, s. von Larisch, Anton
Heinrich.
Opiz, Martin 213.
Baul, Jean 21. 34. 82.
Petersdorf von, Major 74.
Pfizner, Hans 129.
Phillips, Georg 172.
Pichler, Karoline 60.
Pilat, Anton von 60.
Platen, August Graf von: „Li-
teraturkomödien“ 119. 144.
Prohaska, Eleonore 72.
Raabe, Joseph, Bildnis- und
Historienmaler 65.
Radowiz, Joseph von 188.
Raimund, Ferdinand, Schau-
spieler und Bühnendichter
101.
Ranegger, Franz 217.
Rauch, Christian, Bildhauer 138.
Raumer, Friedrich von 92. 129:
„Geschichte d. Hohenstaufen“
92. 123.
Reichardt, Joh. Friedr., Kapell-
meister 29.
Reichensperger, August 189.
Reil, Professor 27.
Reinhard, Ewald 124.
Reinkens, Hubert Joseph 218.
Richter 77.
Riedel 72.
Roschmann - Hörburg, Anton
Leopold von 98.
Rosentrantz, Karl, Philosoph 117.
Ruge, Arnold s. auch unter
Echtermeier.
Rumpelt, Berthold, Privat-
dozent 206.
Sachs, Hans 48.
Salice, Kaufmann 18.
Sämann, Komponist 109.
Saphir, Moriz 140.
Sartori, Franz 61.
Savigny, Friedr. Karl von 81.
129. 188.
— Kunigunde von, geb. Bren-
tano 81. 188.
Schack, Adolf Friedrich Graf von:
„Geschichte der dramat. Lite-
ratur und Kunst in Spanien“
168 ff.
Schaeffer, Karl 80 f.
Schall, Karl: „Deutsche Blätter“
140 f.
Scharnhorst, Gerh. Joh. David
von 73. 75.
Schenkendorf, Max von 106. 117
Schill, Ferdinand von 71.
Schiller 19. 30. 31. 194. 195.
201. 217: „Wallenstein“ 124.
„Wilhelm Tell“ 124.

- Schimonsty, Johann Emanuel von, Fürstbischof 18.
 Schlegel, August Wilhelm von 45. 143. 171. 179.
 Schlegel, Friedrich von 24. 55 ff. 58. 59. 81. 82. 132. 143. 179. 180: „Jon“ 30. „Geschichte der alten und neuen Literatur“ 217.
 — Dorothea von 57f. 59. 71. 81: „Florentin“ 57. 86.
 Schleiermacher, Friedrich 22. 23f. 28.
 Schmalz, Theodor 29.
 Schmedding, Johann Heinrich 98. 127.
 Schnaase, Karl 117. 118: „Geschichte der bildenden Künste“ 108.
 Schöll, Adolf 83. 134: „Poesie in Deutschland, Jos. Freih. von Eichendorffs Schriften“ 134.
 Schön, Heinrich Theodor von 104. 105. 106. 107. 108. 116. 126. 129. 132. 136. 137. 165. 166. 188. 208. 238.
 Schöningh, Ferdinand, Verleger 210.
 Schöpp, Joseph (Eichendorffscher Diener) 26.
 Schrag, Joh. Leonhard, Verleger 82.
 Schubert, Friedr. Wilh.: „Jahrbücher Johannes Lindenblatts oder Chronik Johannes von der Pusilie“ 124.
 Schulenburg, von der 6.
 Schulhof, Hilda 156f.
 Schumann, Robert, Komponist 129.
 Schuster, Jos. Anton 61.
 Schük, Christian Gottfried 23: 28.
 Schwab, Gustav 62. 159.
 Schwarzenberg, Karl Philipp, Fürst von 78.
 Schwarzenberg, Friedrich, Fürst von: „Aus den Papieren eines verabschiedeten Landknechts“ 176.
 Scott, Walter 118.
 Sedlnitzky, Gräfin von 20.
 Shakespeare 119. 124. 143. 144. 171. 194. 195: „Was ihr wollt“ 143. „Der Widerspenstigen Zähmung“ 162.
 Simion, Markus, Verleger 163.
 Sivers, Jegór von 189: „Palmen und Birken“ 189.
 Sontag, Joseph, Förster 17.
 Steffens, Heinrich 22. 23f. 27. 29. 38. 41.
 Stein, Heinr. Friedr. Karl Freiherr vom 71. 104: „Stein-Hardenbergische Gesetzgebung“ 137.
 Stifter, Adalbert 179. 237.
 Stolberg, Christian Graf von 127.
 Stolberg, Friedrich Leopold Graf von 127.
 Storm, Theodor 130. 131. 156.
 — Gertrud 130.
 Strauß, Gerhard Friedr. Abraham: „Dionysius“ 20. 32. 38f. 61. 85.
 Ström 76. 77.
 Tante 231; s. v. Larisch, Molly.
 Tauenzien, Bogislaw Graf von 80.
 Tettenborn, Friedr. Karl Freiherr von 74.
 Thibaut, Anton Friedr. Justus 36. 37. 44. 45.
 Thorbeck 62.
 Thun, Leo Graf von 176.

Tiedt, Ludwig 44. 92. 112. 129.
132. 143. 157. 161. 179. 189.
„Sternbald“ 24. 86. „Mär-
chen“ 95. „Der getreue
Eckart“ 95. „Gerbino“ 111.
„Literaturkomödien“ 119.
Tschernitschew, Alexander Graf
74.

Uhden, Staatsrat 52.
Uhland, Ludwig 44. 62. 216.
Unzelmann, Schauspieler 20. 53.

Bandamme, Dominique René
73.

Varnhagen von Ense, Karl Aug.
62. 72. 73.

Veit, Philipp 58. 71. 72. 73.
76. 77. 78. 81. 98.

Viktor f. Ägypte.

Viktor 231 f. u. Larisch.

Vilmar, Aug. Friedr. Christian
238.

Vischer, Friedrich Theodor:
„Jahrbücher der Gegenwart“
215.

Voigt, Johannes 117. 124. 165:
„Jahrbücher Johannes Lin-
denblatts oder Chronik Jo-
hannes von der Pustilie“ 124.

„Geschichte Marienburgs“
124. „Geschichte der Ei-
dechsen-Gesellschaft“ 124.
Voigt & Günther, Verleger 197.
200. 218.

Wagner, Peter, Musikhistoriker
130.

Waldmoden, Ludwig Graf von
73. 74.

Weber, Karl Maria von, Kom-
ponist 129.

Weise, Christian Felix: „Kinder-
freund“ 18.

Werner, Zacharias 117.

Wiesel, Pauline 86.

Wilczek, Joseph Graf von 55.

Willmann, Hausarzt Eichen-
dorffs 230.

Wobeser, von Generalleutnant
79.

Wolf, Friedr. Aug. 22. 28. 32.

— Hugo 129.

Woltär, Joh. Christian 29.

Woronzow, Michail Semano-
witsch Graf von, russ. Feld-
marschall 74.

Wort von Wartenburg, Hans
David Ludw. Graf 117.

2. Orte.

Aachen 88. 207. 229. 233.
Angern, Schloß in der Alt-
mark 6.
Ansbach 36.
Aschaffenburg 48.
Auerstadt 34.

Baden bei Wien 180.

Berlin 19. 29. 52f. 59. 77. 81.
87. 92. 95. 97. 101. 111.
116. 118. 126ff. 128. 130.
131ff. 134. 135. 136. 138.

140. 144. 152. 157. 159.
163. 165. 181. 188. 189. 233

Bollersdorf (Mark) 7.

Bonn 65. 88. 132. 144. 233.

Brandenburg (Alt-) 6.

Braunschweig 15.

Bremen 74.

Breslau 8. 17ff. 21. 34. 52.

65. 66. 69. 71. 81. 82. 91.

92. 98. 101. 118. 124. 173.

206. 218. 229. 232.

Brünn 36.

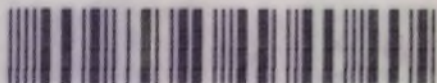
- Cannes 87.
 Compiègne 90.
 Cöthen 181. 203.
 Danzig 102. 104. 107. 109. 110.
 112. 115. 116. 165. 167.
 172. 173.
 Dömitz 73.
 Dorpat 35.
 Dresden 17. 58. 65. 78. 129.
 181. 182. 184.
 Düsseldorf 30. 88. 132. 159.
 Eichendorf bei Passau 6.
 Eichendorfer-Mühle (Markt) 7.
 Eichendorf bei Kalbe 6.
 Elba 87.
 Ellguth 18.
 Frankenstein (Schles.) 135.
 Frankfurt a. M. 48. 144.
 Frauenburg 115.
 Freiburg (Schweiz) 125. 130.
 Diebichenstein bei Halle 24. 29.
 Glas 78.
 Gleiwitz 48.
 Graubenz 144.
 Grimma 71. 75.
 Grzegorzowitz 7.
 Gumbinnen 104.
 Gurek 7.
 Haag 173.
 Halle 21. 22 ff. 25. 26. 27 ff. 30.
 32. 36. 41. 157.
 Ham 90.
 Hamburg 13. 15. 26. 39. 73.
 144. 161. 182.
 Hannut 88.
 Hasengarten (im Lubowitzer
 Park) 13. 49.
 Havelberg 75. 77.
 Heidelberg 19. 20. 35. 36 ff. 40 f.
 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48.
 50. 53. 61. 157. 200 f. 202.
 Herzhorn 7.
 Iglau 36.
 Jhlow 7.
 Innsbruck 98. 173.
 Jägerndorf 7.
 Jauernig 209.
 Jena 34.
 Johannesberg (Schloß) 208 f.
 219. 228. 229.
 Jülich 88.
 Kaisersbach bei Melzheim 63.
 Kalbe 6.
 Karlsbad 17. 203.
 Kassel 74.
 Kempten 213.
 Koblenz 126.
 Köln (Dombau) 138.
 Königsberg i. Pr. 29. 98. 116 f.
 118. 119. 124. 125. 126.
 140. 165. 166. 188 f.
 Kosel 35.
 Krawarn (Deutsch-) 7.
 Krefeld 88. 90.
 Küstrin 34.
 Landsbut 39.
 Lauchstädt 26. 30. 31.
 Leobendorf (Schloß) 55.
 Leipzig 25. 73. 74. 177. 191.
 194. 197. 200. 218.
 Lienz 98.
 Linz 36.
 Lübben 77.
 Lübbenau 77.
 Lubowitz 7. 8 ff. 11. 13. 17.
 19. 21. 32. 34. 35. 36. 48.
 49. 50. 54. 81. 86. 90. 95.
 97. 109. 131. 158. 202. 207.
 Lübeck 26.
 Lüneburg 71.
 Lüttich 87. 88.
 Lützen 73.
 Magdeburg 6. 34.
 Marienburg 106. 107. 108. 165.

- Marienwerder 102.
 Meißelheim 77.
 Meißen 73.
 Merseburg 25.
 Meß 47.
 Möckern 71.
 Möglin 7.
 Moskau 69.
 München 135. 136. 144. 172. 213.
 Münster 144.
Mamur 88.
 Nauenburg (Schlesien) 65.
 Naumburg 25.
 Neisse 77. 203 ff. 207. 228. 229.
 231. 233.
 Neuß 88.
 Neustadt (Schlesien) 231.
 Nojon 90.
 Nürnberg 36. 46. 48. 82.
 Oliva bei Danzig 104.
 Olmütz 7.
 Ottmachau 229.
Baderborn 210.
 Paris 12. 32. 46 f. 48. 79. 81. 89.
 Passau 6.
 Perleberg 75.
 Pilgram 7.
 Pleß 98.
 Pogrzebin 51. 118.
 Prißchwiß 72.
 Prag 17. 78.
Quedlinburg 6.
 Radoschau 7. 8. 11. 97. 131.
 Ratibor 8. 16. 36. 81.
 Regensburg 36. 48. 241.
 Reichenberg 7.
 Rohrbach bei Heidelberg 48.
 Rom 114.
 Rovereto 98.
 Salzburg 135.
 Sarnen (Schweiz) 125.
 Schulzendorf 7.
 Schweidnitz 73.
 Sebnitz (Schloß) 55.
 Sedlitz 7. 172. 189 f. 228. 229.
 Silberhammer bei Danzig 111.
 Slawitau 7. 97. 131.
 Spandau 34.
 St. Jerusalem (Friedhof bei
 Neisse) 231.
 St. Rochus bei Neisse 207.
 Sternberg 7.
 Stettin 34.
 Storkow 7.
 Straßburg 46.
 Straußberg 7.
 Stuttgart 141. 162. 163. 167.
 Summin (Eichendorffsches
 Jagdschloß) 7. 16. 48. 131.
 Torgau 78. 79. 80. 81.
 Toft-Peistretscham 7. 16. 131.
 Travemünde 26.
 Trient 98. 135.
 Troppau 7. 16. 34.
Benedig 46. 76. 173.
 Versailles 89.
Wandsbek 13. 15.
 Waterloo 80. 88.
 Weimar 26. 124. 134.
 Wetzheim 62.
 Werthau (Schlesien) 65.
 Wien 48. 49. 53. 54 ff. 57. 58.
 59. 60. 61 ff. 64. 65. 71. 83.
 95. 98. 101. 135. 143. 151.
 157. 173 ff. 176. 177. 180.
 181. 202. 233: Carolinisches
 Gartenpalais 60.
 Wittenberg 80.
 Würzburg 48.

Wojewódzka Biblioteka

Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu

8040 S



001-008040-00-0

Joseph
Freiherr von
Eichendorff

sein Leben u.
seine Schriften

E. S. Amelangs
Verlag
Leipzig